

**МИНИСТЕРСТВО ОБРАЗОВАНИЯ РОССИЙСКОЙ ФЕДЕРАЦИИ
САМАРСКИЙ ГОСУДАРСТВЕННЫЙ УНИВЕРСИТЕТ**

**Филологический факультет
Кафедра немецкой филологии**

О.Ю. Максимов

**ХРЕСТОМАТИЯ
ПО СТРАНОВЕДЕНИЮ
ГЕРМАНИИ**

Учебное пособие для студентов 2 курса
специальности “Немецкий язык и литература”

Издательство “Самарский университет”
2003

*Печатается по решению Редакционно-издательского совета
Самарского государственного университета*

ББК 81.2. Нем.
УДК 91
М 171

Максимов О.Ю. Хрестоматия по страноведению Германии.
Учебное пособие. Самара: Изд-во «Самарский университет», 2003. 148 с.

Данное учебное пособие предназначено для студентов 2 курса специальности “Немецкий язык и литература” и полностью соответствует программе курса страноведения.

Хрестоматия состоит из текстов оригинальных немецких источников: исторических произведений, учебников, а также газетных и журнальных статей. Тексты посвящены важным историческим событиям германской истории, деятелям в сферах культуры, политики и религии, достопримечательностям Германии.

Тексты подразделены на блоки, соответствующие конкретному историческому периоду истории Германии; каждый раздел предваряется хронологической таблицей.

ББК 81.2. Нем.
УДК 91

Рецензент ст. преп. кафедры переводоведения и сопоставительного языкознания Самарской гуманитарной академии А.А.Калашников.

INHALTSVERZEICHNIS

1. Voraussetzungen deutscher Geschichte	4
2. Die Germanen - unsere barbarischen Vorfahren	8
3. Rekonstruktion der Varus-Schlacht	21
4. Die germanische Mythologie	23
5. Hochmittelalter	31
6. Otto I.	34
7. Spätmittelalter	50
8. Reformation und Glaubenskriege	54
9. Das Zeitalter des Absolutismus	58
10. Friedrich II. von Preußen	62
11. Maria Theresia	74
12. Deutschland in der Zeit der französischen Vorherrschaft	88
13. Napoleon Bonaparte	92
14. Widerstand gegen die französische Fremdherrschaft	92
15. Fichtes „Reden an die deutsche Nation“	95
16. Die Befreiungskriege	97
17. Der Wiener Kongress	100
18. Das Metternichsche System des europäischen Gleichgewichts	102
19. Restauration und Revolution	104
20. Die Heilige Allianz	108
21. Der Deutsche Bund	110
22. Kotzebue	114
23. Hambacher Fest	116
24. Das Lied der Deutschen	117
25. Gottlieb Biedermaier	120
26. Biedermeier	121
27. Bürgertum	124
28. Burschenschaften	125
29. An meine lieben Berliner!	128
30. Verfassung des deutschen Reiches	129
31. Reaktion und Bismarckzeit	133
32. Bad Ems	137
33. Die Emser Depesche	137
34. Kaiserproklamation in Versailles	140
35. Wilhelminisches Zeitalter und Erster Weltkrieg	142
36. Deutsche Herrscher (Zeittafel)	146
37. Quellennachweis	148

VORAUSSETZUGEN DEUTSCHER GESCHICHTE

113-101 v.Chr.	Kämpfe der Römer mit Kimbern und Teutonen
58 v. Chr.	Sieg Cäsars über den Sweben Ariovist bei Mülhausen
12-9 v. Chr.	Germanenkriege des Drusus
4-6 n. Chr.	Germanenkriege des Tiberius
9 n. Chr.	Schlacht im Teutoburger Wald
69-70	Aufstand des Batavers Civilis
ab ca. 90	Bau des Limes
um 98	Tacitus' <i>Germania</i>
166-175;177-180	Markomannenkriege Mark Aurels
um 260	Besetzung des Dekumatlandes durch die Alemannen
375	Hunneneinbruch (Zerstörung des Gotenreiches)
378	Schlacht bei Adrianopel
410	Plünderung Roms durch die Westgoten
419-711	Westgotenreich (bis 507 um Toulouse, dann in Spanien)
429-534	Vandalenreich in Nordafrika
443-534	Burgunderreich in den Westalpen
451	Schlacht auf den Katalaunischen Feldern
453	Tod Attilas
455	Plünderung Roms durch die Vandalen
476	Absetzung des letzten weströmischen Kaisers Romulus Augustulus durch den Skiren Odoaker
482-511	Chlodwig König der Franken
486/487	Sieg Chlodwigs über den römischen Statthalter Syagrius
493-526	Theoderich der Große Ostgotenkönig in Italien
um 498	Taufe Chlodwigs
507	Verdrängung der Westgoten aus Gallien durch Chlodwig
531	Vernichtung des Thüringerreiches durch die Franken
534	Vernichtung des Burgunderreiches durch die Franken
534	Vernichtung des Vandalenreiches durch Byzanz
535-553	Ostgotenkriege Kaiser Justinians des Großen
568-774	Langobardenreich in Italien
687	Sieg Pippins des Mittleren bei Tertry
711	Vernichtung des Westgotenreiches durch die Araber
741-768	Pippin der Jüngere
751	Absetzung des letzten Merowingers
754	Pippinsche Schenkung
5. Juni 754	Märtyrertod des Bonifatius
768-814	Karl der Große

772-804	Sachsenkriege
774	Vernichtung des Langobardenreiches durch Karl den Großen
25. Dez. 800	Kaiserkrönung Karls des Großen
814-840	Kaiser Ludwig der Fromme
817	Ordinatio Imperii
842	Straßburger Eide
843	Teilungsvertrag von Verdun
843-876	Ludwig der Deutsche ostfränkischer König
870	Teilungsvertrag von Meerssen
876-887	Karl der Dicke ostfränkischer König (881 Kaiser)
880	Teilungsvertrag von Ribemont
887-899	Arnulf von Kärnten ostfränkischer König (896 Kaiser)
900-911	Ludwig das Kind (letzter ostfränkischer Karolinger)

Die Zeit von den ersten Begegnungen germanischer Stämme mit dem die Welt beherrschenden Römischen Reich bis zu den Teilungen des Frankenreiches der Karolinger ist noch keine deutsche Geschichte. Es ist zwar mehrfach der Versuch gemacht worden, diese Jh.e für die deutsche Geschichte zu vereinnahmen, die großen Gestalten dieser unruhigen Zeiten, wie Arminius, Theoderich, Chlodwig, Karl der Große, als deutsche Nationalhelden zu deklarieren, so vor allem in der romantisch-nationalistischen Geschichtsschreibung des 19. Jhs und, diese fortsetzend und ins Maßlos-Gigantische steigend, in der rassistisch-großgermanischen Ideologie des Nationalsozialismus. Diese Versuche sind jedoch kläglich gescheitert. In diesem Zeitraum "europäischer Vorgeschichte" wurden schon Weichen für den Gesamtverlauf der deutschen wie der europäischen Geschichte gestellt. Solche epochemachenden Ereignisse - wenn sie auch den Zeitgenossen nicht immer so erschienen - waren unter anderem die Schlacht im Teutoburger Wald 9 n.Chr., durch die dem weiteren Ausgreifen des Römischen Reiches in den germanischen Raum ein Ende gesetzt wurde, die Schlacht auf den Katalaunischen Feldern 451, in der ein römisch-germanisches Heer die Expansion der Hunnen vom Osten her beendete, und die Schlacht bei Tours und Poitiers 732, in der der fränkische Hausmeier Karl Martell dem Vormarsch der arabisch-islamischen Eroberer von der Iberischen Halbinsel her Einhalt gebot. Die Ergebnisse dieser Schlachten waren für die ethnische, zum Teil auch für die religiöse Formung Europas tatsächlich von weitreichender Bedeutung, wenn man auch heute mit gutem Grund die Geschichte nicht mehr in erster Linie unter dem Gesichtspunkt militärischer oder sonstiger machtpolitischer Hauptereignisse betrachtet. Andere grundlegende Entscheidungen der europäischen Geschichte waren z. B. das mit der kirchlichen Königssalbung Pippins des Jüngeren 751 und der

Pippinschen Schenkung 754 eingeleitete und in der Kaiserkrönung Karls d. Gr. im Jahre 800 gipfelnde Bündnis zwischen Papsttum und fränkischem, später deutschem Königtum, das dem ganzen Mittelalter seinen Stempel aufdrückte, und die schrittweise Trennung zwischen West- und Ostfränkischem Reich, die im 10. Jh. Frankreich und Deutschland entstehen ließ. Viele Entwicklungen werden hingegen nicht in einmaligen Ereignissen fassbar. Das betrifft auch eine der bedeutsamsten Epochengrenzen der europäischen Geschichte: den Übergang von der Antike zum Mittelalter. Der im Grunde recht farblose Begriff "Mittelalter" wurde von den Humanisten des 15. Jhs geprägt, die ihre eigene Gegenwart als neues Zeitalter verstanden, sich dabei aber auf die klassische und frühchristliche Antike beriefen und die dazwischenliegenden Jh.e als eine Zeit des Verfalls und der Barbarei auffassten, wenn man auch in den deutschen Humanistenkreisen die Glanzzeit des mittelalterlichen Kaisertums durchaus zu würdigen wusste. Die sich aus dem dreigliedrigen Periodenschema ergebende Frage nach der Abgrenzung der Epochen voneinander hat insbesondere im Hinblick auf die Zeitenwende von der Antike zum Frühmittelalter zu einer bis heute nicht abgeschlossenen Diskussion geführt. Als Epochengrenzen wurden z. B. der Sieg Konstantins d. Gr. über Licinius 324, der seine Alleinherrschaft begründete, der Einbruch der Hunnen 375, der die eigentliche Völkerwanderung einleitete, das Ende des weströmischen Kaisertums 476, der Langobardeneinfall in Italien 568, ja sogar die Kaisererhebung Karls d. Gr. 800 vorgeschlagen, doch keines dieser Ereignisse hat für sich allein ein neues Zeitalter heraufgeführt, so dass man statt dessen eine längere Übergangszeit annimmt: die Völkerwanderungszeit vom 4. bis 6. Jh. Der Einbruch der Germanen in das Römische Reich, veranlasst durch das Vordringen der Hunnen nach Westen, sprengte machtpolitisch gesehen im 5. Jh. die Einheit der westlichen Reichshälfte, wengleich die Germanenreiche wichtige Elemente der römischen Verwaltung übernahmen und auch im Bereich der Kultureinrichtungen (v. a. im Weiterbestehen des antiken Städtewesens) sich noch sehr lange große Unterschiede zwischen den Gebieten unter ehemals römischer Herrschaft und den zu keiner Zeit von Rom beherrschten Ländern erhielten. Auch die Bewahrung und Ausbreitung des christlichen Erbes der Antike war ein bedeutender Faktor der Kontinuität. Andererseits gaben germanische Rechtsvorstellungen der mittelalterlichen Kirche ein charakteristisches Gepräge. Aus der Auffassung, dass die Errichtung von Kirchen und Klöstern auf eigenem Grund und Boden den Grundherrn auch zum Herrn der Kirche mache, erwuchs das sogenannte Eigenkirchenwesen, das die alte bischöfliche Kirchenverfassung gefährdete und schließlich im Hochmittelalter von reformerischen Kräften in der Kirche bekämpft wurde.

Die Doppelfunktion von Herrschaft und Schutz bestimmte auch das Verhältnis zwischen dem Papsttum und dem fränkischen Königtum, als letzteres das byzantinische Kaisertum als Schutzmacht der Päpste und des entstehenden

Kirchenstaats abgelöst hatte und dies auch mit der Annahme des Kaisertitels dokumentierte. Lateinische und griechische Christenheit gingen zunehmend getrennte Wege, was sich schon früher abzeichnete, aber erst 1054 zur förmlichen Kirchenspaltung führte. Im Abendland blieben Papst und Kaiser während des ganzen Mittelalters die führenden Gewalten, wobei in den ersten Jh.en die weltliche Macht faktisch die Vorherrschaft ausübte. Der "Staat" des frühen Mittelalters war ein aristokratischer Personenverband, der von dem aus dem ständigen Heerführertum der Wanderungszeit hervorgegangenen Königtum (Heerkönigtum) geführt wurde und gekennzeichnet ist durch das Nebeneinander von königlichen und adligen Herrschaftsrechten sowie die geringe institutionelle Ausgestaltung. Mögen auch dem Königtum noch Vorstellungen von einem der Königssippe zugeschriebenen "Königsheil" anhaften, so hat doch erst die Verchristlichung der Königs-idee, die in der Salbung zum Ausdruck gebrachte christliche Überhöhung dem mittelalterlichen Königtum zu einer gewaltigen Machtsteigerung verhelfen, die der regierenden Dynastie den Vorrang vor allen anderen Adelssippen gab. Die Kirche, die die Königswürde als ein von Gott verliehenes Amt verstand, wurde so zu einer Stütze der weltlichen Gewalt. Die Vorrangstellung des Adels in der Gesellschaft des Mittelalters beruhte wesentlich auf seiner wirtschaftlichen Macht, auf Grundbesitz. Für die agrarisch bestimmte Wirtschaftsstruktur des Fränkischen Reiches war die Grundherrschaft - die Herrschaft über das Land und die darauf hausenden Leute - die bestimmende Organisationsform, in der sich germanische und spätantik-provinzialrömische Elemente mischten. Seit der frühen Karolingerzeit fand der Adel in steigendem Maße seine Bindung an den Herrscher im Lehnswesen. Der Gefolgschaftstreue und dem Gehorsam, die der Lehnsman zu leisten hatte, stand als Gegenleistung des Herrn das Lehen (Benefizium) gegenüber. Die nichtadeligen Freien gerieten im Laufe des 9. Jhs trotz königlicher Schutzgesetze zunehmend in Abhängigkeit von den Großen, häufig auch durch freiwilligen Eintritt in eine Grundherrschaft, die ihnen Schutz bot und die Abwälzung öffentlicher Lasten (wie Heerfolge) ermöglichte: innerhalb des Bauernstandes wurden durch den Aufstieg von Hörigen, Unfreien und durch das Absinken freier Bauern die Unterschiede von Freiheit und Unfreiheit in ihren mannigfachen Abstufungen allmählich eingeebnet, so dass sich ein relativ einheitlicher abhängiger Bauernstand entwickelte.

DIE GERMANEN - UNSERE BARBARISCHEN VORFAHREN

Wie ein Leichenbeschauer schreitet Museumsdirektor Christian Fischer durch den Mumienaal. Von Neonlicht bestrahlt, liegen 25 braune, vertrocknete Körper in Glasvitriolen. "Fast alles Ritualopfer", sagt der Experte und weist auf den Tollundmann. Das Bio-Relikt, rund 2000 Jahre alt, nackt, mit Lederkappe, trägt einen Strick um den Hals: "Seine Henkersmahlzeit bestand aus einer mit Kräutern gewürzten Mehlsuppe", erzählt Fischer, "dann wurde er erdrosselt." Die exquisite Mumienchau, die noch bis Ende Oktober im dänischen Silkeborg zu sehen ist, bezeugt einen grausamen Ritus germanischer Priester: "Feiglinge, Kriegsscheue und Schandkerle" wurden, wie schon der römische Historiker Tacitus (um 55 bis 120 n. Chr.) berichtete, im ^{Marast} Morast versenkt. Solch brachiale Menschenopfer ritzen zelebrierten die Nordeuropäer offensichtlich länger als bislang vermutet. Zahlreiche Moorleichen aus Dänemark und Holland wurden in den letzten Jahren mit Hilfe der C-14-Methode neu datiert. Ergebnis: Die Mehrheit der konservierten Leiber stammt nicht aus vorchristlicher Zeit, sondern aus dem 2. und 3. Jh. n. Chr. Auch für einige Funde aus deutschen Sümpfen liegen jetzt neue Altersbestimmungen vor. Haut- und Haarproben von 23 Moorleichen aus Niedersachsen und Schleswig-Holstein hat Wijnand van der Sanden am "Centrum voor Isotopen" untersucht. Zu den im Massenspektrometer analysierten Toten gehört der "Rote Franz". Der Tote (Fundort: Emsland) hat einen wallenden Rotschopf. Dem C-14-Test zufolge starb der Urniedersachse erst um 300 n. Chr. - in einer Zeit also, in der die Germanen bereits seit Generationen in Kontakt mit der Hochkultur Roms standen.

Das Umdatieren der Moormumien fügt sich nach Meinung der Experten nahtlos in ein verändertes Bild der deutschen Vor- und Frühgeschichte: Blutige Ritualmorde und archaische Stammesstrukturen, rückständige Technik und wiederkehrende Hungersnöte, verursacht durch primitiven Ackerbau - im Lichte zahlreicher neuer Ausgrabungen gewinnen die Urahnen der Deutschen ein immer primitiveres Antlitz. Solche Befunde stehen in scharfem Kontrast zum hehren Germanen-Mythos, wie er in völkisch gesinnten Zeiten überliefert wurde. Als Lichtgestalten und edle Recken haben sich die Germanen ins Seelenleben der Deutschen eingegraben. Edda und Nibelungenlied, Siegfried und Hermann der Cherusker - das war der Stoff für teutonischen Glanz und Gloria. Kupferstecher und Maler setzten die Fama schwülstig ins Bild. Auf unzähligen Kolossalgemälden triumphierten dralle blonde Helmträger über welsche Niedertracht. Im Nibelungen-Film von Fritz Lang (1922) läuft Siegfried barbrüstig im Lendenschurz aus Edelpelz umher, teutonischer Tiefsinn siedelt zwischen Thing-Stätten aus Pappmache.

Auf antike Zeugnisse hat sich der patriotische Nebel nie stützen können. "Starrsinnig" nannte Geschichtsschreiber Tacitus die Germanen, ein metsau-

fendes Volk, das "dem Trunk und dem Würfelspiel" verfallen sei. Der Philosoph Seneca (4 bis 55 n. Chr.) zeigte sich angewidert vom "wilden, unformbaren Geist" der blauäugigen Barbaren. Rund 40 germanische Stämme lebten während der Zeitenwende unter den nebligen Himmeln Nordeuropas. Ihre Hütten, fensterlos und bis zu 50 Meter lang, waren mit Schilf oder Binsen gedeckt. Zwischen den Flechtwänden klebten Lehm und Pferdemit. Auf höchstens eine bis drei Millionen wird die Kopffzahl der Germanen um Christi Geburt veranschlagt.

Zur selben Zeit wandelten in Rom rund 1 Million Menschen zwischen marmornen Säulen und farbenprächtigen Mosaiken umher. 300000 Legionäre von Schottland bis Armenien standen für das Imperium unter Waffen - ein Großreich, verbunden durch gepflasterte Straßen und eine strenge Militärbürokratie. Nahezu 500 Jahre lang lebten diese ungleichen Kontrahenten als Nachbarn - und blieben sich merkwürdig fremd. Ausweislich aller antiken Quellen hielten die Römer nur wenige germanische Kulturgüter für importfähig: das Blondhaar germanischer Frauen (zur Perückenproduktion), Bernstein, Seife, Rapunzeln und Haarpomade aus Butter.

Wie groß das Zivilisationsgefälle zwischen Römern und Germanen tatsächlich war, wird erst in jüngster Zeit durch eine Fülle archäologischer Erkenntnisse in seinem ganzen Ausmaß deutlich. Drei Hauptbefunde kristallisieren sich heraus:

1. Untersuchungen des Mecklenburger Archäo-Metallurgen Hauke Jöns zeigen, dass die Nordstämme "erst im 2. vorchristlichen Jh. Eisen verhüttet" haben - 400 Jahre später als bislang angenommen.

2. Pollenanalysen weisen daraufhin, dass die Völkerwanderung der Germanen nicht zuletzt durch Hungersnöte ausgelöst wurde.

3. Runenfunde lassen vermuten, dass dieses Schriftsystem von germanischen Söldnern entwickelt wurde, als sie mit lateinischen oder etruskischen Buchstaben in Kontakt kamen. Das ungelenke Runen-Alphabet ("Futhark") diente nie als Kommunikationsschrift. Überraschende Hinweise auf die rückständige Lebensweise der Nordländer lieferte ein archäologisches Großprojekt, das derzeit an Rhein und Donau läuft. Gesucht wird nach den Spuren eines antiken Kulturaustausches.

"Wie haben die Germanen auf den römischen Wohlstand, auf die wunderbaren Errungenschaften in ihrer unmittelbaren Nähe reagiert?" fragt Projektleiter Siegmund von Schnurbein, Chef der Römisch-Germanischen Kommission in Frankfurt; 23 Grabungsteams sollen das Rätsel lösen. Bislang waren die Wissenschaftler davon ausgegangen, dass an den Nahtstellen zwischen Nord und Süd reger Handel geherrscht habe und dass die Barbaren römisches Know-how, etwa den Weinbau, übernommen hätten. Nach neueren Forschungen war das nicht der Fall.

Südlich des "Limes" genannten, 550 Kilometer langen römischen Grenzwalls gegen die Germanen legten die Archäologen - von römischen Gutsherren geführte - Plantagenhöfe frei. In den Brunnen dieser Landgüter konnte die Botanikerin Angela Kreuz Samen von 15 Obstsorten isolieren, dazu von "16 verschiedenen Gewürz- und Heilkräutern" - nach Ansicht von Kreuz ein Beweis für die "exorbitante Gartenkultur der Römer".

Nördlich der Grenzbauten dagegen, im Barbarenland, bietet sich ein Bild des Jammers. Jäh endet das Fruchtparadies. Auf karger Scholle baute der Urhesse eine magere Getreidesorte ("Emmer") und kümmerliche Hirse an. "In den germanischen Siedlungen haben wir bislang weder Obst- noch Gemüsesamen gefunden", sagt Kreuz. Nicht einmal der ertragreiche Dinkel, den die Römer kultivierten, sei von den archaischen Nachbarn übernommen worden. Und dennoch: Es war dieses rückständige Volk, das der Weltmacht Rom, wie der römische Historiker Orosius schrieb, den "größten und furchtbarsten Krieg" aufzwang. 30 Jahre lang, von 15 vor bis 16 n. Chr., tobte auf deutschem Boden ein militärischer Schlagabtausch, der erst jetzt detailliert ins Blickfeld der Archäologen gerät.

Auslöser der Konfrontation war Kaiser Augustus, der "Erhabene" (63 vor bis 14 n. Chr.). Kurz vor der Zeitenwende entwarf der Regent den ehrgeizigen Plan, die Grenze des römischen Imperiums bis zur Elbe vorzuschieben. Zahlreiche Kriege und Blutbäder waren die Folge.

Die berühmte "Schlacht im Teutoburger Wald" zeugt von der Brutalität der Auseinandersetzung. Unter Leitung des Cheruskerfürsten Arminius war es den Germanen 9 n. Chr. gelungen, rund 18 000 Elite-Legionäre totzuschlagen. Um nicht unter dem Opfermesser germanischer Priester zu sterben, stürzte sich der römische Statthalter Varus ins eigene Schwert. Der Versuch, den Feldherrn noch schnell zu bestatten, misslang. Chatten, Brukterer und Cherusker stürmten den Scheiterhaufen und schlugen der halbverkohnten Leiche den Kopf ab. Der Höhepunkt des großen Hauens und Stechens ereignete sich sieben Jahre nach dem Untergang der Varus-Armeen: Ein letztes Mal schickte sich der antike Großstaat an, den alles entscheidenden Offensivschlag gegen Barbaria zu führen. 8 Legionen, knapp 50000 Schwerstbewaffnete, standen dem Feldherrn Germanicus für den Überfall zu Gebote, rund ein Drittel der römischen Heeresmacht - eine ungeheure Truppenkonzentration. Mit Kettenpanzer (lorica), Schild (scutum), Wurfspeer (pilum) und den Nahkampfwaffen Schwert (gladius) und Dolch (pugio) gerüstet, sammelten sich die Legionäre im Sommer des Jahres 16 n. Chr. auf der "Insel der Bataver" (zwischen den Mündungsarmen von Maas und Rhein).

Auf 1000 Kriegsschiffen drangen die Soldaten in die Mündung der Ems vor. Dort - tief im Feindesland - ging das Heer an den morastigen Ufern an Land. In "Idistaviso", einem Ort, den die Althistoriker nördlich der Porta Westfalica vermuten, kam es zur offenen Feldschlacht. Das Barbarenheer musste eine

schwere Niederlage einstecken und floh. Germanicus setzte nach. Wie ein Lindwurm kroch der römische Legionstross durch die Wälder Hessens und Niedersachsens, ohne den Feind jedoch erneut stellen zu können. Der verlegte sich nun auf Guerrilla-Attacken und nutzte geschickt den Schutz der Wälder. Im Herbst zog sich der Feldherr unter schweren Verlusten aus dem Land mit den "widrigen Sümpfen" (Tacitus) zurück. Siege hatte er erzielt, aber keinen Sieg. Trotz des ungeheuren Aufwands an Menschen und Material war es wiederum nicht gelungen, den widerborstigen Geist der Germanen militärisch zu zähmen. Historiker deuten die erfolglose Aktion des Germanicus als "Wendepunkt der römischen Germanenpolitik". Für immer gaben die Cäsaren ihr Vorhaben auf, das wilde Nordland zu unterwerfen und als tributfähige Provinz heranzuziehen. Eine Entscheidung von welthistorischer Bedeutung: Nie wurde Nordeuropa romanisiert, nie wurden jene germanischen Stammesfürsten bezwungen, die um Christi Geburt zwischen Hessen, Jütland und Pommern über ihre Kleinvölker herrschten. Frei blieben die Sueben ("Schwabern") mit ihren seitlich gebundenen Haarknoten, unbesiegt die am Elbufer wohnenden Langobarden ("Langbärte"), die antiken Quellen zufolge mit gewickelten "Beinlingen" herumliefen. Solch unbeugsames Heroentum diente für Jh.e als Folie deutschen Überlegenheitsgefühls. "Urväter" wurden die Germanen genannt. Der Philosoph Fichte verlieh ihnen Anfang des 19. Jhs die Attribute Freiheitsliebe, Treue, edle Einfachheit. Bei Richard Wagner können die Hünen, getrieben von dämonischer Seelenqual, sogar singen.

Arthur Graf Gobineau (1816 bis 1882) brachte dann die biologische Karte ins Spiel. In seiner Rassenlehre rangierte der Germane als Prototyp des Ariers - ein biologischer Supermann, blond, blauäugig, sittenstreng, treu bis in den Tod und ausgestattet mit einer "geistigen Veranlagung" zum Herrenmenschen. Auf Fakten konnten sich solche Behauptungen kaum stützen. Fast spurlos ist die germanische Welt, die eine um zwei Jahrtausende ältere Kulturschicht von Hünengräbern und Hinkelsteinen ablöste, ins Dunkel der Geschichte wieder abgetaucht. Schriftliche Zeugnisse haben die Walhalla-Gläubigen kaum hinterlassen, ihr Hauptwerkstoff Holz verrottete im Boden. Und ihre Verstorbenen lösten die Nordländer in Rauch auf. "Die Toten wurden bekleidet, geschmückt und auf einem Scheiterhaufen verbrannt", erläutert der hannoversche Archäologe H.-J. Häßler. Der "Leichenbrand", kalzinierter Knochengrus, kam in eine Urne. Hunderttausende solcher Tongefäße lagern in deutschem Boden. Zu den größten Germanen - Nekropolen gehören Issendorf bei Stade (6500 Urnen) und das jüngst entdeckte Gräberfeld von Mühlen-Eichsen bei Schwerin. Auf dem Neun-Hektar-Areal werden 10000 Aschebehältnisse vermutet. Meist finden sich in den Urnen außer den Knochenbröseln nur Metallklammern ("Fibeln"), mit denen die Germanen ihre wollenen Gewänder über der Schulter schlossen - "ein typischer Einheitslook von Dänemark bis Polen", wie der Archäologe Jaspas von Richthofen sagt.

Luxusgüter wie Glasperlen und Schmuck, aber auch Eisenwaffen sind in den Gräbern selten anzutreffen. War der Germane ein Habenicht? Der Thing fand unter freiem Himmel statt. Kalender oder Töpferscheiben existierten nicht. Die Geldwirtschaft und das Königtum waren den Stammeskulturen fremd.

Unverblümete Skepsis gegenüber früheren Verklärungen der kriegsliebenden Metsäuer hatten schon in den achtziger Jahren DDR-Archäologen angemeldet. "Gering entfaltete Produktivkräfte sowie die unzulängliche Infrastruktur", so das Fazit der DDR-Forscher, hätten bei den germanischen Vorfahren "die Übernahme fortgeschrittener Technologie erschwert und verzögert". Solch ernüchternde Einsicht greift nun zunehmend Platz in der Altertumswissenschaft. Zahlreiche Landesdenkmalämter schürften in heimatlicher Erde nach den Spuren der Vorväter. Die von den Nazis als "Edelrasse" verklärten Urahnen zeigen ihr wahres Gesicht. Angefacht wurde der Forschungseifer nicht zuletzt durch die Wiedervereinigung. Brandenburg, Thüringen und Mecklenburg gelten als fundreiche Kernlande der Germanen. Anfang Oktober traten über 600 Forscher in Leipzig zum zweiten gesamtdeutschen Archäologenkongress zusammen, um die neuen Erkenntnisse zu diskutieren. Wie vorweltlich der nordische Siegfried sein Leben fristete, lässt sich nahe Cuxhaven aus erster Hand studieren. Nur wenige hundert Meter von der Nordseeküste entfernt stieß der Cuxhavener Kreisarchäologe Matthias Schön auf einen künstlich aufgeschütteten Siedlungshügel ("Wurt"), der sich ursprünglich wie eine Insel aus dem Marschland erhob. "Rund 200 Menschen vom Stamm der Chauken kämpften hier um ihr täglich Brot", sagt Schön. Ungehindert von Deichen konnten Sturmfluten heranrollen und das Ackerland überschwemmen. Im Winter war das Dorf für Monate nur mit dem Boot erreichbar. In diesem öden Gelände pflanzten die Bauern Getreide und Saubohnen an. Bohlenwege schufen Verbindungen quer durch den Morast. Besonders ertragreich war die archäologische Grabung auf dem Friedhof der Wurt. Dort stießen die Experten auf die letzte Ruhestätte des Dorfhäuptlings. Als Sarg diente ein 4 Meter langer Einbaum, der - großes Erstaunen - "die allerältesten Möbelstücke Deutschlands" enthielt. Zutage kam ein exotisch gestylter, niedriger Speisetisch mit fünf Füßen. Daneben lag ein "thronähnlicher Sessel", der eher an einen Waschtrog erinnert. Der Sitz ist aus einem hohlen Erlenstamm geschnitzt, 65 cm hoch und an der Lehne mit Hakenkreuzen-Mäandern verziert. Für Aufsehen sorgte auch ein Schemel, den der chaulkische Dorfschulze wohl als Fußbank benutzt hatte. Auf dem kleinen Tritt sind Runen eingeritzt. Eine Weissagung oder mythische Botschaft aus friesischer Frühzeit?

Anfang des Jahres gelang es dem Runenspezialisten Klaus Düwel von der Universität Göttingen, die zackigen Zeichen zu dechiffrieren. Danach machte sich Katerstimmung breit. Die Rune auf der Rückseite des Schemels bedeutet nichts weiter als "Schemel" - für Düwel ein Indiz für den noch "naiven" Umgang der Germanen mit der Sprache". Die Schreib- und Leseschwäche der Germanen

ist auch durch andere Runenfunde belegt. Meist prangen die Zeichen auf kostbaren Gegenständen und geben den Namen des Besitzers wieder. Schriftpassagen mit zehn oder mehr Zeichen sind selten. Lesen, so Runenforscher Düwel, "konnte sowieso kaum einer". Auch auf militärischem Gebiet haben die Urväter der Deutschen inzwischen ihren Glanz eingebüßt. Vor allem die "Schlacht im Teutoburger Wald" galt der völkisch ideologisierten Vorgeschichtsforschung bisher als Inbegriff germanischer Größe, Kraft und Herrlichkeit. Doch mit dem Auffinden des historischen Schlachtortes in Kalkriese nahe Osnabrück macht sich nun eine ernüchternde Erkenntnis breit. Rund 3000 Fundsplitter konnte Varus-Chefforscher Wolfgang Schlüter mittlerweile auf dem Kampfplatz ausgraben. Doch nicht eine einzige germanische Waffe ist dabei, weder Framen (Wurflanz) noch Saxen (Kurzschwerter) oder Holzkeulen. Für diesen Umstand gibt es eine plausible Erklärung: Die Chatten und Cherusker, miese Metallurgen, die sie waren, hätten mit selbstproduzierten Waffen niemals das mächtige Varus-Heer niederstrecken können. Die Kampftruppen des Arminius, behauptet der Würzburger Dieter Timpe, hätten vielmehr "fast ausschließlich aus abtrünnigen Auxilien" bestanden, germanischen Hilfsverbänden der Römer, die von der Fahne gegangen waren. Mit römischen Waffen bestens ausgerüstet, seien sie ihrem Dienstherrn meuchlings in den Rücken gefallen.

Auf einer Fachtagung letzten Monat in Osnabrück war von pathetischem Gedröhn denn auch wenig zu hören. Nur wenig Zuspruch fand der Osnabrücker Historiker Rainer Wiegels, der den Coup trotzig als "heldenhaften Abwehrkampf gegenüber drohender römischer Überfremdung" einstuft. In seinem Grußwort an den Kongress schlug Niedersachsens Ministerpräsident Gerhard Schröder einen anderen Ton an. Bei Kalkriese sei das "ruhmreiche römische Heer von einer Horde ungebildeter Mitteleuropäer" besiegt worden - ein Urteil, das dem Mitglied der Toskana-Fraktion genüsslich über die Lippen ging. Schröder liegt nicht so falsch. Auch die Forscherzunft ist dabei, das Scheitern von Augustus' Germanienpolitik umzuwerten. Roms Vorstoß an die Elbe habe einem "Einmarsch in die Dritte Welt" geglichen, meint der Wiener Historiker Herwig Wolfram. Die Feldherren Varus und Germanicus hätten an der Elbe "ihr Vietnam" erlebt. Quintessenz der neuen Einschätzung: Der römische Staat rückte von seinem Unterjochungsplan aus politisch-ökonomischem Kalkül ab - es lohnte sich einfach nicht, ein Land zu erobern, das sich selbst kaum ernähren konnte.

Doch auch der merkwürdige Expansionsdrang der Germanen gerät nun schärfer ins Blickfeld der Forscher. Explosionsartig breiten sich die Stämme um Christi Geburt in der nördlichen Hemisphäre aus. Bis nach Norwegen und in die Ukraine reichen die germanischen Siedlungsgebiete. Den bizarrsten Fußweg legten die Goten zurück. Fünf Jh.e lang geisterte dieser Stamm durch halb Europa. Der polnische Archäologe Andrzej Kokowski hat den Irrlauf anhand

von Scherbenfunden und Siedlungsspuren detailliert rekonstruiert und in einem Buch dokumentiert. Ausgangspunkt der Goten-Wanderung ist demnach das schwedische Gotland. Von dort setzen Stammesteile mit Booten über die Ostsee und breiten sich im Danziger Raum aus. 160 n. Chr. rückt der Clan nach Südpolen vor. 70 Jahre später taucht er am Schwarzen Meer auf. Dort wird 375 n. Chr. das Ostgotenreich von den anstürmenden Hunnen zerschlagen - der Stamm flutet westwärts nach Böhmen. Der Höhepunkt der Bewegungslust wird im 5. Jh. mit der Völkerwanderung erreicht. Die Germanen, mittlerweile zu mindestens acht Großstämmen (Sachsen, Friesen, Franken, Alemannen, Goten, Wandalen, Angeln und Jüten) zusammengewachsen, branden wie die Lemminge in Richtung Süden. Unter dem Ansturm der Massen bricht das Imperium Romanum schließlich zusammen.

Doch welche Triebfeder steckte hinter der geheimnisvollen Mobilität? Was hielt die Barbaren pausenlos auf Trab? Und vor allem: Wo kamen die Invasoren ursprünglich her? Auf solche Rätselfragen nach der germanischen Rastlosigkeit gibt es nun Antworten. So ist es den Forschern gelungen, die mutmaßliche Heimat und Keimzelle der blonden Riesen ausfindig zu machen, ihren Wandertrieb mit Nahrungsproblemen und Klimaschwankungen zu erklären und die "raffigieriger Mentalität der Nordvölker zu belegen - auf Hungersnöte im eigenen Stammesgebiet reagierten sie mit Raubzügen, die sie immer weiter in die Feme trieben. Begehrlichkeiten weckte vor allem der Reichtum Roms. Die Geschichte Germaniens, so die Arbeitshypothese des Gottorfer Archäologen Michael Gebühr, sei "die Geschichte der Peripherie, die eine zum Teil parasitäre Raubexistenz auf Kosten des Zentrums der Hochkultur führte".

Besonders interessant ist die neue Theorie über das Ursprungsgebiet der Wodan-Anhänger. Vorgelegt hat sie der Sprachforscher Jürgen Udolph. Seine Behauptung: "Die Keimzelle der germanischen Kultur lag zwischen Harz, Rhön und Erzgebirge." Udolphs Beweiswerk, 1000 Seiten dick, wird in der Zunft derzeit heftig diskutiert. Bislang war die Heimat der blonden Recken (Durchschnittsgröße der Männer: 1,75 Meter) in Skandinavien vermutet worden. Das stimmt wohl nicht. 11000 deutsche Dorf- und Gewässernamen hat Udolph in seinem Wälzer mit Computerhilfe ausgewertet. "Ortsnamen sind die Friedhöfe der Sprache", sagt der Professor aus Göttingen, "sie reichen oft bis ins 2. vorchristliche Jahrtausend zurück." Fündig bei seinen Recherchen wurde der Wortschatzgräber vor allem im Umkreis des Harzes. Dort gibt es zahlreiche Dörfer mit typisch germanischen Endungen wie -ing und -ung, aber auch Ortsbezeichnungen, die aus den germanischen Wasserwörtern Fenn (Moor), Hor (Sumpf) oder Riede (Bachlauf) gebildet wurden. Andere Siedlungsnamen wiederum basieren auf germanischen Grundwörtern wie -hude, -leben, -loh oder -hörst.

Solch eine enorme Vielfalt an Urworten findet sich sonst nirgendwo auf der Landkarte. Liegt die Keimzelle der Proto-Germanen demnach im Harz? Für

Udolph steht fest: "Etwa 500 v. Chr. zogen die Proto-Germanen von hier los und nahmen ihre Sprache mit." Exakt in dieser vorgermanischen Urzelle, dem Harz, ist nun eine fulminante archäologische Entdeckung gemacht worden: Bei Osterode stießen Forscher auf eine 2800 Jahre alte Opferhöhle. "Ein Juwel", sagt Kreisarchäologe Stefan Flindt, "wir haben die bedeutendste bronzezeitliche Kultstätte Mitteleuropas entdeckt." Schon allein die Lage der heiligen Stätte ließ die Forscher erschauern. Die Opferhöhle liegt tief hinter einem Steilhang verborgen. Kaum 40 Zentimeter ist die Einstiegsspalte groß, die 50 Meter weit in den Berg hineinführt. Dort mündet der vielzackige Schlund in fünf enge Katakomben. Als sich Flindt zum erstenmal durch den Steintunnel zwängte, bot sich ihm ein Bild des Grauens. Die Felsgrotten, eingeschwärzt von Fackelrauch, waren mit menschlichen Skeletten übersät. Den aufgefundenen Bronzeketten nach zu urteilen, gehören die Toten zur sogenannten nordthüringischen Unstrutgruppe. Zur Zeit werden die Knochenberge am Anthropologischen Institut in Göttingen untersucht. Vorläufiges Ergebnis: Es handelt sich um vollständige Skelette von 34 Männern, Frauen und Kindern.

Um in den düsteren Kavernen überhaupt arbeiten zu können, haben die Archäologen einen breiten Stollen in den Steilhang treiben lassen. Doch wie gelangten einst die Harzer Ur-Germanen in die Kultstätte hinein? "Die ersten 20 Meter geht es nur bäuchlings vorwärts", sagt Flindt. Angesichts des extrem schmalen Zugangs glaubt er, dass die Geopferten "aus eigener Kraft in die Höhle gelangt sein müssen". Dort wurden sie "möglicherweise mit Gift getötet" (Flindt). Gewaltspuren sind an den Knochen nicht nachweisbar. Immer wieder müssen Priester durch den Grottschlund gekrochen sein, um im lichtlosen Innern des Berges heilige Handlungen zu zelebrieren. Flindt geht davon aus, dass die Getöteten in der Höhle verwesten: "Es muss da bestialisch gestunken haben." Irgendwann um 500 v. Chr., so das Szenario, kam dann Bewegung in die archaischen Stämme zwischen Harz und Erzgebirge. Sie begannen herabzusteigen in die schier unermesslichen Ebenen des Nordens. Die protogermanischen Wanderer gerieten dabei in ein unwirtliches Land. Ausgedehnte Hochmoore überzogen Niedersachsen, sumpfige Weiten erstreckten sich in Dänemark. In den verregneten Einöden Mecklenburgs und Pommerns gluckste der Schlick.

Dennoch boten sich gute Chancen für die Landnahme. In den Jh.en vor Christi Geburt stiegen die Temperaturen deutlich an. Zugleich senkte sich der Meeresspiegel. Küstennahe Gebiete an Nord- und Ostsee fielen trocken. Diese nassen, torfigen Niederungen nahmen die Siedler nun in Besitz. An aufgelandeten Pril- und Uferzonen begannen Friesen und Chauken Land zu kultivieren. In Norddeutschland breiteten sich die Bauern vom Geestrücken in die Marsch aus. Auf der Insel Fünen nahm die Bevölkerung, Umenfunden zufolge, stetig zu. Auf den meeresnahen Äckern lebten die Stämme in einem prekären Gleichgewicht mit der Natur. Immer wieder raubten ihnen Sturmfluten die

Ernten. Lange Phasen mit feuchten und kühlen Sommern erhöhten die Staunässe in den Böden. Resultat, so Gebühr: "Vermoorte Felder verringerten die Getreideerträge, was zu ernstern Ernährungskrisen führte." Solche Rückschläge konnten die Stammesgesellschaften kaum abfedern. Jeder germanische Dorfverband setzte auf Selbstversorgung. Blieben die Vorratskammern leer, hob im Winter das große Magenknurren an. Indizien für die elende Lebensqualität lieferten anatomische Untersuchungen an einem weiblichen Skelett aus der Wurtensiedlung Feddersen Wierde bei Bremerhaven. Die Frau litt unter Wachstumsstillständen, Skorbut, Paradontose und Arthrose, ehe sie im Alter von etwa 25 Jahren starb. An anderen Skeletten konnten Knochentumoren nachgewiesen werden. Auf fast allen germanischen Friedhöfen finden sich Menschen mit ähnlichem Leidensweg. Im Gräberfeld von Liebenau in Nordhessen liegt das Durchschnittsalter der Bestatteten bei 23 Jahren. Fast jede dritte Urne ist mit der Asche von Babys und Kleinkindern gefüllt. "Die Kindersterblichkeit", sagt Historiker Wolfram, "war horrend." Doch selbst in fruchtbaren Zeiten blieb das soziale Gefüge instabil. Gutes Wetter hob die Ackererträge. Resultat: Die Kindersterblichkeit sank, die Population nahm zu. Wiederum war das Biotop überfordert. So entwickelte sich jener Teufelskreis aus "Klimaschwankungen, Hungersnöten und Überbevölkerung", den der Gortorfer Experte Gebühr als ein wiederkehrendes Merkmal der germanischen Lebenswelt ansieht. "Ständig", vermutet er, "mussten ganze Stammesteile abwandern und woanders ihr Glück suchen."

Wie solche Wanderwellen aussahen, ist aus antiken Quellen bekannt. Bereits im Jahr 113 v. Chr. machte Rom erste unliebsame Bekanntschaft mit den mobilen Analphabeten jenseits der Alpen. Das Grauen kam in Gestalt von Kimbern und Teutonen. Diese Germanen-Stämme waren von ihrer Heimat Jütland in Richtung Süden aufgebrochen und "wie eine Wetterwolke über Gallien und Italien hereingebrochen", wie der Geschichtsschreiber Plutarch notierte. In Kärnten warf Rom den Invasoren mehrere Legionen entgegen - und wurde ruhmlos hinweggefegt.

Nicht allein deren Kriegsglück, auch das Gebaren der Feinde verunsicherte die Weltmacht. "In ungeheurer Menge, grässlich anzusehen und mit völlig fremdem Stimmenklang und Geschrei", erzählt Plutarch, seien die Urdänen in die Schlacht marschiert. Noch beunruhigender wirkte der Siegesritus der Barbaren. Nach dem Kampf knüpften sie Roms Soldaten an Bäumen auf, Pferde wurden ertränkt. Dann zerhackten die Teutonen Schmuck und Kettenpanzer der Legionäre. Erbeutetes Gold und Silber schmissen sie in einen Fluss. Was für geistesverwirrte Fremdlinge waren da im Anmarsch? Erst dem römischen Kriegsherrn Marius gelang es, mit 50000 hart gedrillten Berufssoldaten das Teutonenheer im Jahr 102 v. Chr. bei Aix-en-Provence zu vernichten. Das Grausen blieb: In Rom grassierte fortan die Angst vor dem "Furor teutonicus". Richtig nahe rückte das Problem aber erst unter der Herrschaft Julius Cäsars. In

einer blutigen Parforce-Tour hatte der militärische Genius 58 bis 51 v. Chr. Gallien überrannt. Nun waren Römer und Germanen Nachbarn. Bei seinem Vormarsch durch Gallien war der römische Imperator auf ein Volk gestoßen, das Sonnenkulten anhing, Druiden und heilige Misteln verehrte, aber auch Bergbau betrieb und in Städten mit bis zu 20000 Einwohnern lebte - die Kelten. Diese Kulturgruppe akzeptierte den römischen Lebensstil. Bald dienten die Kelten als gehorsame Steuerzahler.

Das Land östlich des Rheins dagegen blieb Cäsar suspekt. "Einhörner", kolportierte er in seinem Kriegsbericht "Bellum Gallicum", würden in den nordischen Wäldern leben. 55 v. Chr. ließ der Machthaber eine Brücke über den Rhein bauen und betrat als erster Römer germanischen Boden. Es blieb beim Kurzbesuch. Sowohl das Klima ("Neun Monate Winter und kein Sommer") als auch das ungehobelte Wesen seiner Bewohner machten ihn verdrießlich. Zugleich war es Cäsar, der diesem "alter orbis", dieser fremden Welt, ihren Namen aufdrückte. Das großflächige Schema - die linksrheinischen Völker "Gallier" und die rechtsrheinischen "Germanen" zu nennen - geht auf den römischen Feldherrn zurück. Das geopolitische Modell, den Rhein als Volks- und Kulturgrenze aufzufassen, war so falsch nicht. Anders als die Gallier verharren die Germanen auf dem Niveau von "Hinterwäldlern". Ihre Dörfer zählten höchstens 300 Einwohner. Handel und Märkte waren unterentwickelt. Nach Spuren von Bergbau, etwa im Harz, suchen die Forscher bislang vergebens. Kein Wunder: Schweißtreibende Arbeiten wie das Handwerkern oder Ackerbau und Viehzucht standen bei den Germanen-Männern nicht hoch im Kurs. "Die Sorge für Haus, Hof und Feld bleibt den Frauen, Alten und allen Schwachen überlassen", schrieb schon Tacitus. Der Wendepflug (der die aufgerissene Scholle umwirft) setzte sich, obwohl seit Christi Geburt in Nordeuropa bekannt, nur mit Verzögerung durch.

Alle nervigen Verrichtungen oblagen dem weiblichen Geschlecht. Die Frauen mussten töpfern, weben, an Butterfässern walken oder (aus Asche und Wollfett) Seife kochen. An ihren primitiven Tonherden brieten sie - nach Ansicht der verwöhnten Römer - ein fades, gewürzloses Essen. Um die Zeitenwende etabliert sich in Norddeutschland auch auf Friedhöfen die Trennung der Geschlechter: Frauen werden gesondert bestattet. Als typische Urnenbeigaben dienen Spinnwirteln, Nähnadeln und Glättsteine zum Bügeln - nach Ansicht Gebührs eine "Ausstattung für Hausmütterchen". Importierte römische Luxuswaren oder mit Alkohol gefüllte Trinkgefäße finden sich ausschließlich in Männergräbern. Vor dem 20. Lebensjahr den Beischlaf auszuüben war verpönt. Ehebruch durfte der gehörnte Gatte mit Totschlag ahnden. Meist begnügte er sich jedoch damit, seine Frau geschoren durchs Dorf zu prügeln und aus der Siedlungsgemeinschaft zu verbannen. Während die Frauen das Haus besorgten, frönte der Barbaren-Macho, wie schon Cäsar berichtete, "der Jagd und militärischen Übungen". Keine Zeit für frohes Schaffen daheim: "Die

Germanen lebten aus dem Pathos des Heldentums“, sagt Historiker Wolfram, “der Krieg war der Normalzustand, der Friede musste erst vertraglich festgelegt werden.“ Anschaulich beschreiben römische Quellen das Kriegsgebaren der Stämme. Die hinter dem Erzgebirge siedelnden Harier etwa kämpften mit schwarzen Schilden und zogen mit rußbemalten Körpern in die Schlacht, was Tacitus an “das Grauensvolle und Schattenhafte“ eines “Totenheeres“ erinnerte. Vor wichtigen Schlachten schnitten germanische Priesterinnen Gefangenen die Kehlen durch. Aus dem vergossenen Blut, das in Opferkessel rann, sagten sie die Siegeschancen voraus. Auch menschliche Eingeweide wurden zum Orakel-lesen benutzt. Doch der Einblick in die Glaubenswelt der Nordeuropäer ist immer noch weitgehend versperrt. Nach den zentralen Heiligtümern der Nordstämme suchen die Experten vergeblich. Niemand weiß, wo “Tanfana“, die zentrale Kultstätte der Marsier, lag. Auch der Standort der “Irmisul“, der “Weltsäule“ im Heiligtum der Altsachsen, ist nicht bekannt. Alten Reliefs zufolge handelte es sich um einen reich verzierten, riesigen Baumstamm. Dafür sind einige der regionalen Opferstätten ausgegraben worden. Zu den ergiebigsten Fundstellen gehört das Opfermoor von Oberdoria in Thüringen. Das Bezirksheiligtum, an einem Quellsee gelegen, wurde seit dem 1. nachchristlichen Jh. von Hermunduren benutzt. Insgesamt 4575 Tierreste konnten dort aus dem Boden geklaubt werden, darunter Knochen von 114 Rindern, 54 Hunden, 24 Pferden, aber auch von wilden Arten: Wölfen, Fischottern und Schildkröten. Als Begrenzung für die Kultareale dienten Stöcke und Astgabeln. Einige der Pfähle sind mit grimmig blickenden Idolen verziert. Manchen Tieren zerschlugen die Ur-Thüringer bei ihren Kulthandlungen die Röhrenknochen und löffelten das Mark heraus - feine Zutat zur Opferbrühe. Das meiste Vieh aber wurde säuberlich entbeint, die Knochen, zu Bündeln verschnürt, wurden an den Stäben aufgehängt. Aus dänischen Kultmooren ist der germanische Brauch dokumentiert, abgeschlagene Pferdeköpfe mitsamt der Felle aufzuspießen. Forscher stufen diesen Ritus als “Erbe der urzeitlichen Jägerkultur“ ein. In der Steinzeit war die Zeremonie auf allen Erdteilen verbreitet. Einige Germanenstämme hielten an dem paläolithischen Weidmanns-Brauch noch im 4. nachchristlichen Jh. fest - länger als jedes andere Volk in Europa. Solch grobschlächtige Archaiker zu einem zivilisierten Volk von Steuerzahlern zu erziehen - an diesem Vorhaben mussten die antiken Machtpolitiker aus Italien scheitern. Roms imperialistisches Erfolgsrezept - erstens: militärische Eroberung, zweitens: Know-how-Export, drittens: Abschöpfen der gesteigerten Produktivkraft - wollte im Land der Wodan-Anhänger nicht recht greifen. Doch Roms Generalangriff auf Germanien wurde schließlich ohnehin aus der Not heraus geboren: Immer aufs neue brandeten die Hungerleider aus dem Norden gegen die von Cäsar errichtete Demarkationslinie am Rhein und bedrohten die Pax Romana.

16 v. Chr., nach einem Überfall der Sugambren - sie waren bei Bonn über den Rhein gesetzt und hatten eine römische Legion vernichtet - war das Maß voll. Kaiser Augustus, "Der Erhabene", entschied sich zur Vorwärtsverteidigung. Allein die logistischen Vorbereitungen für seinen Germanien-Coup muten monströs an. 50 Kastelle ließ der Kaiser am Rhein als Heerlager und Nachschubbasen errichten, um seine Offensive in das verregnete Nordland abzusichern. Dann schlug das Imperium los: 15 Legionen marschierten, im Jahre 15 v. Chr., in zwei Heerzügen zangenartig über die Alpen und rückten zur Donau vor. Erst 1992 gelang der archäologische Nachweis für diesen in zahlreichen antiken Quellen dokumentierten Feldzug. Bei Oberammergau wurden umfangreiche Waffenfunde ans Licht gefordert - Reste einer Auseinandersetzung der Legionäre mit den Raetern, einem Kelten-Stamm, der sich den Römern bei ihrem Vormarsch in den Weg gestellt hatte. Beim Einrücken in Baden-Württemberg, Bayern und Rheinland-Pfalz konnten die römischen Soldaten verschlafen. Das Gebiet, vormals von Kelten bewohnt, war menschenleer. "Zwischen 50 vor und 50 n. Chr. fehlen uns hier jegliche Siedlungsspuren", sagt der Regensburger Archäologe Michael Rind. Die einst zwischen Germanen und Römern existierende Pufferzone der keltischen Kultur - auch das ein Rätsel der Frühgeschichte - war kurz zuvor spurlos verloschen. Den Römern war das nur recht. Stracks konnten sie die Donau befestigen und das süddeutsche Gebiet in ihr Reich eingliedern. Dann folgte Teil zwei der Operation Nordlicht: Der Feldherr Drusus sammelte die Truppen in den Rheinlagern. 12 v. Chr. schlug der damals 26jährige Heißsporn los und unterwarf die Nordseeküste. 11 v. Chr. standen seine Truppen an der Weser. Zwei Jahre später war die Elbe erreicht.

Im Jahre 5 n. Chr. stieß eine römische Flotte sogar bis zum Skagerrak vor. Mehrere Nordseeinseln wurden erkundet, darunter Borkum und die "Bernsteininsel Abalus" (gemeint ist wahrscheinlich Helgoland). Die militärischen Triumphe im nordischen Dickicht zehrten indes gewaltig an der Staatskasse in Rom. "Germanien war so arm, dass es hier nichts zu plündern gab", sagt Archäologe Schlüter. Die Legionäre mussten bei ihrem Vormarsch sämtliche Vorräte mitführen. Mit großen Lastkähnen bugsierten sie Getreideladungen zu den Militärforts an der Lippe. Eine dieser vorgeschobenen Nachschubbasen, das Lager Haltern nahe Recklinghausen, besaß einen Flußhafen mit acht Schiffshäusern. Noch tiefer im Feindesland lag der Stützpunkt Anreppen bei Paderborn (erbaut wahrscheinlich 4 n. Chr.). Dort haben westfälische Archäologen ein 23 Hektar großes Areal erfasst. Es war dicht bebaut mit Soldatenquartieren, einem 70 Meter langen prachtvollen Kommandeursgebäude sowie einer "fabrica" mit einer Trocknungsanlage für Getreide. Doch selbst diese Versorgungsbasen reichten nicht für eine dauernde Präsenz im Nebelland. Um ihre rund 50000 Germanienkämpfer zu ernähren, musste sich die römische Besatzungsmacht im Winter immer wieder hinter die Rheinlinie in ihre Kastelle zurückziehen.

Schließlich tappte das Besatzungsheer bei Kalkriese in den Hinterhalt des Cheruskerfürsten Arminius. Nach dieser Pleite ließ Rom von den rumorenden Barbaren ab, verschanzte sich hinter Rhein, Donau und Limes und überließ die unbeugsamen Rapunzelfresser sich selber. Die Germanen verharrten fortan in einem Zustand der Agonie, gebeutelt von Nahrungskrisen und Stammesfehden. Rund 300 Jahre hielt der Limes als Bollwerk gegen das Armenhaus Europas. Dann erlahmten Roms Kräfte unter dem Ansturm der jähzornigen Plünderer. Wie die blonden Marodeure aus dem Norden bei ihren Raubzügen vorgingen, konnten Archäologen jüngst in einem römischen Landgut, der Villa rustica in Regensburg-Harting, rekonstruieren. Erst überfielen die Germanen das Anwesen. Dann töteten sie die Bewohner mit Äxten, Frauen wurden skalpiert. Im Verlauf einer sich anschließenden Zeremonie zerstückelten die Räuber 13 Personen und warfen die Leichenteile in die Hofbrunnen.

Der Grund für den neuerlichen Massenansturm auf römisches Gebiet könnte wiederum das Klima gewesen sein. Um 300 n. Chr. wird es in Nordeuropa erneut kühler und feuchter. "Die jüngsten Pollenanalysen im Nord- und Ostseegebiet haben gezeigt, dass ganze Siedlungsgebiete ruckartig ausdünnen", sagt der Gottorfer Gebühr. Zusätzliche Malaisen erlitten die Nordstämme durch die "zweite subatlantische Meerestransgression", wie die Geologen das Desaster nennen: Im 4. Jh. stieg der Meeresspiegel wieder deutlich an. Die Nahrungsgrundlagen schwanden, permanente Stammeszwiste waren die Folge. Auf dem Höhepunkt der Krise machten sich die Angeln, Jüten und Sachsen davon. Sie setzten im 5. Jh. in großer Zahl nach England über. Benutzt wurden dabei grob beplankte Ruderboote. Eines der segellosen Schiffe, das sogenannte Nydam-Boot, konnte 1863 aus einem dänischen Moor geborgen werden. Der Kahn bietet Platz für 45 Personen.

Mit Computerhilfe hat Gebühr den Völkertransfer nach Nordwesten vor einigen Wochen simuliert. "Bei Schönwetterfährbetrieb mit 50 Booten", schätzt er, könnten 25 000 Menschen in acht Jahren auf die britische Insel hinüberschafft worden sein. Doch auch im Süden gab es schon lange kein Halten mehr. Großstämme wie die Alemannen und die Goten spazierten ungehindert über den Limes-Schutzzaun. 476 n. Chr. schließlich stürzte der germanische Heerführer Odoaker den letzten weströmischen Kaiser Romulus Augustulus und versetzte der Weltmacht den Todesstoß. Das Zeitalter der Antike war beendet.

So verwirrend der Zusammenbruch der antiken Ordnung und das Phänomen der Völkerwanderung, die Millionen auf die Beine brachte, auch scheinen mögen - für den Archäologen Gebühr spiegelt sich darin nur "ein Archetypus menschlichen Verhaltens". "Warum zogen die Wandalen von Schlesien nach Nordafrika, die Burgunder aus dem Berliner Raum nach Spanien, die Langobarden von Hamburg bis nach Oberitalien?" so lautete seit Jahrzehnten eine Zentralfrage der Archäologen. Gebühr schlägt eine "mögliche Antwort" vor: "Sie hatten in

der Heimat die Grenzen des Wachstums erreicht und versuchten, die Krise mit Flucht oder Gewalt zu lösen." Vom Mythos des edel gesinnten Siegfried und seiner rassistisch hochwertigen Blutsbrüder, von nordischer Sittenkraft und Charakterstärke bleibt, angesichts der in den letzten Jahren zutage geforderten archäologischen Beweisstücke, wenig übrig. Viel eher erscheint der Germane als diebischer und plattsinniger Störenfried, unter dessen plumpen Händen die nachantike Welt ins kulturlose Chaos fiel. "Von hehrer Gesinnung zeugt der europäische Siegeszug der Germanen nicht", fasst der Wiener Historiker Wolfram den Forschungsstand zusammen. Was dieses Volk trieb, sei nicht "patriotischer Freiheitssinn" gewesen, sondern schlicht "Hunger und Not".

REKONSTRUKTION DER VARUS-SCHLACHT

Im Herbst des Jahres 9 n. Chr. geriet die Besatzungsarmee des Varus beim Rückzug Richtung Rhein in einen germanischen Hinterhalt. Drei Legionen, sechs Auxilien, drei Reiter-Alen sowie der Versorgungstross, insgesamt rund 25000 Mann, fanden den Tod. Aber wo? An einem Ort "haud procul Teutoburgiensi saltu", unweit des Teutoburger Waldes, hatten antike Geschichtsschreiber das Desaster angesiedelt. Archäologen des 19. Jhs glaubten der Überlieferung und errichteten nahe Detmold das Denkmal zu Ehren Hermanns des Cheruskers. Mit Helmbusch und Schwert hält der Koloss Wacht über die deutsche Nation. Die moderne Forschung blieb skeptisch: "700 Theorien - doch keine führt zum Schlachtfeld", urteilte der Altertumsforscher W. Winkelmann. Erst 1987 tat sich eine Spur auf. Ein Brite, der Hobbyarchäologe Anthony Clunn, war bei Kalkriese nahe Osnabrück - 80 Kilometer vom Hermannsdenkmal entfernt - auf römische Silbermünzen gestoßen. Die Großgrabung begann. Mittlerweile hat Chefarchäologe Wolfgang Schlüter vier Quadratkilometer des antiken Kampfplatzes prospektiert. Zu den interessantesten Fundstücken gehören chirurgisches Besteck, eine römische Gesichtsmaske sowie ein Maultierskelett. Das Tier war zusammengebrochen und lag mit den Füßen nach oben auf der Kampfarena. Im Sommer dieses Jahres stießen die Ausgräber auf eine Reihe von Menschenknochen, darunter ein Unterkiefer. Das Skelettmaterial soll in den nächsten Monaten am Anthropologischen Institut der Universität Göttingen analysiert werden. Alten Quellen zufolge erstreckten sich die guerillaartigen Attacken der Germanen über drei Tage, während der Varus-Heerzug (geschätzte Länge: 6 Kilometer) weiterzog. Am dritten, entscheidenden Schlachttag war der Engpass von Kalkriese erreicht.

Der Archäologe Schlüter vermutet den ersten Feindkontakt bei Schwagstorf. Geschützt durch Rasensodenmauern, griffen die Germanen den langgestreckten Heereszug auf voller Breite an. Wegen der örtlichen Gegebenheiten - die Varus-Armee marschierte auf einem schmalen Flugsandrücken, der nach Norden hin

an ein Moor grenzte - konnte sich der Armee-Treck nicht zu einer geschlossenen Gefechtsformation gruppieren. Im Eilmarsch versuchte Varus durch den Kessel zu entkommen. "An der engsten Stelle des Trichters", sagt Schlüter, sei es dann zu "Uneinigkeiten in der römischen Führung" gekommen, wie das Heer zu retten wäre. Solche Zwickigkeiten, in antiken Kriegsberichten geschildert, ließen sich anhand der Streuung der Funde belegen. Demnach rückte der Haupttross weiter auf dem begehbaren Sandrücken Richtung Engter vor und wurde infolge der ständigen Flankenangriffe der Germanen restlos aufgerieben. Andere Truppenteile türmten durch den Morast. Sie durchquerten die feuchte Senke und setzten sich Richtung Nordwesten ab. Eine Ansammlung von Schlachentrümmern im Norden zeigt, dass auch dieser Fluchtweg versperrt war. Nur das Motiv für den Aufstand ist in der Zukunft immer noch strittig. Handelte Arminius aus "Ehre", wie die Mehrheit der Forscher glaubt? Oder war er scharf auf Varus' Silberbesteck und vor allem aufs "Beutemachen" aus?

DIE GERMANISCHE MYTHOLOGIE

SCHÖPFUNG

Zu Beginn der Zeit gab es nichts als Dunkelheit, Unordnung und Chaos. Inmitten von diesem Chaos gab es eine riesige Spalte. Sie bildete einen riesigen Abgrund. Sie war so tief, dass man nicht bis zum Grund schauen konnte. Ihre Wände waren aus purem Eis und alles, was dort hineinfiel, wurde sofort zu Eis. Diese Spalte hieß Ginnungagap. Außer dieser Spalte gab es nur den unendlichen Raum. In diesem lebte ein Gott, welcher Allvater heißt. Er ist unsichtbar und es gab ihn von Anbeginn der Welt. Dieser Gott schuf die Weltesche Yggdrasil und Surtr, den Feuerriesen. Dieser war das erste lebende Wesen des Universums.

Surtr lebt in Muspellsheim, der Welt des Feuers und des ewigen Lichtes, das südlich von Ginnungagap liegt. Nördlich von Ginnungagap liegt Niflheim, die finstere Nebelwelt, in der der Drache Nidhögg lebt. Dort entspringt auch die Quelle Hvergelmir, die heilige Quelle, die elf Flüsse speist. Diese Flüsse enden in Ginnungagap. Dort gefrieren die Flüsse sofort zu Eisblöcken.

Muspellsheim trainierte Surtr, der Feuerriese, seine Geschicklichkeit im Umgang mit dem Flammenschwert. Dabei schleuderte er große Funken und Flammen ins ewige Eis von Ginnungagap. Dieses Feuer traf auf das Eis. Dabei stiegen riesige Dampf Wolken in die Kälte empor. Dort gefror die Feuchtigkeit sofort wieder und sank auf den Grund der Spalte hinab.

Aus diesem Frost entstanden nach einiger Zeit zwei Kreaturen. Zum einen war es Ymir, der Urriese, und zum anderen war es Audhumla, eine gewaltige Kuh. Ymir stillte seinen Hunger mit der Milch von Audhumla. Die Kuh dagegen hatte nichts als Frost, um sich zu ernähren. So leckte sie aus dem Eis den Gott Buri frei, den Stammvater der Asen.

Ymir schlief, von Audhumlas Milch gesättigt, ein und bemerkte nicht, dass neben ihm eine weitere Flamme von Surtrs Schwert einschlug. Diese war so heiß, dass Ymir anfang zu schwitzen. Aus seinem Schweiß entstand Thrudgelmir, ein hässlicher, sechsköpfiger Riese, der Großvater der Eisriesen, welche die größten Feinde der Asen waren. Es entstanden noch zwei weitere Riesen aus Ymirs Schweiß, deren Namen aber nicht überliefert sind.

Der Urgott Buri bekam kurz nach seiner Geburt einen Sohn, den Gott Bor. Bor nahm sich die Riesin Bestla zur Frau und sie gebar ihm die drei Söhne Odin, Vil und Ve. Diese drei Götter waren die ersten Asen und verkörpern das Gute.

Die vom Charakter widerlichen und bösen Riesen um Thrudgelmir versuchten nun die Macht des Guten zu zerstören. So führten die Götter und die Riesen einen langwierigen Krieg, aber keine der Parteien konnte gewinnen.

Odin, Vil und Ve lauerten schließlich dem Urriesen Ymir auf und töteten ihn. Ymirs Leichnam blutete aus allen Wunden und ertränkte so auch die restlichen Riesen, bis auf Bergelmir und seine Frau. Diese retteten sich in einem Boot und

ließen sich in einem Land namens Jöthunheim nieder. Hier entstand die neue Generation von Riesen.

Nachdem Ymir tot war, warfen Odin, Vil und Ve seinen Körper ins Ginnungagap. Sie beschlossen, aus diesem Leichnam die Welt zu formen. Ymirs Blut bildete schon die Ozeane. Aus seinem Fleisch wurde Midgard geschaffen. Aus den Knochen machten sie Berge und Täler, aus den Zähnen wurden Klippen, Ymirs Haare wurden zur Pflanzenwelt und der Schädel der Himmel. Und aus dem Rest des Gehirns entstanden bauschige Urwolken.

Aus Muspellsheim holten die Götter Funken von Surtrs Schwert, um die neu entstandene Welt zu beleuchten. So entstanden Sonne, Mond und Sterne. Für den Mond und die Sonne wurden Kutschen gebaut, damit diese über den Himmel gezogen werden können.

Eines Tages fanden die Götter am Rand des Meeres zwei umgestürzte Bäume, eine Ulme und eine Esche. Odin hauchte diesen Bäumen Leben ein, Vil erfüllte sie mit Geist und Wissensdurst und Ve schenkte ihnen die Gabe der fünf Sinne. So entstanden Abbilder der Götter, die ersten Menschen. Der Mann entstand aus der Esche und die Frau aus der Ulme. Sie hießen Ask (Mann) und Embla (Frau). Als alles erschaffen war, bemerkten die Götter weitere Lebewesen in Ymirs Fleisch. Es waren Maden. Aus diesen wurden die Zwerge gemacht.

Ginnungagap ist die "gähnende Leere" zum Beginn der Schöpfung. Sie liegt zwischen den reichen des Feuers und der Kälte. Die Götter Odin, Vil und Ve warfen den toten Riesen Ymir in Ginnungagap, um die Welt, den Himmel usw. zu schaffen.

Am Anfang war nur das Nichts. Da war nur ein unendlicher Raum. Und ein Gott mit dem Namen "Allvater". Dieser Gott war unsichtbar und es gab ihn von Anbeginn der Zeit. Er hatte viele Namen, so z.B. "Speerwerfer" oder "Herrscher über das Wetter". Aber eigentlich gab es für ihn keinen wahren Namen. Dieser Gott erschuf Ginnungagap, den riesigen kosmischen Urraum. Und er schuf Yggdrasil, die Weltenesche, die alle neun Welten miteinander verbindet. Er schuf auch das erste Lebewesen, Surtr den Feuerriesen, welcher in "Muspellheim" lebt. Da dieser aber ganz allein war, schleuderte er aus Langweile Feuer in das ewige Eis. Dadurch wurden der Riese Ymir und die Kuh Audhumla aus dem Eis geformt. Das gehört aber schon zur gesamten Schöpfungsgeschichte und wird dort behandelt. Der "Allvater" spielt erst wieder nach Ragnarök eine Rolle. Er lässt eine neue, gereinigte Welt erstehen. Dort wird er alleine herrschen.

In einigen Überlieferungen, z.B. nach dem Buch "Walhalla" von Gustav Schalk, hat der Allvater einen konkreten Namen. Man nennt ihn dort "Fimbultyr". Er ist unsichtbar und er schuf die Welt. Fimbultyr ist der geheimnisvolle, große und allmächtige Weltgeist.

Die Götter mussten nach seinem Willen Leben und als sie ihn verieten, nahm er ihnen den Schicksalsfaden ab und schuf die Nornen, welche ihm und nur ihm zu

Willen waren! Diese Gestalt des Allvaters, von dem es kein Bildnis gibt, ähnelt doch sehr dem Gott des alten und neuen Testaments. Er ist der Erschaffer der Welt und des Universums. Das Leben wurde von ihm geschaffen, und er ist ein Gott ohne Gestalt.

Die Parallelen zum jüdischen und christlichen Glauben sind verblüffend und werfen viele Fragen auf. So ist das Ende von Ragnarök wohl durch die beginnende Christianisierung beeinflusst worden. Aber die Schöpfungsgeschichte entstand vermutlich schon wesentlich früher. Es ist also fraglich, ob der "Allvater" mit dem Gott "Yahve" der Christen und Juden in Verbindung gebracht werden kann.

Yggdrasil bedeutet soviel wie "Furcht erregender Baum". Yggdrasil ist die Weltesche. Er ist der größte und prächtigste Baum aller Zeiten. Seine Zweige überschatten die neun Welten und wachsen über den Himmel. Er hat drei große Wurzeln. Eine wächst nach Jötunheim, dem Land der Riesen. Hier steht Mimirs Brunnen. Die zweite reicht ins neblige Niflheim nahe der Quelle Hvergelmir. Hier nagt der Drache Nidhogg an ihr. Die dritte befindet sich nahe Asgard.

Die Esche ist immer grün. Sie erscheint in zahlreichen Mythen. Sie gilt als Rückgrat des Universums, das die neun Welten zusammenhält.

Surtr ist altnordisch und bedeutet "Der Schwarze". Er ist ein Feuerriese mit Flammenschwert. Zu Beginn der Schöpfung entstanden durch sein Feuer die Kuh Audhumla und der Urriese Ymir aus dem schmelzenden Eis.

Zu Ragnarök wird Surtr aus dem Flammenland Muspell aufsteigen und den Gott Freyr töten. Zum Ende von Ragnarök wird Surtr Feuer in alle Richtungen schleudern. Die neun Welten werden lodernde Flammenmeere und Götter, Riesen, die Toten, die Lebenden, Monster, Zwerge, Elfen und Tiere werden allesamt zu Asche verbrennen.

Ymir heißt der Urriese der nordischen Schöpfungsgeschichte. Er entstammt dem ewigen Eis von Ginnungagap. Surtr, der Feuerriese (das aller erste Lebewesen), schleuderte mit seinem Flammenschwert Feuer ins Eis. Dieses Feuer schmolz das Eis und die eisigen Tröpfchen bildeten den gewaltigen Ymir. Aus dem Schweiß, den er beim schlafen verlor, entstanden weitere Riesen. Ymir ernährte sich von der Milch der Urkuh Audhumla, welche ebenfalls durch das aufs Eis treffende Feuer entstand.

Diese Kuh ernährten sich wiederum von ewigen Eis. Dabei leckte sie den aller ersten Gott Buri aus dem Eis frei. Von Buri stammte Bor ab, der Vater Odins, Vil und Ve.

Da Ymir sehr böse war und die Horde der Riesen immer größer wurde, ermordeten Odin, Vil und Ve den Riesen Ymir. In dessen Fluss aus Blut ertranken alle an deren Riesen, bis auf Bergelmir und seine Frau.

Ymirs Leichnam warfen die Götter ins Ginnungagap. Aus seinem Fleisch entstand die Erde, aus seinen heilen Knochen die Berge, aus seinen Zähnen und Kiefern die Steine und Felsen, aus seinem Blut die Flüsse, Seen und Meere und

aus seinem Schädel der Himmel, welcher an seinen vier Enden von Zwergen getragen wurde.

Audhumla ist der Name der Urkuh, die zu Beginn der Schöpfung als erstes Tier aus dem Ginnungagap, der "gähnenden Leere", durch das Feuer von Surtrs Schwert entstand.

Aus ihrem Euter flossen vier Milchströme, von denen sich der Urriese Ymir, der ebenfalls durch Surtrs Feuer entstand, ernährte. Audhumla ernährte sich vom ewigen Eis und leckte so Buri, den ersten der Götter frei. Buri ist der Urvater der Götter, insbesondere der Asen. Er wurde von der Urkuh Audhumla aus dem Eis freigeleckt. Am ersten Tag erschien sein Haar, am zweiten Tag sein Kopf und am dritten Tag sein ganzer Körper.

Er hat einen Sohn namens Bor, welcher der Vater der Götter Odin, Vil und Ve ist.

In der germanische Mythologie finden sich viele Gestalten, die als "Riesen" bezeichnet werden. Sie sind vielgestaltig, z.B. Feuerriesen, Eisriesen, Reifriesen. Auch ihre Charaktere sind unterschiedlich. Die meisten Riesen sind böseartig und Feinde der Götter und Menschen. Aber es gibt auch gutmütige, sanfte Riesen. Die Böseartigen werden stets vom Donnergott Thor gejagt und getötet.

Auffällig ist, dass viele Götter direkt von Riesen bzw. Riesinnen abstammen oder auch selbst als Riesen gelten (z.B. Aegir).

Bor ist der Sohn des Urgottes Buri. Seine Frau ist die Riesin Bestla. Bor hat drei Söhne, die Götter Odin, Vil & Ve.

Als ein Urgott lebte Bor in der Zeit vor der Erschaffung der Welt. Dort gab es nichts außer Nebel, Eis, Feuer und die Leere.

Bors Schwiegervater, der Riese Bolthur, übertrug seine Weisheit auf Bors Sohn Odin.

Odin (Odinn, Wodan, Wotan, Wode) ist der oberste Gott der germanischen Mythologie. Er gilt als Göttervater, Dichtergott, Totengott, Kriegsgott, Gott der Magie, der Runen und der Ekstase.

Er ist der Sohn von Borr und somit ein Enkel von Buri, dem Urvater der Götter. Seine Brüder sind Vili und Ve. Er ist Vater der folgenden Götter: Thor, Baldur, Hödr, Hermod, Vali, Bragi und noch weiteren Gottheiten.

Seine Ehefrauen sind Frigga, Fjorgyn und Rind. Seine Markenzeichen sind sein Speer "Gungnir", seine Einäugigkeit, sein Ring "Draupnir", sowie seine Raben Hugin und Munin und seine Wölfe Geri und Freki.

Er ist von allen nordischen Göttern einer der tragischsten und edelsten. Seine Weisheit ist unermesslich und allumfassend. Sie ermöglichte ihm, in die Zukunft zu sehen.

Odin steht als Sinnbild für den Geist des Universums, und er ist der Beschützer der Krieger, deren Herzen ehrlich und mutig sind.

Nahezu alle Götter Asgards stammen von ihm ab. Von seinem Thron aus kann er alle neun Welten überblicken. Seine Raben versinnbildlichen die Gedanken und die Erinnerung. Seine Wölfe versinnbildlichen den angeborenen Jagdinstinkt ihres Herren. Odins einzige Nahrung ist "Met". Er besitzt das achtbeinige Pferd Sleipnir, das schnellste Pferd der Welt.

Sein Thron steht in Valhalla, einem Palast von Asgard. Hier versammelt er die im Kampf gefallenen Krieger, die Einherjar. Sie werden Odin bei Ragnarök unterstützen. Zur Götterdämmerung wird Odin auf seinen Erzfeind, den Fenriswolf treffen und von ihm verschlungen werden. Odin wurde hauptsächlich von den Wikingern verehrt. Über Odin gibt es viele Sagen und Geschichten. Wer mehr darüber erfahren möchte, kann in den unter "Literatur" ausgewiesenen Büchern sehr viel über Odins Abenteuer nachlesen. Aus Übersichtlichkeits- und Platzgründen wird hier auf eine weitere Ausführung zu Odin verzichtet.

Ich hoffe auf Euer Verständnis. Bereits geplant ist eine weitere Seite mit den Geschichten und Abenteurern der Götter. Also schauen Sie doch in näherer Zukunft noch einmal vorbei!

Vil und Ve sind die beiden Brüder Odins. Ihre Eltern sind Bor und Bestla. Der Großvater ist Buri, der allererste der Götter.

Zu Beginn der Schöpfung töteten Odin, Vil und Ve gemeinsam den Urriesen Ymir. Aus seinem Leichnam machten sie die Welt, die die Leere (Ginnungagap) ausfüllte. Aus einer am Strand gefundenen Esche machten sie daraufhin einen Mann und aus einer Ulme eine Frau. Odin hauchte ihnen Leben ein, Vil gab ihnen Verstand und Gefühl und Ve gab ihnen Gehör und Augen.

Die Asen sind eins der zwei großen Göttergeschlechter der germanischen Mythologie. Das zweite Geschlecht sind die Wanen.

Die Asen umfassen die viele Götter und Göttinnen. Ihr Domizil ist die Götterburg Asgard.

Zu Beginn herrschte Krieg zwischen den Asen und den Wanen. Aufgestachelt durch die Göttin der schwarzen Magie "Heid" (die Leuchtende) haben die Wanen den Asen den Krieg erklärt. Keine der Parteien konnte aber gewinnen.

Durch einen Friedensabschluss gelangten die jüngeren Asen dann aber zu größerer Macht und Bedeutung wie die älteren Wanen. Um den Frieden zu besiegeln, lebten fortan einige Asen bei den Wanen in "Vanaheim" und einige Wanen lebten in Asgard.

Die beiden Geschlechter sollen gemeinsam bei Ragnarök (Götterdämmerung) gegen die bösen Mächte antreten und ihren Untergang finden.

Die Wanen sind das zweite große Göttergeschlecht neben den Asen. Sie gab es schon lange bevor es die Asen gab.

Die Wanen sind größtenteils Fruchtbarkeitsgötter. Sie leben in "Vanaheim", das weit entfernt vom Sitz der Asen (Asgard) liegt.

Nach dem Krieg gegen die Asen und dem Friedensschluss wurden Götter als Pfand ausgetauscht. Doch die Asen waren schlau und sandten mehr oder weniger unbedeutende Götter zu den Wanen, während diese drei ihrer bedeutendsten Götter Njördr, Freyr und Freya entsandten. Dieses schlechte Geschäft erboste die Wanen. So schlugen sie Mimir den Kopf ab und sandten diesen nach Asgard.

Der Krieg wurde dadurch zwar nicht wieder entfacht, doch es entstand ein Riss zwischen Asen und Wanen. Dadurch verloren die Wanen an Bedeutung.

Doch wurde gerade "Freyr" in vielen Gegenden Skandinaviens von den Bauern und Handwerkern große Ehrerbietung erwiesen.

Bergelmir ist altnordisch und bedeutet "Der Bergbrüller" oder auch "Der Krumme". Er ist ein Sohn des Riesen Thrudgelmir und ein Enkel des Urriesen Ymir.

Als Odin, Vil und Ve den Urriesen Ymir töteten, ertranken alle Reifriesen in dessen Blut. Nur Bergelmir und seine Frau konnten sich retten, indem sie einen hohlen Baumstamm benutzten. So konnten sie das Geschlecht der Riesen am Leben erhalten.

Bergelmirs Nachfahren werden zu Ragnarök gegen die Götter antreten.

Jötunheim bedeutet "Welt der Riesen". Wie der Name schon sagt, leben hier die Riesen. Jötunheim ist eine der neun Welten des Yggdrasil und der Hauptsitz ist Utgard.

Neben Menschen, Göttern und Riesen gibt es noch eine wichtige Spezies in der germanischen Mythologie.

Nachdem Ymir, der Urriese, tot war und aus seinem Körper die Erde, der Himmel usw. gemacht worden waren, siehe dazu Schöpfung, entdeckten die Götter im verrottenden Fleisch Ymirs einen Haufen von neuen Kreaturen (Maden). Obwohl sie abstoßend waren und übel rochen, fühlten sich die Asen verpflichtet, ihnen zu helfen. Die Götter gaben den Kreaturen eine Gestalt, die deren Natur entsprach. Sie waren kräftig und äußerst überlebensfähig. Auch bekamen die Kreaturen einen bösen, habgierigen Charakter und ein buckliges, mürrisches Aussehen.

Aus den Maden wurden also die Zwerge. Diese wurden nach "Svartalfheim", oder auch Schwarzalbenheim genannt, verbannt, weit unter der Erde.

Es wird eine Zeit kommen, in der auch die Götter sterben werden. Diese Zeit heißt Ragnarök. Dort beschließt sich das Endschiedsal der Götter. Es ist die Zeit der Apokalypse, dem endgültigen Kampf zwischen guten und dunklen Mächten. Aber es gibt einen Gegensatz zur christlichen Apokalypse. Bei Ragnarök wird es eine Wiedergeburt geben, eine neue Welt und neues Leben.

Ragnarök wird sich folgendermaßen zutragen.

Zu Beginn werden Zeichen das Ende voraussagen. Das Gleichgewicht der Welt war seit Baldurs Tod ausgesetzt. Lokis Bosheit wird auf die Menschen abfärben. Ganz Midgard wird in Kriegen versinken, Väter und Söhne werden

sich gegenseitig töten. Es wird ein Zeitalter des Schwertes und der Klinge beginnen. Ganz Midgard wird erfüllt sein von Blut. Und die Götter werden machtlos zusehen müssen.

Danach kommt die Zeit des Fimbulvetr, des Fimbulwinters. 3 Jahre lang wird die Erde von einem schrecklichen Winter heimgesucht werden. Die Kälte wird unerträglich sein. Alle Kreaturen der Welt werden verhungern. Die Sonne wird sich weigern zu scheinen und die Erde sich nicht mehr erwärmen. Die Menschen werden sich in knurrende Bestien verwandeln. Alle Liebe und Freundschaft wird von Midgard verschwunden sein. Nur diejenigen mit schwarzen Seelen werden überleben.

Danach folgt das Zeitalter des Wolfes. Die Riesin Angrboda füttert die Wölfe Hati und Skoll solange, bis sie schließlich doch die Sonne und den Mond einholen. Zwischen den Zähnen der Wölfe werden Körper von Menschen stecken. Sie werden die Sonne und den Mond verschlingen und der Himmel wird sich blutrot färben. Die Sterne werden vor Trauer nichtmehr scheinen und die Erde wird in Finsternis gehüllt sein.

Durch diese Finsternis werden die Fesseln aller magischen Ketten zerstört und die Dämonen werden wieder frei sein. In Loki und Fenrir wird das Feuer der Vergeltung brennen.

Nidhög, der Drache, wird es schaffen, die Wurzel der Weltesche Yggdrasil durchzubeißen und der Baum wird erschüttern bis in die Höhen Asgards. Genau zu diesem Zeitpunkt werden die Hähne krähen und das Ende verkünden.

Das wird für Heimdall das Zeichen sein, ein letztes mal in sein Horn Gjallar zu blasen und die Götter und Einherjar zur letzten Schlacht zu rufen. Alle ziehen nach Vigrid, dem Ort der letzten Schlacht.

Aber auch die Gegner der Götter, die Riesen und das Volk der Unterwelt werden diesen Ruf hören und zu den Waffen greifen. Jörmungandr wird sich im Ozean wälzen und riesige Flutwellen und Stürme erzeugen. Dadurch wird das schreckliche Schiff Naglfari auftauchen. Dieses ist aus den Nägeln toter Männer gemacht worden. Loki wird mit Naglfari nach Vigrid fahren, während Fenrir und Jörmungandr es geleiten werden. Fenrir wird alles, was ihm in den Weg kommt verschlingen und die Midgardschlange ihr Gift in alle Richtungen spucken. Naglfari wird nichts als Verwüstung zurücklassen.

Von Jöthunheim her wird ein zweites Schiff mit Riesen nach Vigrid segeln. Ihr Steuermann wird Hrymr sein. Und Surtr wird mit seinen Kindern des Feuers Asgard und Bifröst zerstören bevor sie nach Vigrid kommen. Auch Hel wird mit ihrer Armee der Toten aus Helheim, um ihren Vater zu unterstützen. Auch Nidhög kommt von den Wurzeln Yggdrasils hervor und vernichtet mit seinen Schwingen eine Vielzahl von Menschen.

Wenn alle Mächte versammelt sind, wird die letzte Schlacht mit ihrem furchtbaren Gemetzel lostoben. Mit Hass und Abscheu in den Augen ziehen die

Götter und ihre Gegner aufeinander los. Ganz Vigrid wird von Kampfschreien erhüllt sein.

Es wird einzelne Kämpferpaare geben. So werden Odín und Fenrir, Thor und Jörmungandr, Freyr und Surtr, Tyr und Garm und Heimdall und Loki aufeinander treffen. Die Einherjar und die restlichen Wanen werden heldenhaft gegen Hels Armee der Toten und die Eisriesen kämpfen.

Odin wird vom Fenriswolf verschlungen werden. Daraufhin wird sein Sohn Vidar Fenrirs Maul soweit aufreißen, dass er Fenrir in 2 Stücke entzweit.

Auch Thor und Jörmungandr werden sich gegenseitig töten. Zwar erschlägt Thor seinen Feind mit Mjöllnir, aber durch das Gift der Schlange wird auch er tot zu Boden sinken. Und auch die anderen Kämpferpaare werden sich gegenseitig töten. Nur Surtr wird übrigbleiben.

Dann wird der Schlachtenlärm verhallen und Vigrid mit toten Körpern übersät sein. Surtr wird sein Feuerschwert schwingen und alle neun Welten in Brand setzen. Alles wird zerstört sein. Sogar die feuchten Tiefen Hels werden nichtmehr existieren. Alles wird von Surtrs reinigendem Feuer verschlungen werden. Wenn die Welt tot ist, wird sie im Meer versinken. Aus dem Ozean wird nach Ragnarök eine neue Welt emporsteigen. Eine neue Sonne wird am Himmel scheinen und wird die Erde mit einem frischen Grün überziehen. Yggdrasil wird Früchte tragen und seine Wurzeln tief in der neuen Erde verankert haben. Einige Götter werden Ragnarök überleben. Es werden Odins Söhne Vidar und Vali und Thors Söhne Magni und Modi sein. Auch Vili, der Bruder Odins, der einst zusammen mit Odin und Ve die Menschen und die Welt schuf, wird überleben. Aus dem untergegangenen Hel wird Baldur mit seinem geliebten Bruder Hödr wiederkehren.

Sie werden eine Festung bauen, die größer und schöner ist, als Asgard es jemals war. Auch die Menschheit wird überleben, da sich zwei Menschen vor dem grausigen Ereignissen in den Ästen von Yggdrasil verstecken können. Es werden Lif und Lifthrasir (Leben und Lebenskraft) sein. So wird der Fortbestand der Menschheit gesichert sein. Die neue Welt wird sauber und rein sein. Es wird keinen Hass mehr geben. Gemeinsam werden die übriggebliebenen Götter mit den Menschen leben, denn es wird ein allmächtiger Gott wiederkehren und herrschen. Ihn hat es schon immer gegeben und es wird ihn immer geben. Er wird keinen Namen haben. Dieser Gott hatte einst auch das Universum erschaffen. In einigen Überlieferungen wird er auch Allvater genannt. So werden sich denn Ende und Neuanfang begehen.

HOCHMITTELALTER

911-918	Konrad I.
919-936	Heinrich I.
933	Sieg Heinrichs über die Ungarn an der Unstrut
936-973	Otto I., der Große
951-952	Italienzug Ottos und Krönung Pavia zum "König der Langobarden"
10. Aug. 955	Schlacht auf dem Lechfeld
2. Febr. 962	Kaiserkrönung Ottos des Großen in Rom
968	Gründung des Erzbistums Magdeburg
973-983	Otto II. (967 Mitkaiser)
983-1002	Otto III. (996 Kaiser)
1002-1024	Heinrich II. (1014 Kaiser)
1024-1039	Konrad II. (1027 Kaiser)
1033	Konrad II. wird König von Burgund
1039-1056	Heinrich III. (1046 Kaiser)
1046	Synoden von Sutri und Rom
1056-1105/06	Heinrich IV. (1084 Kaiser)
1073-1085	Papst Gregor VII.
1074-1075	sächsischer Fürstenaufstand gegen Heinrich IV.
Jan./April 1076	Heinrich IV. und Gregor VII. erklären sich gegenseitig für abgesetzt
28. Jan. 1077	Lossprechung Heinrichs IV. vom Bann in Canossa
1077-1080	Gegenkönig Rudolf von Rheinfelden
1080	Heinrich IV. lässt als Gegenpapst Clemens III. wählen
1096-1099	1. Kreuzzug
1105	Heinrich IV. von seinem Sohn Heinrich V. gefangengenommen
1105/06-1125	Heinrich V. (1111 Kaiser)
1119	Zisterzienserorden vom Papst anerkannt
23. Sept. 1122	Wormser Konkordat
1125-1137	Lothar III. von Supplinburg (1133 Kaiser)
1138-1152	Konrad III.
1147-1149	2. Kreuzzug
1152-1190	Friedrich I. Barbarossa (1155 Kaiser)
1159	Beginn des Schismas (Papst Alexander III. - Viktor IV.)
1167	Lombardenbund
1180	Sturz Heinrichs des Löwen
1189-1192	3. Kreuzzug

1190-1197	Heinrich VI. (1191 Kaiser)
1198	Doppelwahl: Philipp von Schwaben - Otto IV.
1199	Gründung des Deutschen Ordens
1202-1204	4. Kreuzzug (Kreuzfahrer erobern Konstantinopel)
1208	Ermordung Philipps von Schwaben
1209	Kaiserkrönung Ottos IV.
1212-1250	Friedrich II. (1220 Kaiser)
1214	Schlacht bei Bouvines: Entscheidung des Thronstreits
1220-1230	Sachsenspiegel
1226	Goldbulle von Rimini
1228-1229	5. Kreuzzug
17. Nov. 1231	Tod Elisabeths von Thüringen
1233	Culmer Handfeste
15. Aug. 1235	Mainzer Reichslandfriede
1248-1254	6. Kreuzzug
1250-1254	Konrad IV.

“Geschichte der deutschen Kaiserzeit” - unter diesem Titel stellte Wilhelm von Giesebrecht die Zeit von der Entstehung des Deutschen Reiches zu Beginn des 10. Jhs bis zum Tod des letzten Staufers auf dem deutschen Königsthron im Jahre 1254 als eigenständige Epoche der deutschen Geschichte dar. Der 1. Band von Giesebrechts Werk erschien 1855 und damit in einer Zeit, in der die Frage der deutschen Einheit und der Verwirklichung eines deutschen Nationalstaates die öffentliche Diskussion beherrschte. Giesebrecht präsentierte dem historisch interessierten Publikum die deutsche Kaiserzeit des hohen Mittelalters als eine “Periode, in welcher der Wille, das Wort und das Schwert der dem deutschen Volke entstammten Kaiser die Geschichte des Abendlandes entschieden, in der das deutsche Kaisertum vor allem der Zeit Anstoß, Richtung und Leitung gab”, bis dieses starke und geeinte deutsche Reich durch den “Untergang des staufischen Hauses” dem fürstlichen kleinstaatlichen Egoismus zum Opfer fiel. Giesebrechts Werk hat mehrere Auflagen erreicht und das deutsche Geschichtsbewusstsein stark geprägt. Die neuere Geschichtswissenschaft geht in vielem von anderen Voraussetzungen aus als Giesebrecht. Ihr ist die epochale Geschlossenheit einer “deutschen Kaiserzeit” fragwürdig geworden. Die Einsicht, dass die politische Ordnung des mittelalterlichen Reiches mit dem Begriff “Staat” nicht angemessen gekennzeichnet ist, weil die Herrscher keine nachgeordneten weisungsgebundenen Behörden zur Durchsetzung von Regierungsentscheidungen hatten, führte zur Frage, ob denn die Taten der Könige und Kaiser überhaupt für die deutsche Geschichte der Frühzeit so prägend gewesen sein können, ob es nicht vielmehr darauf ankomme, die überindividuellen Personenverbände und ihre politischen, sozialen und

wirtschaftlichen Bedingungen zu erforschen und die Vorstellungswelt und Handlungsantriebe, die die Menschen damals allgemein leiteten. Bei dieser Fragestellung erscheint die Abgrenzung des genannten Zeitraumes mit der Untergliederung in die Zeit der Ottonen (919-1024), Salier (1024-1125) und Staufer (1138-1254) als eher äußerliche Einteilung. Die Erforschung der allgemeinen Lebensordnungen lässt erkennen, dass sich seit der Mitte des II. Jhs so grundlegende Veränderungen in Europa vollzogen, dass die Grenze zwischen Früh- und Hochmittelalter heute meistens in diese Zeit gelegt wird. Entsprechend sieht man die Zeit davor weitgehend als eine Fortsetzung der Karolingerzeit: Grundherrschaft und Lehnswesen, Eigenkirchenwesen und königliche Kirchenherrschaft, romverbundene Landeskirche und ritusbestimmte Religiosität blieben auch nach der Entstehung des Deutschen Reichs bestimmend. Auch politisch blieb das karolingische Frankenreich zunächst der vorgegebene Rahmen und das Leitbild der deutschen Könige: Vor allem Otto I., der erste deutsche Kaiser, folgte mit der Eroberung Italiens und der Kaiserkrönung in Rom dem Vorbild Karls des Großen. Diese für die Zukunft so folgenschwere Bindung des Deutschen Reiches an Italien und das Papsttum war bei Otto I. keine bewusst-reflektierte politische Neuorientierung, sondern Erfüllung des karolingischen Erbes, das er als König im Ostfrankenreich als verpflichtend ansah, obwohl er selbst weder Karolinger noch Franke war.

Seit der Mitte des 11. Jhs aber wurden die in der Karolingerzeit ausgebildeten Ordnungen zunehmend verändert. Um diese Zeit setzte in Europa ein bemerkenswertes Bevölkerungswachstum ein und mit ihm eine Zeit der Rodungen und des Landesausbaus. Es wurden neue Dörfer und seit dem 12. Jh. zum ersten Mal im Mittelalter auch Städte in größerer Zahl gegründet. Etwa zur gleichen Zeit wie dieser wirtschaftlich-soziale Aufbruch kam es zu einer religiösen Erneuerungsbewegung, die zu heftiger Kritik am bislang herrschenden religiösen Leben führte. Die ältere Geschichtsschreibung sah in den Auseinandersetzungen zwischen Kaiser und Papst im Investiturstreit ein einzigartiges Ereignis der deutschen Kaiserzeit. Heute ist man eher geneigt, die Kritik am Zustand der Kirche, die schließlich den Investiturstreit auslöste, als eines der Elemente der Periode des Aufbruchs zu sehen, in der die altüberlieferten Ordnungen allgemein ihre unbefragt-selbstverständliche Gültigkeit verloren.

Nachdem die Frontstellung des Investiturstreits zu Beginn des 12. Jhs überwunden war, brachten die geistigen Anstrengungen, die den Kampf begleitet hatten, eine erste Blütezeit des europäischen Geistes hervor, die "Renaissance des 12. Jhs", in der Frankreich das geistige Zentrum Europas war. Viele Forscher sind der Auffassung, dass es im Europa des 12. Jhs in allen Lebensbereichen einen "Schub zur Moderne" gab, der die Gestalt Europas bis in die Neuzeit geprägt hat.

OTTO I.

Am 7. August 936 hatte sich in der Pfalz Karls des Großen zu Aachen der Adel versammelt, um Otto, den ältesten Sohn des kürzlich verstorbenen Königs Heinrich I. aus dem sächsischen Geschlecht der Ludolfinger, als neuen König zu erheben. Es war ein großartiges, sorgfältig geplantes Zeremoniell, das hier ablief. Der sächsische Mönch und Geschichtsschreiber Widukind von Corvey hat es uns in seiner *Sachsengeschichte* so überliefert: "Und als man dorthin gekommen war, versammelten sich die Herzöge und die ersten der Grafen mit der Schar der vornehmsten Ritter in dem Säulenhof, der mit der Basilika Karls des Großen verbunden ist, und sie setzten den neuen Herrscher auf einen hier aufgestellten Thronsessel; hier huldigten sie ihm, gelobten ihm treue und versprachen ihm Hilfe gegen alle Feinde und machten ihn so ihrem Brauche zum Könige: "Nach diesem rein weltlichen Art schritt Otto in die Pfalzkapelle, wo er von Erzbischof Hilbert von Mainz empfangen und den Versammelten mit den Worten vorgestellt wurde: "Sehet, hier bringe ich euch den von Gott erkorenen und einst vom großmächtigen Herrn Heinrich bestimmten, nun aber von allen Fürsten zum Könige gemachten Otto; wenn euch diese Wahl gefällt, so bezeugt dies, indem er die rechte Hand zum Himmel emporhebt." Und Widukind fährt fort: "Darauf hob alles Volk die Rechte in die Höhe und wünschte mit lautem Zuruf dem neuen Herrscher Heil. Sodann schritt der Erzbischof mit dem Könige, der nach fränkischer Art enganliegendem Gewande bekleidet war, hinter den Altar, auf dem die Abzeichen des Königs lagen, das Schwert mit dem Wehrgehänge, der Mantel mit den Sprangen, der Stab mit dem Zepter und das Diadem. "Nun überreichte der Erzbischof, wie Widukind weiter berichtet, diese Insignien dem König mit den Worten: "Empfange dieses Schwert und treibe mit ihm aus alle Widersacher Christi, da durch Gottes willen alle Macht im ganzen Frankreich dir übertragen ist, zum bleibenden Frieden aller Christen." Hierauf erfolgte dann die Salbung mit dem heiligen Öl und die Krönung durch die Erzbischöfe von Mainz und Köln. Nach dieser kirchlicher Weihe wurde Otto von beiden Erzbischöfen zu dem im Obergeschoss der Pfalzkapelle befindlichen Steinthron Karls des Großen geführt, von wo er "alle sehen und von allen wieder umgesehen werden konnte. "Den Abschluss der Feierlichkeiten bildete das Königsmahl in der Pfalz. Dabei bedienten die Herzöge den König symbolisch: Das Amt der Kämmerers, der die Oberleitung hatte, lag in den Händen Gieselberts von Lothringen, zu dessen Herzogtum Aachen gehörte, Eberhard von Franken war als Truchsess für die Tafel verantwortlich, Hermann von Schwaben fungierte als Mundschenk, und Arnulf von Bayern sorgte als Marschall für das Hoflager. In diesen vier erstmals von Widukind erwähnten Erzämter lag eine beträchtliche Symbolkraft: Neben der Anerkennung des gewählten Königs drückte sich auch eine Unterordnung der Herzöge unter seiner Herrschaft aus - ein Novum gegenüber der von Heinrich I.

praktisierten Herrschaftsweise. Überhaupt zeugte der gesamte Ablauf der Krönungsfeierlichkeiten von den sorgfältigen Inszenierung eines Zeremoniells von programmatischer Bedeutung. Indem er Aachen, die Lieblingspfalz Karls, als Krönungsort wählte und sich, bewusst in fränkische Tracht gekleidet, auf den Steinthron des fränkischen Kaisers setzte, demonstrierte Otto, dass er sich als Herrscher in dessen Situation verstand. Anders als sein Vater, der auf die kirchliche Salbung verzichtet hatte, hat Otto in Anknüpfung an karolingische Tradition diese wieder gewollt. Auf diese Weise war er "rex gratia dei" - König durch die Gnade Gottes - und damit erhoben über seine adligen Standesgenossen. Zugleich wurde auch deutlich, dass die Kirche eine Schlüsselstellung in Ottos Herrschaftskonzeption einnehmen sollte. Insgesamt machen die Aachener Krönungsfeierlichkeiten bereits deutlich, dass Otto eine andere Herrschaftskonzeption als sein Vater zu verfolgen beabsichtigte. Hatte Heinrich I. mit den Herzögen regieren müssen, wenn auch gezwungenermaßen, so wollte der Sohn von vornherein ihre Unterordnung. Dass hierin ein künftiger Konfliktstoff lag ist deutlich. Allerdings trat Otto dank der erfolgreicher Politik seines Vaters, die zur Stabilisierung im Innern und Abwendung der Bedrohung von außen, vor allem durch die Ungarn, geführt hatte, seine Herrschaft auf wesentlich gefestigteren Fundamenten an als dieser im Jahre 919. Ihr reibungsloser Übergang auf seinen Sohn 936 war von Heinrich I. weitschauend vorbereitet worden. Vom 16. September 929 ist uns eine Urkunde überliefert, in der er seiner Gattin Mathilde im Beisein führender Männer des Adels und mit Zustimmung seines Sohnes Otto für den Fall seines Todes ihr Wittum überträgt. gleichzeitig beabsichtigte er "sein Haus in gebührender Weise zu ordnen". Der Vorgang deutet darauf hin, dass König Heinrich den ältesten seiner drei Söhne mit Mathilde zu seinem Nachfolger auf dem Thron bestimmt hatte, und zwar mit der Zubestimmung maßgeblicher Männer des Adels. Auch ein Eintrag im Gedenkbuch des Klosters Reichenau, den die königliche Familie für sich und in ihrem Gefolge befindliche Angehörige des Sächsischen Adels anlässlich eines Besuches dort Anfang 930 vornehmen ließ und in der Name des Jungen Otto mit der Beifügung "rex" - König - versehen ist, kann als Beweis für die bereits erfolgte Designation gelten, die sich Heinrich wenigen Wochen vor seinem Tode auf einer Reichsversammlung in Erfurt noch einmal bestätigen ließ. Dieser Vorgang der Designation eines Nachfolgers auf den Thron noch zu Lebzeiten des herrschenden Königs war von großer Bedeutung. Denn so wurde ein Doppelkönigtum - wie es 919/20 durch die Wahl Heinrichs I. und Arnulfs von Bayern vorhanden war - unwahrscheinlich und die damit verbundene Gefahr eines Auseinanderbrechens des ostfränkischen Reiches verringert. Das schuf günstigere Bedingungen für seine weitere Entwicklung zum deutschen Feudalstaat. Auch die mit der Resignation Ottos erfolgte Begründung der ottonischen Dynastie trug letztlich positiv zu dieser Entwicklung bei. Etwa um Jahr 929 hatte König Heinrich auch die Verheiratung seines volljährigen Sohnes

Otto ins Auge gefasst, der zu dieser Zeit bereits Vater eines mit einer Slawischen Fürstentochter gezeugten Sohnes Wilhelm, des späteren Erzbischofs von Mainz, war. Als geeignete Gemahlin des Siebzehnjährigen - Otto war am 23. Oktober 912 geboren - erschien eine Prinzessin aus dem angelsächsischen Königsgeschlecht. König Äthestan offerierte dem sächsischen Königshaus zwei seiner Schwestern. Für eine hatte sich Otto entschieden. Die Hochzeit mit der erwählten Edgith wurde sehr bald vollzogen, wahrscheinlich im Frühjahr 930. Als Morgengabe erhielt die junge Frau von ihrem Gatten Magdeburg, für das Otto zeitlebens eine besondere Vorliebe behielt und das er in vielfältiger Weise förderte. Obwohl sich die Jungen Leute, wie das in dieser Zeit nicht ungewöhnlich war, bis zu ihrer Hochzeit kaum gesehen hatten., scheint die Ehe zwischen Otto und Edgith glücklich gewesen zu sein. Das Junge Paar muss sich offenbar in den ersten Jahren häufig in Magdeburg aufgehalten haben, wo Otto eine repräsentative Pfalz errichten ließ. Als Edgith, die in den beiden ersten Ehejahren zwei Kindern, Ludolf und Liutgard, das Leben geschickt hatte, bereits am 26. Januar 946 starb. Ließ Otto sie in der Kirche des von ihm 937 gegründeten Moritzklosters - des seit 955 als Dom ausgebauten, Anfang des 13. Jh. durch Brand zerstörten Vorgängerbaus des heutigen Domens - bestatten. Wohl um sich von seinem Schmerz abzulenken, hat der nun schon 35jährige reife Mann, der zwar auch in romanischer und slawischer Sprache reden, aber nicht lesen und schreiben konnte, "die Schrift so gut gelernt, dass er Bücher durchaus lesen verstehen konnte", wie Widukind von Corvey berichtet. Was war das nun für ein Reich, dessen Herrschaft Otto 936 übernahm? War es noch das "regnum Francorum", das Reich der Franken im Sinne Karls des Großen, in dessen Nachfolge er sich in Aachen verstanden hatte? Widukind spricht davon, dass Otto "alle Macht über das ganze Reich der Franken" Übertragen worden sei, doch gleichzeitig nennt er das Volk dieses Reiches das "Volk der Franken und Sachsen". Otto selbst hat sein Herrschaftsgebiet in einer seiner ersten Urkunden mit "Francia et Saxonia" - Franken und Sachsen - umschrieben. Tatsächlich erfasste diese Bezeichnung am ehesten die Wirklichkeit, wie sie sich dem König am Beginn seiner Herrschaft präsentierte, wurden damit doch diejenigen Teile des Reiches benannt, auf denen die wesentlichen materiellen Grundlagen seiner Macht ruhten. Hier, d.h. im Harz- und Ostsachsen, Nordthüringen, dem Rhein-Main-Gebiet, dem niederrheinisch-lothringischen Gebiet, lagen sowohl sein eigener umfangreicher Besitz als auch große Komplexe ehemaligen Karolingischen Krongutes. Dieses Königsgut war, wie auch der Grundbesitz des übrigen Feudaladels, in Grundherrschaften organisiert, die sich seit dem 9. Jh. im Verlaufe des Feudalisierungsprozesses herausgebildet hatten. Ihn übernahm vollzog sich die Ausbeutung der in die Abhängigkeit seines Feudalherrn geratenen Bayern; das durch die erzeugte Mehrprodukt bildete die Grundlage für den Reichtum des Adels. Durch die während des Feudalisierungsprozesses entstandenen Besitzverhältnisse war nicht

nur die Größe der einem unterschiedlich, es hatten auch verschiedene Organisationsformen des Grundbesitzes herausgebildet, deren verbreitetste die Fronhofs- oder Vilkationsverfassung war. Dabei bildete ein Fronhof, verwaltet von einem Meier, den Mittelpunkt eines größeren Komplexes grundherrlichen Besitzes. Von hier aus wurde von unfreien Knechten und Mägden sowie mit Hilfe der zu Frondiensten verpflichteten abhängigen Bayern das Eigenland des Grundherrn geforderten Naturalabgaben abzuliefern, die sie auf ihren Höfen erzeugten. Diese Eigenart der Struktur des frühfeudalen Grundbesitzes und die herrschenden Bedingungen der Naturalwirtschaft geben eine Erklärung dafür, dass der König mit seinem zahlreichen Gefolge in Ausübung seiner Herrschaft von Pfalz zu Pfalz, von Königshof zog und sich dabei um den Gebieten, in denen Krongut und Eigenbesitz konzentriert waren, am häufigsten aufhielt. Auch unter diesem Aspekt ist die Bezeichnung von Ottos Herrschaftsbereich als "Francia et Saxonia" in den ersten Jahren seines Königtums zu betrachten. Ganz abgesehen davon lag darin zugleich eine symbolische Bedeutung: Die Beibehaltung des Fränkischen Elements diente nämlich als Moment der Legitimierung der Sächsischen Herrschaft. Das ist von den Zeitgenossen sehr genau reflektiert worden, und es ist mit der wachsenden Festigung und Machtfülle des ottonischen Reiches darüber auch zu Kontroversen gekommen, in deren Ergebnis das Reich nunmehr als ein sächsischer, als "regnum Saxonum", aufgefasst wurde. Wenngleich Otto sein Reich 936 als "Francia et Saxonia" bezeichnete, so hat er sich keinesfalls nur als König in Franken und Sachsen gesehen, obwohl diese Gebiete die Basislandschaften seines Königtums darstellten und die beiden Stämme die dieses Königtum tragenden symbolisierten. Otto hat seine Herrschaft ebenso in allen übrigen Teilen des Reiches durch seine, wenn auch weniger häufige, Anwesenheit zur Geltung gebracht. Solche Fernzonen der Königsherrschaft bildeten aber, die sächsisch-thüringischen Gebiete in Verbindung mit den fränkisch-karolingischen Krongutkomplexen. Schon aus dieser Sicht wäre es nicht zugänglich, um die oben gestellte Frage aufzugreifen, Otto Reich noch als fränkisches anzusehen, wie sein Zeitgenosse Widukind das getan hat. Doch ebenso wenig war es bereits ein deutsches. Dazu fehlten Mitte des 10. Jh. die realen politischen Gegebenheiten. Vor allem die Herzogtümer bildeten noch relativ eigenständige Struktureinheiten mit einem selbständigen Handlungsspielraum. Unmittelbare Königsherrschaft wurde nur in den Kernlandschaften ausgeübt, in den übrigen Gebieten wurde sie in abgestufter Form wirksam. Aus diesen Gründen ist das ottonische Reich als föderativer feudaler Staatsverband mit monarchischer Spitze charakterisiert worden. Die realpolitischen Gegebenheiten fanden ihre Widerspiegelung auch im politischen Bewusstsein und in begriffsgeschichtlicher Hinsicht: Für das ottonische Reich existierte keine einheitliche Bezeichnung, eine auf das werdende deutsche Volk bezogene tritt uns als "regnum Teutonicorum" - Reich der Deutschen - vereinzelt um das Jahr

1000 entgegen, setzte sich jedoch erst Ende des 11. Jh. durch. Die bei der Krönung in Aachen scheinbar vorhandene Harmonie zwischen König und Herzogsgewalten war nicht von langer Dauer. Bereits 937 opponierte ein Teil des Adels gegen Entscheidungen des Königs bei der Neubesetzung einiger vakant gewordener Ämter. Das betraf das des Befehlshabers in der nordöstlichen Grenzmark zu den slawischen Stämmen mit Hermann Billung und das des Markgrafen im Mittelelbe- und Saalegebiet mit Gero, einem kleinen Grafen aus der Gegend um Magdeburg, sowie die Besetzung des Herzogtums Bayern nachdem Tode Herzog Arnulfs im Jahre 937 mit dessen Bruder Berthold. Mit der Wahl dieser Männer hat Otto zwar eine glückliche Hand bewiesen, denn Zeit ihres Lebens gehörten sie zu seinen Treusten Stützen, doch traf er seine Entscheidungen offenbar ohne den Konsens führender Adelskreise. So hatten sich die Befehlsgewalt über die nordöstlichen Grenzgebiete Wichmann, der ältere Bruder Hermann Billings, die über das Elbe-Saale-Gebiet Ottos Halbbruder Thankmar - aus der ersten Ehe seines Vaters - und das bayerische Herzogtum Eberhard, der älteste Sohn des verstorbenen Arnulf, erhofft. Die Einsetzung Eberhards hatte Otto jedoch von dessen Verzicht auf die Bayerische Kirchenhoheit und das damit verbundene Recht der Bischofseinsetzung abhängig gemacht. Als Eberhard diese Forderung ablehnte, zog Otto Anfang 938 mit Kriegsmacht nach Bayern, wo er allerdings eine Niederlage hinnehmen musste. Das gab das Signal zu einer Verschwörung gegen Otto, an der sich neben Thankmar und Wichmann auch Herzog Eberhard von Franken beteiligte. Für letzteren war der Anlass eine Kränkung ganz unerhörter Art gewesen, die ihm der König angetan hatte. In einer Fehde mit einem seiner Vasallen, einem Sachsen namens Bruning, der sich nach geltendem Recht unberechtigterweise geweigert hatte, Eberhard die schuldigen Dienste zu leisten, hatte der König zugunsten des Sachsen entschieden. Eberhard musste als Busse eine Anzahl Pferde liefern, seine Gefolgsleute aber wurden zu der Schmach verurteilt, anlässlich eines Hoftages Hunde bis zu der königlichen Stadt Magdeburg zu tragen.

Der Aufruhr begann im Frühsommer 938 mit der Eroberung der Burg Belecke südöstlich vom Soest/Westfalen durch Thankmar und der Gefangennahme von Ottos jüngerem Bruder Heinrich, der sich in ihr aufhielt. Daraufhin zog der König mit bewaffneten Kräften zur Eresburg, in der Thankmar sich mit seiner Anhängern verschanzt hatte. Diese öffneten jedoch dem König die Tore. Thankmar, der schutzsuchend in die Kirche geflohen war, wurde getötet. Damit war die Erhebung zunächst unterdrückt.

Doch gab sich Eberhard von Franken noch nicht geschlagen. Es gelang ihm, den jungen Heinrich auf seine Seite zu ziehen, der sich, unterstützt von seiner Mutter, ebenfalls Hoffnungen auf die Krone gemacht hatte. Im thüringischen Saalfeld wurden Anfang 939 bei einem großen Gelage, das der Königsbruder gab, die Pläne für eine neue Empörung geschmiedet, für die Heinrich auch den

zunächst abwartenden Herzog Gisibert von Lothringen gewann. Bei Birten, nahe Xanten am Rhein, stießen im März 939 die Auführer auf die Königlichen Truppen. Obwohl deren Sache zunächst nicht günstig stand, konnten sie schließlich mit Glück den Sieg erringen. Die Besatzungen der meisten Burgen Heinrichs, der mit Gisibert hatte fliehen können, ergaben sich. Er selbst unterwarf nach einer zweimonatigen Belagerung seines Zufluchtsortes Merseburg. Die Brüder vereinbarten nun zunächst eine Waffenruhe. Otto nutzte sie, um erneut gegen Bayern vorzugehen. Dabei gelang es ihm, Eberhard zu betreiben und dessen ihm ergebenen Bruder Berthold als Herzog einzusetzen. Heinrich dagegen knüpfte in der Zwischenzeit erneut konspirative Fäden, diesmal mit Gisibert von Lothringen, der sich, Ottos Angriff fürchtend, an den westfränkischen König Ludwig IV. wandte. Otto griff daraufhin in Auseinandersetzungen zwischen Ludwig und Herzog Hugo von Francien zugunsten des letzteren ein, um einen möglichen Abfall Lothringens, dessen Herzog inzwischen König Ludwig gehuldigt hatte, zu verhindern. Im Sommer 939 verwüsteten Ottos Truppen auf einen Zug nach Westen Lothringen, konnten aber gegen Gisibert nichts ausrichten. Vor der auf einer Rheininsel gelegenen und deshalb schwer einnehmbaren, für die Verteidigung Lothringens und des Elsass sehr wichtigen Feste Breisach, die von Herzog Eberhard von Franken - er hatte sich inzwischen den Aufständischen angeschlossen - besetzt worden war, bezogen die königlichen Truppen Stellung. Zunächst versuchte der König Verhandlungen anzuknüpfen, um den Aufruhr beizulegen. Die von seinen Unterhändler, dem Mainzer Erzbischof Friedrich, dabei mit Eberhard getroffenen Vereinbarungen lehnte er allerdings ab. Der empfindliche und ihm ohnehin nicht allzu freundlich gesinnte Erzbischof fühlte sich deshalb brüskiert und ging daraufhin ins feindliche Lager über.

Unterdessen hatte Eberhard heimlich die Festung Breisach verlassen, um mit Unterstützung Heinrichs und Gielberts einen Angriff auf Sachsen zu wagen und dem König den Rückzug abzuschneiden. So entstand eine für Otto und sein Königtum äußerst bedrohliche Situation, zumal viele seiner Anhänger kleinmütig das Lager verließen. Die Wende für die Königliche Sache führten die Unterstützung Hermanns von Schwaben und eine Aktion der zu ihm gestoßenen konradinischen Grafen Udo und Konrad Kurzbald herbei, die die Truppen der Aufständischen am 2. Oktober 939 bei Andernach unerwartet angriffen. Dabei fiel Herzog Eberhard, während Gisibert auf der Flucht im Rhein ertrank. Der Verschwörung gegen Otto war damit gewissermaßen der Kopf abgeschlagen. In der Folge ergab sich die Feste Breisach, Erzbischof Friedrich wurde in Haft genommen, Heinrich floh ins Westfränkische, ergab sich aber bald.

Es galt nun, über die Besetzung der erledigten Herzogtümer zu entscheiden: Franken hat Otto nicht wieder vergeben, es verblieb bei der Krone. Mit Lothringen betraute er seinen Bruder Heinrich, vielleicht, um den in der

Hausordnung des Vaters von 929 Vernachlässigten angemessen auszustatten. Heinrich hatte jedoch seine Hoffnung auf die Krone noch immer nicht aufgegeben und sammelte erneut Verschwörer - nunmehr in der Absicht, den Bruder zu ermorden. Als Zeitpunkt hatte man das Osterfest 941 ausersehen, das die Königliche Familie in Quedlinburg feiern wolle. Aber der Plan wurde verraten. Diesmal griff Otto hart durch. Einige der Verschwörer, meist Angehörige des sächsischen Adels, wurden hingerichtet, Heinrich gefangen nach Ingelheim geführt. Hrotsvit von Gandersheim, die sich dem Herrscherhaus eng verbunden fühlte, schildert uns in einem ihrer Epen diese Ereignisse in dramatischen Versen: Nach gelungener Flucht erschien Heinrich Weihnachten 941, bekleidet mit einem Büßergewand, in der Kirche, wo die Königsfamilie zur Messe weilte, und warf sich seinem Bruder zu Füßen, inständig um Verzeihung bittend. Otto, zutiefst aufgewühlt, gewährte sie auch dieses Mahl. Heinrich hat sich und wurde einer der zuverlässigsten Helfer des Königs.

Otto war es Ende 941 gelungen, die Aufstände der Herzöge, die rund zwei Jahre das Reich erschüttert und zeitweilig sogar seine Herrschaft ernsthaft gefährdet hatten, niederzuschlagen. Die Opposition in Kreisen des Hochadels gegen seine Herrschaftskonzeption einer Unterordnung der Herzogtümer unter die Interessen des Königtums und einer Beschneidung der Machtbefugnisse der Herzöge war vorerst ausgeschaltet. Otto konnte sich der Konsolidierung seiner Macht zuwenden. Er versuchte in den folgenden Jahren, wichtige Positionen im Reich mit ihm ergebenen und verwandten Persönlichkeiten zu besetzen, die er auf diese Weise stärker an sich zu binden hoffte. So übertrug er nach dem Tode Herzog Bertholds 947 Bayern seinem Bruder Heinrich, der seit etwa zehn Jahren mit Judith, der Tochter des ehemaligen Herzogs Arnulf, verheiratet war. Ein weiterer Versuch in dieser Richtung war die Vermählung des aus einem rheinfränkischen Geschlecht stammenden Konrad des Roten - seit 944 Herzog von Lothringen - mit Ottos junger Tochter Liutgard im Jahre 947. Auf das gleiche Ziel richtete sich auch die Vermählung seines gerade 15jährigen Sohnes Liudolf mit Ita, der Tochter Herzog Hermanns von Schwaben, des mächtigen Hauptes der fränkischen Familie der Konradiner. Diese Verbindung scheint auch deshalb nicht zufällig, da hier neben einer Geste an den ihm stets treu ergebenen Franken Hermann zugleich sinnfällig das fränkische Element in dem als "Francia et Saxonia" begriffenen Reich zur Geltung gebracht werden konnte. Unterstrichen wird das noch dadurch, dass Otto etwa zum gleichen Zeitpunkt Liudolfs Designation zu seinem Nachfolger vornahm und ihn nach dem Tode Hermanns 949 als Herzog von Schwaben einsetzte. Ähnlich wie Otto nach seiner eigenen Designation mit Edgith einen Zug durch das Reich angetreten hatte, tat das nun auch Liudolf mit seiner Frau Ita, die dabei als Königin geehrt wurde. Die innere Konsolidierung, die Otto auf die eben skizzierte Weise dauerhaft zu erreichen hoffte, eröffnete ihm die Möglichkeit, eine expansive Außenpolitik zu betreiben, die sich zunächst nach Westen

richtete. Sie führte 942 in Vise an der Maas zu einer Übereinkunft mit Ludwig IV., der - im übrigen inzwischen mit Ottos Schwester Gerberga verheiratet - zur Aufgabe seiner Ansprüche auf Lothringen veranlasst wurde. Ein weiterer Zug nach Westen, mit dem Otto in die Auseinandersetzungen zwischen Ludwig und dessen Widersacher Hugo von Franzien - ebenfalls ein Schwager Ottos durch seine Ehe mit dessen Schwester Hathui - zugunsten des ersteren eingriff, führte ihn 946 bis vor die Tore von Paris und in die Normandie. Eine fränkische Anerkennung von Ottos hegemonialen Ansprüchen im Westen, die in diesen Aktionen sichtbar wurden, zeigte sich der Synode von Ingelheim 948, wo er in Anwesenheit eines päpstlichen Legaten als Schiedsrichter in der Streitigkeit um die Besetzung des wichtigen Erzbistums Reims auftreten konnte.

Ganz anders verlief Ottos Eingreifen in Italien, mit dem er karolingische Traditionen wieder aufnahm. Hier hatte sich nach dem plötzlichen Tod des Jungen Königs Lothar der mächtige Markgraf Berengar von Ivrea im Dezember 950 in Pavia in den Besitz der Langobardischen Krone gesetzt. Berengars Gegner indessen sahen in Lothars Gemahlin Adelheid die rechtmäßige Erbin des Thrones. Diese Fraktion erschien Berengar offenbar so bedrohlich, dass er sich im Frühjahr 951 der jungen Königin bemächtigte und sie unter schmähhlicher Behandlung in der festen Burg Ganda einkerkerte. Nach viermonatiger Haft gelang Adelheid eine abenteuerliche Flucht, die uns Hrotsvit von Gandersheim plastisch geschildert hat. Sie beschreibt auch, wie Otto, von Adelheids Bedrängnis hörend, sich auf den Weg nach Italien gemacht habe. Allein ritterlicher Edelmut, wie Hrotsvit Ottos Italienzug motiviert, war nicht der Grund für den Realpolitiker Otto, den Zug über die Alpen zu unternehmen. Die Gunst der Stunde nutzend, erstrebte er die langobardische Königskrone. Die Werbung um die Hand Adelheids konnte dieser Absicht des seit 940 Verwitweten jedoch zusätzliche Legitimation verschaffen. Im September 951 zog Otto das erste Mal über die Alpen. Er eroberte Pavia, die Hauptstadt des alten langobardischen Reiches, wo bald die Hochzeit des 39jährigen Königs mit der 20jährigen Adelheid von Burgund stattfand. Adelheid, der die Zeitgenossen neben Schönheit vor allem auch Klugheit nachrühmen, hat anders als Edgith bald eine aktive Rolle an der Seite Ottos gespielt, wie der ihr eingeräumte Titel einer "consors regin" - einer Mitregentin - zeigt.

Gleichzeitig mit dem Einzug Ottos in Pavia fand auch seine Wahl zum langobardischen König statt. Nunmehr begriff er sich als "König der Franken und Langobarden", wie um diese Zeit ausgestellte Urkunden belegen, ein Titel übrigens, den auch Karl der Große nach seiner Eroberung Oberitaliens im Jahre 772 geführt hatte. Die hier praktizierte expansive Politik mit dem Anspruch Hegemonie über die in Abhängigkeit gebrachten geriete war eine für das Frühmittelalter typische, nicht auf das fränkische oder ottonische Reich beschränkte Erscheinung. Ihre Ursachen liegen in der Ausweitung des Feudalisierungsprozess und in der auf Lehnsbeziehung basierenden Form der

frühmittelalterlichen Herrschaftsausübung, deren Wesen es war, den Adel für seine Dienste mit angemessenen Lehen ausstatten zu müssen.

Ottos Königtum, das durch sein Eingreifen in die westfränkisch-französischen Verhältnisse sowie seine Rolle gegenüber den slawischen Völkern - wir werden noch darauf zu sprechen kommen - bereits imperiale Züge angenommen hatte, gewann mit der Herrschaft über Oberitalien eine weitere Dimension. So konnte in der Mitte des 10. Jh. eine Ansicht entstehen, die den König bereits vor seiner römischen Kaiserkrönung 962 im Besitze imperialer Macht und Würde sah. Der stammesstolze sächsische Geschichtsschreiber Widukind hat diese Auffassung prononziert zum Ausdruck gebracht. In seiner berühmten Schilderung der Schlacht auf dem Lechfeld nahe Augsburg, in der Otto am 10. August 955 die ungarischen Reiterscharen vernichtend schlug, lässt Widukind ihn durch das Heer zum "pater patriae" - Vater des Vaterlandes - und zum Imperator ausrufen. Diese Bezeichnung hat Widukind für Otto von nun an hartnäckig beibehalten, während er auffälligerweise dessen römische Kaiserkrönung 962 mit keinem Wort erwähnt. Wenn Widukind, in klassischer Literatur bewandert, hier wahrscheinlich auch die Gepflogenheiten römischen Heerkaisertums imitiert, so hat er doch einer Ansicht Ausdruck verliehen, mit der er besonders in Sachsen nicht allein gestanden haben dürfte. Otto selbst aber hat dieser Idee nicht angefangen. Es ist sicher, dass er bereits 951 nach des italienischen Königtums die römische Kaiserkrone angestrebt hat. Doch scheiterten die Verhandlungen am Widerstand des stadtrömischen Adels unter Führung des römischen Stadtherm Alberich. An eine weitere Intensivierung dieser Bemühungen war auch zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zu denken, musste Otto doch schnellstens Italien verlassen, da sich nördlich der Alpen eine neue Opposition, angeführt von seinem Sohn Liudolf, gegen ihn zusammenfand. Eine der Ursachen für einen Ausbruch dieser das Land bis 954 erschütternden Rebellion dürfte in Ottos Italienpolitik gelegen haben. Liudolf, der wie auch sein Onkel Heinrich, Herzog von Bayern, bereits kurz von Ottos Italienzug auf eine Rechnung erobernd in Italien eingefallen war, hatte sich gemeinsam mit Erzbischof Friedrich von Mainz eigenmächtig vom königlichen Heer entfernt und war nach Hause zurückgekehrt. Hier suchte er Verbündete für einen Aufstand gegen den Vater. Durch dessen Vermählung sah er wohl seine Anwartschaft auf den Thron gefährdet, zumal Adelheid Ende 952 einen Sohn gebar, der allerdings, wie noch weiterer Sohn, bereits im Säuglingsalter starb. Zum anderen hat Liudolf selbst Herrschaftsinteressen in Italien geltend machen wollen, die er nunmehr vereitelt sah. In seinem Schwager Konrad dem Roten, der gegen Otto wegen einer persönlichen Kränkung aufgebracht war, fand er einen Verbündeten.

Ostern 953, das Otto in der Pfalz Ingelheim feiern wollte, hörte er von den konspirativen Umtrieben von Sohn und Schwiegersohn. Wohl um Näheres zu erfahren, begab er sich nach Mainz und sah sich hier mit den Häuptern der Aufständischen, Liudolf, Konrad und Friedrich von Mainz, konfrontiert. Sie

pressten Otto einen Vertrag ab, der offenbar auch Garantie über Liudolfs Thronfolgerecht enthielt. Otto widerrief diesen Vertrag bald und enthob zunächst Erzbischof Friedrich seines einflussreichen Amtes als Erzkapellan, während Konrad sein Herzogtum entzogen wurde. Der Aufstand breitete sich nun rasch über das gesamte Reich aus, da sich ihm die meisten Herzöge und zahlreiche andere Große angeschlossen hatten, allen voran der bayerische Pfalzgraf Arnulf, der als Einheimischer gegen Herzog Heinrich als gebürtigen Sachsen großen Anfang fand. Außer Sachsen stand nur noch Lothringen zum König. Ein wesentlicher Grund für die Erhebung dürfte eine verbreitete Unzufriedenheit des Adels mit Ottos Herrschaftspraktiken gewesen sein, die bereits den Aufstand 938/39 verursacht hatten. So finden sich beispielsweise in den Urkunden Ottos hinweise auf eine Neuvergabe von Gütern, die wegen Untreue des alten Besitzers vorgenommen wurde. Haft, Verbannung oder Hinrichtung waren ebenfalls häufigere Mittel Otto, mit denen er gegen Unbotmäßige vorging.

Nachdem Otto 953/54 vergeblich versucht hatte, den Widerstand zu brechen, brachte ein erneuter Einfall der Ungar, die vor allem Bayern und Franken verheerten und plünderten, eine Wende zugunsten des Königs, zumal sich die Kunden verbreitete, dass die Aufständischen die Fehde ins Land gerufen hätten. Der König berief nun im Juni 954 einen Hoftag Langenzenn bei Nürnberg ein, wo sich Liudolf und Konrad der Rote zu dem erhobenen Vorwurf äußern sollten. Im Verlaufe der Verhandlungen unterwarfen sich der Erzbischof von Mainz und Konrad. Liudolf war dazu erst einige Monate später bereit. Damit hatte sich der König erneut gegen den rebellierenden Adel durchsetzen können. Es hatte sich aber gezeigt, dass auch eine Besetzung der Herzogtümer mit den nächsten Verwandten keine Garantie für eine Unterordnung ihrer eigenen feudalen Machtbestrebungen unter die Interessen des Königtums bot. Wesentliche Gründe dafür sind in der weiteren Ausprägung der Feudalgesellschaft im Verlaufe des 10. Jh. zu suchen. In ständiger Konkurrenz untereinander und auch gegen die Interessen des Königtums war der Feudaladel bestrebt, seinen Anteil am Feudaleigentum zu vergrößern. Dabei konnte er die zunehmende Tendenz zur Erblichkeit der Lehen ebenso nutzen wie die abnehmende Wirksamkeit der aus der Karolingerzeit übernommenen Machtmittel des Königtums. Mit dem Ausbau der Lehensbeziehungen kam es zur Anhäufung mehrerer Grafschaften in den Händen der großen Lehns Herren, wodurch das Königsgut verringert wurde. Diese Machtkonzentration bei Herzögen, Markgrafen und Grafen förderte deren Selbständigkeitsbestrebungen, die sie nie aufgeben hatten, und machte sie zu potentiellen Gegnern des Königs. Ihre wiederholten Aufstände zeugen davon. Sie zwangen Otto, nach neuen Wegen zu suchen, die materiellen Grundlagen seines Königtums gegen den Widerstand des Feudaladels zu stärken. Er fand sie - in der Heranziehung der Kirche, vor allem der Bischöfe und Äbte der großen Reichsklöster, zur

Erfüllung administrativer, militärischer, ökonomischer, kultureller Aufgaben. Voraussetzung für eine solche Verknüpfung kirchlicher und staatlicher Funktionen war eine Übereinstimmung der Interessen von Königtum und Kirche. Letztere benötigte eine starke königliche Zentralgewalt, um das in großen Grundherrschaften organisierte Kirchengut gegen die Übergriffe des weltlichen Adels zu schützen und um die Kirchendisziplin sowie eine einheitliche Anwendung von Liturgie und Dogma durchzusetzen. Dieses Schutzbedürfnis erkennend, zog der König Bischöfe und Reichsäbte zu Verwaltungsaufgaben und Kriegsdiensten sowie zu wirtschaftlichen Leistungen, vor allem zu Beherbergung und Versorgung des königlichen Hofes, heran. um die kirchlichen Grundherrschaften zu diesen Leistungen zu befähigen, wurden sie mit zahlreichen Gütern und Rechten ausgestattet, die ursprünglich dem König vorbehalten waren, wie Zoll-, Markt- und Münzrechten. Darüber hinaus erhielten Bischofskirchen und Reichsabteien mit der Verleihung von Immunitätsprivilegien und dem damit verbundenen Recht zur Ausübung der Gerichtsbarkeit wichtige politische Herrschaftsrechte eingeräumt. Man hat diese Verknüpfung kirchlicher und staatlicher Funktionen und die Ausnützung der wirtschaftlichen Möglichkeiten kirchlicher Einrichtungen für das Königtum treffend als Reichskirchensystem bezeichnet. Eine wichtige Rolle spielte in diesem System die königliche Hofkapelle, ein Organ, das ursprünglich für die kirchlichen Angelegenheiten der Hofe, aber auch für wichtige Verwaltungsaufgaben, wie die Ausstellung von Urkunden, zuständig war. Unter Otto erhielt sie darunter hinaus noch eine Aufgabe anderer Qualität. Ihre Mitglieder, deren Zahl seit 952/53 wesentlich erhöht wurde und die, dem Hochadel entstammend, meist Angehörige von Domkapiteln waren und auch weiterhin blieben, wurden nunmehr in der Hofkapelle für den Reichsdienst ausgebildet. Als Kapellane stellten sie nicht nur enge Beziehungen zwischen dem Hof und ihrem Domkapiteln her, mit ihnen wurden die vakant gewordenen Bistümer besetzt. Man hat die Hofkapelle daher zur Recht der Pflanzschützer der Bischöfe bezeichnet. So kamen die Bischofssitze an Männer, die dem König treu ergeben waren und seine Politik in allen Reisteilen durchsetzen halfen. dieses ottonische Reichskirchensystem ist die Hauptstütze der politischen Herrschaft Ottos seit der Mitte der 50er Jahre des 10. Jh. geworden und hatte, weiter ausgebaut besonders von den salischen Kaisern, Bestand bis zum Investiturstreit Ende des 11. Jh.

Prototyp eines solchen Kirchenfürsten war Erzbischof Brun von Köln, der jüngste Bruder Ottos. Er hat bei der Begründung dieses speziellen ottonischen Reichskirchensystems eine ganz entscheidende Rolle gespielt. Nach der Absetzung Herzog Konrads des Roten im Zusammenhang mit dem liudolfingischen Aufstand hatte Otto die Herzogsgewalt über Lothringen im Spätsommer 953 faktisch an Brun übertragen. Dessen Biograph, Ruotger, hat ihn in dieser Doppelfunktion treffend als "archidux" bezeichnet. Als Erzbischof

und Herzog hatte Brun mit politisch-kirchlichen, diplomatischen und militärischen Mitteln in Lothringen alle dem Königtum entgegenstehenden Widerstände des Adels beseitigt und eine den königlichen Interessen dienende politisch-kirchliche Ordnung durchgesetzt. Bruns Initiative ist es auch zu verdanken, dass der Klerus zur Vorbereitung auf die zu übernehmenden Ämter an den neu erblühenden Domschulen eine gediegene Bildung erlangte. Auch der in dieser Zeit einsetzende Aufschwung von Kunst und Kultur, den man häufig als "ottonische Renaissance" bezeichnet hat und dem wir Bedeutende Werke der Baukunst (den 1208 zerstörten Dom Ottos in Magdeburg, Kirchen in Gernrode, Köln, Essen, Hildesheim u. a.), der Buchmalerei, der Goldschmiede- und Schnitzkunst, der Geschichtsschreibung u. a. m. verdanken, dürfte durch Bruns Wirken wesentliche Antriebe erhalten haben.

Die durch die Niederschlagung des Liudofingischen Aufstandes gestärkte Position des Königs sollte bald eine weitere Steigerung erfahren. 955 waren, wie bereits erwähnt, die Ungarn erneut in Bayern eingefallen und belagerten Augsburg, das sich aber unter Leitung seines Bischofs Udalrich tapfer verteidigte. So waren die Kräfte der Ungarn gebunden. Durch einen Boten Herzog Heinrichs von Bayern eingefallen benachrichtigt, führte Otto ein Heer heran, das aus einem Aufgebot fast aller Stämme seines Reiches, verstärkt durch gut ausgebildete böhmische Truppen, gebildet wurde. Nur die Lothringer fehlten sowie ein großer Teil der Sachsen wegen eines zu erwartenden Slaweneinfalls. Am 10. August 955 kam es vor Augsburg in den Niederungen des Lechs zu einer dramatischen Schlacht. Ihre Zeichen standen anfänglich für die königlichen Truppen äußerst ungünstig. So erschienen der vollständige Sieg, zu dem der König unter der siegverheißenden Heiligen Lanze sein Heer durch taktisches und militärisches Geschick, aber auch mit persönlich Mut führte, in den Augen der Zeitgenossen als ein Zeichen der auf diesem Herrscher ruhenden Gnade Gottes. Der Stolz auf einen solchen König, der aus den Worten Widukinds spricht, wenn er schreibt, keiner der Könige vor Otto in den letzten 200 Jahre habe sich eines solchen Sieges erfreut, hat sich fördernd auf das Gemeinschaftsgefühl aller Stämme ausgewirkt. So kommt der Lechfeldschlacht auch eine erhebliche integrierende Wirkung auf dem Wege der Entwicklung des ottonischen zum deutschen Reich zu. Die Ungarn aber, nunmehr für immer von kriegerischen Einfällen abgehalten, begannen sesshaft zu werden.

Ottos Triumph als "Vernichter der Heiden" wurde kurze Zeit später auf eine fatale Weise bestätigt. Im Oktober des gleichen Jahres war er mit einem sächsischem Heeresaufgebot zu einem Feldzug gegen den slawischen Stamm der Obodriten aufgebrochen. Am 16. Oktober standen sich die Gegner an dem Flüsschen Raxa, wahrscheinlich der Recknitz in heutigen Mecklenburg, gegenüber. Obwohl unwegsames Gelände, Krankheiten, Kälte und Hunger dem sächsischen Heer zu machen, schlug es unter der Führung des Königs die Obodriten vernichtend. Ihre militärischen Führer wurden hingerichtet und unter

den Besiegten ein schreckliches Blutbad angerichtet, das 700 Gefangenen das Leben kostete. Dieser Kriegszug gegen die Obodriten ist nur einer von vielen, die während Ottos Regierung seines des deutschen Feudaladels gegen die benachbarten slawischen Stämme unternommen wurden. Erklärtes Ziel des Königs war dabei nicht so sehr die Ausübung einer bloßen Tribut Herrschaft unter Beibehaltung der politischen Selbständigkeit der Slawen, wie sie unter Heinrich I. praktiziert wurde, sondern die Eroberung und Eingliederung slawischer Gebiete in das ottonische Reich. Diesem Zweck diente auch ein System von Burgwarden, das Otto im Grenzbereich zu den Sorben errichtet hatte.

Ein wichtiges Mittel, die slawischen Völker dauerhaft zu integrieren, sah Otto in der planmäßig organisierten Christianisierung der unterworfenen Stämme. Bereits 937 gründete er zu diesem Zweck in Magdeburg, also in unmittelbarer Grenz Nähe, als Missionsstützpunkt das Moritzkloster, zu dessen Schutzpatron er bezeichnenderweise den Hl. Mauritius, den Bekämpfer der Heiden, bestimmte. Im Norden ging Otto heran, das Erzbistum Hamburg-Bremen auszubauen, während er für die kirchliche Organisation der westslawischen Gebiete 948 die Bistümer Havelberg und Brandenburg gründete. In diesem Zusammenhang erhielt der Plan Ottos, in Magdeburg für die slawischen Gebiete ein Erzbistum zu errichten, besondere Bedeutung. Obwohl er offenbar die grundsätzliche Zustimmung des Papstes dazu erhalten hatte, scheiterte das Unternehmen zunächst am Widerstand seines Sohnes Wilhelm, der seit 954 Erzbischof von Mainz war. Dieser fürchtete nicht nur territoriale Einbußen seiner Erzdiözese, sondern machte in einem heftigen Protestbrief an den Papst vor allem auch prinzipielle Einwände gegen die Pläne seines Vaters geltend, wobei er zugleich die Praxis des sich entwickelnden Reichskirchensystems kritisierte. Auch Bischof Bernward von Halberstadt, auf dessen Kosten die Errichtung des neuen Erzbistums ebenfalls gehen sollte, war ein energischer Gegner. So konnte Otto erst 968 nach dem Tode Wilhelms seinen alten Plan verwirklichen und in Magdeburg ein Erzbistum einrichten, dem er neben Brandenburg und Havelberg die neu gegründeten Bistümer Zeitz, Merseburg und Meißen, wahrscheinlich auch Oldenburg, zuordnete. Entgegen dem ursprünglichen Plan blieb Halberstadt aber in der Kirchenprovinz Mainz. Als ersten Erzbischof setzte Otto den in der Missionsfragen erfahrenen Abt Adalbert von Weißenburg ein, dem wir auch als Geschichtsschreiber wertvolle Nachrichten verdanken.

Nach den inneren Wirren, die zu Beginn der fünfziger Jahre das Reich erschüttert hatten, und dem Sieg auf dem Lechfeld war im Reiche einigermaßen Ruhe eingekehrt. Otto nutzte sie, um eine Italienpolitik aufs neue aufzunehmen. Zunächst sandte er 956 seinen Sohn Liudolf mit einem Heer über die Alpen, um dort die schwankende ottonische Herrschaft zu sichern. Das gelang Liudolf, wenn auch nur kurzfristig, denn am 6. September 957 starb er plötzlich in Italien an einem Fieber. Er wurde nach Mainz überführt und in der St.

Albaskirche begraben, wo seit fast vier Jahren auch seine Schwester Liutgard ruhte. Otto nahm nun erst einmal Abstand von italienischen Unternehmungen. Doch wenige Jahre später, Weihnachten 960, erreichte ihn ein Hilfesuch von Papst Johannes XII. Dieser wurde von Berengar von Ivrea, der von Otto auf dessen erstem Italienzug mit dem italienischen Königreich belehnt worden war, sowie von den Fürsten von Benevent und Capua bedrängt. Für den Fall seiner Hilfe bot er Otto die Kaiserkrönung an. Otto sagte zwar die gewünschte Hilfe zu, traf aber für diesen Italienzug zunächst sehr sorgfältige Vorbereitungen. Dazu lies er auch seinen einzigen noch lebenden, von Adelheit 955 geborenen Sohn Otto im Mai 961 in Worms zum König wählen und kurz darauf in Aachen salben und Krönen. Damit wollte Otto für den Fall, es stieße ihm in Italien etwas zu, die Nachfolge seiner Dynastie sichern. Seinen Bruder Brun bestellte der König zum Reichsverweser, Hermann Billung zu seinem Stellvertreter in Sachsen, Während der junge Otto in die Obhut Wilhelms von Mainz gegeben wurde. Es wird vermutet, dass Otto bereits Jetzt während dieser sorgfältigen Vorbereitungen seines Italienzuges die noch heute erhaltene, in der Wiener Schatzkammer verwahrte Reichskrone für seine Bevorstehende Kaiserkrönung hat anfertigen lassen.

Im August 961 brach Otto von Augsburg über den Brenner nach Italien auf. Abt Hatto von Fulda war schon vorausgeschickt worden, um die Formalitäten der Kaiserkrönung zu klären. So konnte Otto ohne größere Schwierigkeiten am 31. Januar 962 Rom erreichen, zumal der Hauptwidersacher Berengar das Feld kampflos geräumt hatte. Am Fuße des Monte Mario vor de Stadt richtete das Heer sein Lager ein. Am 2. Februar kam von Rom aus der Papst dem König entgegen, um ihn und die Königin Adelheid auf de alten Via triumphalis der römischen Kaiser in die Peterskirche zu geleiten. Hier nahm der Papst vor dem Hauptaltar an dem Herrscherpaar die Salbung und Krönung unter der Akklamation des in der Kirche versammelten römischen Klerus und Adels vor. Gemeinsam mit dem Papst leisteten die Anwesenden dem nunmehrigen Kaiser Otto den Treueid. Dafür garantierte Otto dem Papst in einer eigens angefertigten purpurfarbenen Prunkurkunde, dem sogenannten Ottonianum, den Besitz des Kirchenstaates.

Es zeigte sich jedoch bald, dass Ottos Herrschaft über Rom trotz des päpstlichen Treueversprechens an seine Präsenz gebunden war. Denn nachdem der Kaiser die Stadt gen Norden verlassen hatte, um den erneut Widerstand leistenden Berengar zu bekämpfen, suchte sich der Papst über Kontakte mit Berengar der kaiserlichen Herrschaft zu entledigen. Otto zog erneut nach Rom, vertrieb Papst Joahanes XII. und setzte seinen Kandidaten Leo VII. ein, obwohl sich inzwischen die Römer mit Benedikt V. einen eigenen Papst gewählt hatten. Im Zusammenhang mit diesen Ereignissen fasste Otto die im "Ottonianum" enthaltenen Papstwahlbestimmungen dahingenen neu, dass künftig kein Papst ohne Zustimmung des Kaisers oder seines Sohnes gewählt oder eingesetzt

worden dürfte, eine Bestimmung, die den Papst in das Reichskirchensystem einordnete und die eine Keim für die Kämpfe zwischen Papsttum und Kaisertum während des Hoch- und Spätmittelalters legte. Allerdings zwang den König eine schwere Seuche, die in der sommerlichen Hitze in seinem Heer ausbrach, Rom zu verlassen.

Anfang 965 ist Otto mit den Resten seines Heers über Reichenau und St. Gallen wieder nach Sachsen zurückgekehrt. Eine Sicherung seiner Herrschaft in Italien hat er zuvor noch durch die Einsetzung von Bischöfen und durch die Übergabe von großen Landkomplexen an ihm ergebene italienische Grafen zu erreichen versucht. Doch zeigte auch dieser Italienzug, wie unsicher die Herrschaft Ottos dort blieb; sie war im Grunde dauerhaft nur durch seine Anwesenheit zu festigen. Dieses Problem hat nach ihm alle deutschen Könige beschäftigt, die zur Erlangung der Kaiserkrone über die Alpen zogen. Durch die oft jahrelange Abwesenheit der Herrscher war den deutschen Feudalgewalten die Möglichkeit gegeben, ungestört eigene Interessen durchzusetzen, so dass die von Otto begründete Italienpolitik der deutschen Könige letztlich deren Zentralisierungspolitik im deutschen Feudalstaat behinderte.

Noch einen dritten Italienzug hat Otto unternommen, der ihn fast sechs Jahre, von 966 bis 972, südlich der Alpen festhielt. Ziel war dieses Mal die Eroberung der Fürstentümer Benevent, Capua und Salerno im südlichen Italien. Das rief jedoch den byzantinischen Kaiser auf den Plan, gegen dessen Ansprüche sich die Unternehmungen Ottos richteten. Der Basileus begriff sich ebenfalls als Kaiser der Römer und betrachtete daher Ottos Kriegszug mit mehr als zwiespältigen Gefühlen. Die beiderseits eingeleiteten Verhandlungen scheiterten zunächst. Auch Ottos militärische Operationen führten zu keinem Ergebnis. Erst ein Thronwechsel in Byzanz leitete erneute Verhandlungen ein, die mit der Anerkennung von Ottos Kaisertum sowie der Zusage endeten, seinem Sohn Otto II., der Weihnachten 967 vom Papst zum Mitkaiser gekrönt worden war, eine byzantinische Prinzessin als Gemahlin zu schicken. Im April 972 wurde in der Peterskirche in Rom Otto II. und Theophanu, so der Name der Braut, vermählt.

Otto, der nunmehr im 60. Lebensjahr stand - für die damaligen Verhältnisse ein alter Mann -, drängte nach der Langen Abwesenheit nach Hause. Im August des gleichen Jahres kehrte die gesamte kaiserliche Familie nach Sachsen zurück. Noch einmal hielt Otto in seiner Pfalz Quedlinburg Ostern 973 einen glänzenden Hoftag ab, zu dem Gesandte aus zahlreichen Ländern Europas und aus Byzanz erschienen. Ein bedeutendes Ergebnis brachte diese Versammlung: die Errichtung des dem Erzbistum Mainz unterstellenden Bistums Prag als eines wichtigen Stützpunktes für die ottonische Expansionspolitik gegen die Slawen. Wenige Wochen später, am Abend des 7. Mai 973, ist Kaiser Otto I. nach einer kurzen Fiebrigen Erkrankung in seiner Pfalz Memleben gestorben. In Magdeburg, seinem Lieblingsaufenthaltsort, wurde er im Dom, wo bereits seine

erste Frau Edgith ruhte, beigesetzt. Noch heute steht dort im Chor hinter dem Altar sein steinerner Sarkophag.

Bereits zu seinen Lebzeiten hat Otto I. den Beinamen "der Große" gegeben. Besitzt er tatsächlich in der Geschichte einen derart herausragenden Platz? Was ist die Bilanz seiner Herrschertätigkeit? Unter seiner Herrschaft wurde der Integrationsprozess der in seinem Reiche vereinigten späteren deutschen Stämme, der Sachsen, Franken, Bayern, Schwaben und Lothringer, wesentlich vorangetrieben, so dass sich der ottonische allmählich zum deutschen Feudalstaat wandelte, wie er uns am Anfang des 11. Jh. entgegentritt. Wesentlichen Anteil an dem Prozess der Festigung des ottonischen Staates hatte das Reichskirchensystem in seiner unter Otto I. weiterentwickelten spezifischen Form der fränkisch-katholischen Grundlagen. Nach dem Scheitern anderer Versuche, besonders familienpolitischer, gelang es ihm - unter Ausnutzung der an einem zentralisierten Staat interessierten Kirche und ihrer Umwandlung in eine Reichskirche durch die Übertragung staatlichen Funktionen -, die Macht der Herzöge zu brechen und sie zu unterwerfen. Damit gingen auch die das Land erschütternden, für die Bevölkerung angst und Verwüstung mit sich bringenden Kämpfe der großen Feudalherren und ihrer Fraktionen zu Ende, und das Land trat in eine Phase der relativen inneren Ruhe. Dabei darf allerdings nicht übersehen werden, dass Otto durch seine Ostexpansion, die auf Unterwerfung und Integration der slawischen Stämme in den erdenden deutschen Staat und damit gegen deren eigene staatliche Entwicklung gerichtet war, anderen Völkern diese Ruhe durchaus genommen hat. Die von Otto begonnene Italienpolitik, die zur Kaiserkrönung und zur Einbindung des regnum Italiae in den deutschen Feudalstaat führte, begründete die im ganzen verhängnisvolle Italienpolitik der deutschen Könige während des Mittelalters, welche sich letztlich negativ auf die Stellung der Zentralgewalt im deutschen Reichsgebiet auswirkte. So ist Ottos Werk durchaus von zwiespältigem Charakter. Ottos Leistung wird es aber bleiben, der Ausbildung des deutschen Feudalstaates und in ihm des deutschen Volkes entscheidend auf den Weg geholfen zu haben. Insofern trägt er auch nach den Maßstäben unserer Geschichtsschreibung den Namen "der Große" zu Recht.

SPÄTMITTELALTER

1247-1256	Wilhelm von Holland (bis 1254 Gegenkönig)
1254	Gründung des Rheinischen Bundes/Tod Konrads IV.
1257	Doppelwahl: Richard von Cornwall - Alfons X. von Kastilien
1268	Hinrichtung Konradins / Ende der Staufer
1273-1291	Rudolf I. von Habsburg
1278	Schlacht auf dem Marchfeld bei Dürnkrut
1291	Bund von Uri, Schwyz und Nidwalden
1292-1298	Adolf von Nassau
1298-1308	Albrecht I. von Habsburg
1302	Bulle "Unam sanctam" von Papst Bonifaz VIII.
1303	Gefangennahme des Papstes in Anagni
1308-1313	Heinrich VII. von Luxemburg (1312 Kaiser)
1309-1376	Residenz der Päpste in Avignon
1314	Doppelwahl: Friedrich der Schöne - Ludwig IV., der Bayer
1315	Schlacht am Morgarten
1322	Sieg Ludwigs des Bayern bei Mühldorf am Inn
1328	Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern
1338	Kurverein von Rhense
1339-1453	Hundertjähriger Krieg in Frankreich
1346-1378	Karl IV. (1355 Kaiser)
1347-1351	Pest in Europa
1356	Goldene Bulle
1370	Friede von Stralsund
1378-1400	Wenzel
1378-1417	Abendländisches Schisma
9. Juli 1386	Schlacht bei Sempach
1400-1410	Ruprecht von der Pfalz
1410/11-1437	Sigmund (1433 Kaiser)
1414-1418	Konzil von Konstanz
6. Juli 1415	Hinrichtung des Johannes Hus
1419-1436	Hussitenkriege
1424	Binger Kurverein
1431-1449	Konzil von Basel-Ferrara-Florenz
1438-1439	Albrecht II. von Habsburg
1440-1493	Friedrich III. (1452 Kaiser)
1448	Wiener Konkordat
1453	Konstantinopel von den Türken erobert
1455-1487	Rosenkriege in England

5. Jan. 1477	Schlacht bei Nancy (Tod Karls des Kühnen von Burgund)
1488	Gründung des Schwäbischen Bundes
1492	Kolumbus entdeckt Amerika
1493-1519	Maximilian I.
1495	Reichstag zu Worms (Reichsreform)
1499	Schweizerkrieg (Schwabenkrieg)
1500	Reichstag zu Augsburg (Reichsregiment)

Aus der Rückschau des 20. Jhs gesehen, erscheint das Spätmittelalter als eine Zeit des Umbruchs, der Übergänge - aber auch des Neubeginns. Noch bestand die alte Ordnung der mittelalterlichen Welt, verkörpert durch ihre höchsten Repräsentanten, Papst und Kaiser, weiter; aber der letzte schwere Konflikt zwischen diesen beiden Gewalten in der Stauferzeit hatte nicht nur zu einer Umgestaltung der machtpolitischen Verhältnisse, sondern auch zu bedeutsamen Wandlungen im Bereich der Kirche wie auch im Herrschaftsgefüge des Reiches geführt.

In der Auseinandersetzung mit dem staufischen Herrscherhaus hatte das Papsttum am Ende mit Hilfe der französischen Anjoudynastie triumphiert und schickte sich nun an, neben der geistlichen auch die höchste weltliche Herrschaftsgewalt über die abendländische Christenheit in Anspruch zu nehmen. Entscheidende Unterstützung erhielt dieser päpstliche "Weltherrschaftsanspruch" durch die Bettelorden, die durch ihre Missionsarbeit in den Städten eine bisher nicht gekannte religiöse Breitenwirkung bei der Masse der Bevölkerung erreichten und aus deren Reihen die bedeutendsten Gelehrten der Zeit (Bonaventura, Albertus Magnus, Thomas von Aquin) hervorgegangen sind. Der Konflikt Papst Bonifaz' VIII. mit dem französischen Königtum, geprägt durch die Übersteigerung des päpstlichen Weltherrschaftsgedankens in der Bulle "Unam sanctam" (1302) und die daraufhin erfolgte Gefangennahme des Papstes in Anagni (1303), machte jedoch deutlich, dass das Papsttum ebensowenig wie das Kaisertum in der Lage war, seinen universalen Herrschaftsanspruch gegenüber den aufstrebenden Nationalstaaten auf Dauer zu behaupten. Auf die Demütigung von Anagni folgte vielmehr unter Papst Clemens V. die Übersiedlung der Kurie nach Avignon in den Einflussbereich der französischen Krone. Als nach über siebenjähriger Dauer Papst Gregor XI. versuchte, diese "babylonische Gefangenschaft der Kirche" durch die Rückkehr nach Rom zu beenden, führte diese Maßnahme nicht zum erhofften Wiederaufstieg des Papsttums, sondern zur Katastrophe der Kirchenspaltung in dem großen Abendländischen Schisma (1378-1417).

Wenn auch das Papsttum selbst nach dem Ende des Schismas aus dem Konflikt mit den konziliaren Strömungen der Zeit als Sieger hervorgegangen ist, so wurde hierdurch die allgemeine Krise, in die die spätmittelalterliche Kirche durch die überzogene Abgabepolitik des Avignonenser Papsttums und die

zunehmende Verweltlichung des Klerus geraten war, eher noch verschärft; denn den Zeitgenossen war klar, dass Abhilfe nur von einer grundlegenden Reform der Kirche "an Haupt und Gliedern" zu erwarten war, die aber gegen den Widerstand des erstarkten Papsttums und der Kardinale in dieser Zeitepoche nicht mehr durchzusetzen war. Gegenüber der Zeit des Hochmittelalters hatte sich auch die Stellung des Kaisers im Reich wie auch zu den Nachbarmächten entscheidend gewandelt. Nach dem Untergang des staufischen Hauses war der kaiserliche Universalherrschaftsanspruch in der Realität nicht mehr aufrechtzuerhalten; die anderen Königreiche Europas, vor allem Frankreich und England, traten als ebenbürtige Mächte an die Seite des Reiches.

Lebendig geblieben war jedoch die Kaiseridee, die dem Träger der Kaiserkrone immer noch ein schwer fassbares "Mehr" an Autorität vermittelte, das es z. B. König Sigmund gestattete, bei der Vorbereitung und dem Verlauf des Konstanzer Konzils als höchste weltliche Autorität der Christenheit aufzutreten und den Gang der Verhandlungen entscheidend zu beeinflussen. Der deutsche König des Spätmittelalters stand nach wie vor voll im Banne dieser Kaisertradition. Er bezeichnete sich nicht nur in seinen Urkunden, sondern er fühlte sich auch ganz als "römischer König", der nicht nur einen Anspruch auf den Empfang der Kaiserkrone hatte, sondern der bereits nach seiner Krönung in Aachen gewillt war, kaiserliche Herrschaft im ganzen Reich, nicht nur in Deutschland, auszuüben. Hierbei stieß er allerdings auf konkurrierende Ansprüche des Papsttums, das u.a. aus dem Recht zur Kaiserkrönung ein päpstliches Zustimmungsrecht bei der deutschen Königswahl (Approbationsrecht) ableitete und das außerdem bis zur erfolgten Kaiserkrönung die kaiserlichen Herrschaftsrechte in Reichsitalien beanspruchte (päpstliches Reichsvikariat). Unterstützt von den Kurfürsten, die eine Entwertung ihres Wahlrechts befürchteten, konnte sich das Königtum unter Ludwig dem Bayern und Karl IV. jedoch mit seiner Rechtsauffassung in der Praxis durchsetzen, was in dem berühmten Reichsgesetz der Goldenen Bulle (1356) dadurch zum Ausdruck gebracht wurde, dass die päpstlichen Ansprüche mit Stillschweigen übergangen wurden. Gegenüber dem Hochmittelalter hatten sich auch die Herrschaftsgrundlagen des Königs im Reich entscheidend gewandelt. Während die westeuropäischen Königreiche seit dem Ende des 12. Jhs zu reinen Erbmonarchien geworden waren, hatte sich im Reich spätestens nach dem Zusammenbruch der Stauerherrschaft der Gedanke der freien Königswahl - ohne Rücksicht auf die Verwandtschaft zum königlichen Hause - durchgesetzt, wobei es bis zum Jahre 1257 einer Gruppe von Fürsten, den Kurfürsten, gelungen war, das Wahlrecht als ein ihnen allein zustehendes Recht durchzusetzen und die anderen Fürsten von der Königswahl auszuschließen. Die Folge war, dass Reichsinteresse und dynastisches Hausinteresse für den spätmittelalterlichen König nicht mehr identisch waren und daher die Versuchung groß war, in diesem Interessenkonflikt einseitig zu Lasten des

Reiches und zugunsten des eigenen Hauses Stellung zu beziehen (Hausmachtkönigtum). Nachdem der Versuch der salisch-staufischen Könige, aus den Reichsministerialen die personelle Basis einer künftigen Reichsbeamtenschaft zu formen, gescheitert war, besaß der spätmittelalterliche König praktisch kaum mehr eine Möglichkeit, die alten lehensrechtlichen Organisationsformen durch eine leistungsfähige Reichsverwaltung zu ersetzen, die in der Lage gewesen wäre, Reichseinkünfte einzuziehen sowie die Ausführung der Reichsgesetze und Urteile des königlichen Hofgerichts zu überwachen und notfalls auch mit Gewalt durchzusetzen. Die hierdurch bedingten Missstände, die sich in allgemeiner Rechtsunsicherheit, einem zügellosen Fehdewesen und Raubrittertum sowie in weitgehender Schutzlosigkeit gegenüber äußeren Bedrohungen (Türken, Hussiten) äußerten, traten seit dem Ende des 14. Jhs immer offener zutage, so dass auch im Reich der Ruf nach einer umfassenden Reform der Reichsverfassung (Reichsreform) laut wurde. Im Gegensatz zum König sahen Kurfürsten und Fürsten die Lösung des Problems jedoch nicht in einer Stärkung der königlichen Zentralgewalt, sondern vielmehr in einer Art ständischer Mitwirkung an der Königsherrschaft, was natürlich auf eine Entmachtung des Königs hinauslief.

Obwohl die Reichsstände auf den Reichstagen des 15. Jhs immer mehr dazu übergingen, die Gewährung von Reichshilfen von Zugeständnissen des Königs in der Frage der Reichsreform abhängig zu machen, hielt das Königtum des 15. Jhs zunächst noch zäh an seinen Herrschaftsrechten fest, bis der Wormser Reichstag vom Jahre 1495 mit der Errichtung eines vom König weitgehend unabhängigen Reichskammergerichts auch hier eine neue Entwicklung einleitete.

REFORMATION UND GLAUBENSKRIEGE

31. Okt. 1517	Thesenanschlag Luthers
1519-1556	Kaiser Karl V.
1521	Luther auf dem Reichstag zu Worms; Wormser Edikt
1521-1526	1. Krieg Karls V. gegen Franz I. von Frankreich
24. Febr. 1525	Schlacht bei Pavia (Gefangennahme Franz' I.)
1524-1525	Bauernkrieg
29. Aug. 1526	Schlacht bei Mohács
1526-1529	2. Krieg Karls V. gegen Franz I.
1527	Plünderung Roms durch Truppen Karls V. (Sacco di Roma)
1529	Protestation von Speyer; Marburger Religionsgespräch
1529	erste Belagerung Wiens durch die Türken
24. Febr. 1530	Kaiserkrönung Karls V. in Bologna
25. Juni 1530	Augsburgisches Bekenntnis
1531	Schmalkaldischer Bund
1536-1538	3. Krieg Karls V. gegen Franz I.
1542-1544	4. Krieg Karls V. gegen Franz I.
1545-1563	Konzil von Trient
18. Febr. 1546	Tod Luthers
1546-1547	Schmalkaldischer Krieg
24. April 1547	Schlacht bei Mühlberg (Gefangennahme des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen durch den Kaiser)
1548	Augsburger Interim
1551-1552	Fürstenverschwörung gegen Karl V.
2. Aug. 1552	Passauer Vertrag
25. Sept. 1555	Augsburger Religionsfriede
1556-1564	Kaiser Ferdinand I.
1564-1576	Kaiser Maximilian II.
7. Okt. 1571	Seeschlacht bei Lepanto
1576-1612	Kaiser Rudolf II.
1593-1606	langer Türkenkrieg
1608	protestantische Union
1609	katholische Liga
1609-1614	Jülich-Klevescher Erbfolgestreit
1612-1619	Kaiser Matthias
23. Mai 1618	Prager Fenstersturz
1619-1637	Kaiser Ferdinand II.
8. Nov. 1620	Schlacht am Weißen Berg
27. Aug. 1626	Schlacht bei Lutter am Barenberge

6. März 1629	Restitutionsedikt
6. Juli 1630	Landung Gustav Adolfs von Schweden auf Usedom
1630	Regensburger Kurfürstentag (Entlassung Wallensteins)
1631	Vertrag von Bärwalde
17. Sept. 1631	Schlacht bei Breitenfeld
13. April 1632	2. Berufung Wallensteins (Göllersdorfer Kapitulation)
15. April 1632	Schlacht bei Rain am Lech (Tod Tillys)
16. Nov. 1632	Schlacht bei Lützen (Tod Gustav Adolfs)
25. Febr. 1634	Ermordung Wallensteins
6. Sept. 1634	Schlacht bei Nördlingen
30. Mai 1635	Friede von Prag
1637-1657	Kaiser Ferdinand III.
24. Okt. 1648	Westfälischer Friede

Lange Zeit sind die Entdeckung Amerikas 1492 und der Beginn der Reformation 1517 als Anfang der Neuzeit betrachtet worden. Der Begriff Neuzeit wurde jedoch schon von den Humanisten des 15. Jhs verwendet, denen ihre Gegenwart als neues Zeitalter erschien. Tatsächlich sind wichtige Grundzüge der Neuzeit schon vor den genannten Zeitpunkten zu erkennen, am frühesten in Italien, dem Ursprungsland von Humanismus und Renaissance. Der durch diese Bewegungen in Gang gesetzte geistige Wandlungsprozess, den der große Historiker J. Burckhardt als "Entdeckung der Welt und des Menschen" bezeichnet hat, beeinflusste die europäische Geschichte der Neuzeit nachhaltig. Eine entscheidende Voraussetzung für die schnelle Verbreitung der neuen Ideen war die Erfindung des Buchdrucks um 1450. Der für die Neuzeit kennzeichnende Zug der *Zweckrationalität*, d.h. der Ausrichtung des Handelns am vernunftgemäßen Abwägen von Zielen, Mitteln und Folgen des Tuns, kam in einer Fülle von zukunftsfrächtigen Entwicklungen zum Ausdruck, die sich erst im 17. und 18. Jh. voll entfalteten. Dazu gehörte die beginnende Befreiung des Denkens von den Bindungen der Theologie ebenso wie die Anfänge moderner Wirtschaftstechniken (Frühkapitalismus), die Entstehung des neuzeitlichen Staates und die Entwicklung neuer Staats- und Rechtstheorien. Typisch für Übergangszeiten sind jedoch nicht nur die in die Zukunft weisenden Neuansätze, sondern auch die fortwirkenden Traditionen der Vergangenheit. So ist z. B. darauf hingewiesen worden, dass die Reformation, eine der bedeutendsten von Deutschland ausgegangenen Bewegungen, wesentlich vom mittelalterlichen Denken geprägt war. Dennoch ist sie ihrem Gesamtzusammenhang und ihren geschichtlichen Wirkungen nach der Neuzeit zuzurechnen. Freilich beabsichtigte Luther mit den 95 Thesen von 1517 und noch in den folgenden Jahren keineswegs die Gründung einer neuen Kirche, sondern erst die Zurückweisung seiner Reformforderungen durch die

kirchlichen Instanzen drängte ihn Schritt für Schritt dazu, die katholische Sakramentenlehre und das Messopfer, das Mönchtum, ja sogar das Papsttum abzulehnen. Damit erschütterte er die Grundpfeiler der alten Kirche, veranlasste diese aber zugleich dazu, 1545-63 in Trient das seit langem anstehende Reformkonzil durchzuführen, das die bislang so brisante Streitfrage des Vorrangs von Papst oder Konzil ausklammerte und mit seinen Lehrentscheidungen und innerkirchlichen Reformen die Grundlagen des neuzeitlichen Katholizismus schuf. Die mittelalterliche Einheit der lateinischen Christenheit, durch Kirchenspaltungen, Ketzerbewegungen und kirchlich geduldete Sonderentwicklungen längst in Frage gestellt, war allerdings endgültig zerbrochen, um so mehr, als auch innerhalb der reformatorischen Bewegung keine Glaubenseinheit erreicht werden konnte.

Nicht nur für die Kirchengeschichte, sondern auch für die deutsche Geschichte bedeutete die Reformation einen tiefen Einschnitt, da sie wegen der engen Verknüpfung der weltlichen und kirchlichen Institutionen im Heiligen Römischen Reich unmittelbare politische Auswirkungen hatte: Allein drei der sieben Kurfürsten waren geistliche Reichsfürsten, nämlich die Erzbischöfe von Mainz, Köln und Trier, und darüber hinaus gab es zahlreiche Fürstbistümer und Reichsabteien, die im Reichstag vertreten waren. Die Einführung der Reformation hatte zur Folge, dass geistliche Fürstentümer entweder in weltliche umgewandelt und damit erblich wurden oder gänzlich weltlichen Landesherrschaften einverleibt wurden und dass Kirchengüter eingezogen und Klöster aufgehoben wurden. Durch diese sogenannten Säkularisationen verschoben sich jedoch nicht nur die Machtverhältnisse im Reich, sondern die Grundlagen der Reichskirche und damit der Reichsverfassung wurden untergraben. Da einerseits Kaiser Karl V. (1519-56) die Reformation bekämpfte und auch eine Reihe von Reichsständen sich dem neuen Glauben nicht anschloss, andererseits aber alle Versuche, diesen zu unterdrücken, fehlschlügen, kam es zu einer konfessionellen Spaltung des Reiches.

In dieser Lage sah sich Ferdinand I. unter dem zusätzlichen Druck der Fürstenopposition gegen die kaiserlichen Herrschaftsansprüche gezwungen, das Augsburger Bekenntnis von 1530, die gemeinsame Glaubensgrundlage der Lutheraner, 1555 reichsrechtlich anzuerkennen. Der Augsburger Religionsfriede, eines der wenigen "Grundgesetze" des Reiches, war kein Ausdruck religiöser Toleranz - dieser Gedanke setzte sich erst seit dem 18. Jh. durch -, sondern er versuchte den religiös-politischen Konflikt durch rechtliche Bestimmungen zu entschärfen, um die Reichsverfassung zu retten und den Frieden im Reich zu erhalten. Kaiser Karl V. dankte 1556 ab, nachdem er seine weitgespannten Ziele nicht hatte verwirklichen können. Zwar war seine Machtgrundlage dank der vom Glück begünstigten Familienpolitik seines Großvaters Maximilian I. weitaus größer als die seiner Vorgänger, aber einer Vorherrschaft des Kaisers stellten sich sowohl im Reich als auch im europäi-

schon Umkreis unüberwindliche Hindernisse entgegen. Insbesondere der schon unter Maximilian I. (1493-1519) zutage getretene Gegensatz zwischen den Habsburgern und dem französischen Königshaus Valois (ab 1589 Bourbon) bildete bis in die Mitte des 18. Jhs einen der grundlegenden Faktoren der europäischen Politik. Frankreich schloß in dem Bestreben, die Umklammerung durch den österreichisch-burgundisch-spanischen Länderkomplex der Habsburger aufzubrechen, Bündnisse mit anderen Reichsfeinden, vor allem den Türken, und griff zunehmend in die innerdeutschen Streitigkeiten ein. Im Dreißigjährigen Krieg (1618-48) brachte diese Politik das Reich an den Rand der Auflösung. Das war allerdings nur möglich, weil der Religionskonflikt sich in einem erbitterten Bürgerkrieg entladen hatte, in dem alle Beteiligten ausländische Verbündete suchten. Der Augsburger Religionsfriede, der als Abschluss der Reformationsepoche gilt, hatte also letztlich nicht einen dauerhaften Ausgleich zwischen den Religionsparteien herbeigeführt. Das konfessionelle Zeitalter, wie man den Zeitraum von 1517 bis 1648 nennt, wurde in der folgenden Phase vielmehr von den sich verschärfenden Konflikten um die Auslegung des Religionsfriedens bestimmt. Die Absicht des Kaisers, durch den Vertrag weitere Säkularisationen zu verhindern, wurde von den protestantischen Fürsten vielfach durchkreuzt, während die katholischen Fürsten zu einer Politik der Gegenreformation, d. h. zur Rekatholisierung evangelischer Gebiete, übergingen. Die Kaiser, anfangs um Vermittlung bemüht, griffen in ihrem eigenen Herrschaftsgebiet zunehmend zu gegenreformatorischen Maßnahmen, Dadurch wurde 1618 ein Aufstand in Böhmen ausgelöst, in den sogleich das Reich verwickelt wurde. Im Dreißigjährigen Krieg verbanden sich religiöse und politische Gegensätze zwischen den Fürsten, ständische Interessengegensätze zwischen dem Kaiser und den Fürsten sowie europäische Machtauseinandersetzungen zu einem unentwirrbaren Konflikt. Die Religionsfrage trat allerdings nach dem Kriegseintritt Frankreichs 1635 gegenüber dem Kampf um die Vorherrschaft in Europa zurück. Der Westfälische Friede, der die Reichsverfassung von 1648 bis zum Ende des Heiligen Römischen Reiches 1806 bestimmte, versuchte ein Gleichgewicht zwischen den Konfessionen herzustellen und bestätigte die Landeshoheit der Reichsstände. Der moderne Staat der Neuzeit bildete sich somit in Deutschland künftig nicht auf der Ebene des Reiches, sondern auf der der Einzelstaaten aus, zumal die katastrophalen Folgen des Krieges die Fürsten zu gezielten Wiederaufbaumaßnahmen veranlassten.

DAS ZEITALTER DES ABSOLUTISMUS

1640-1688	Friedrich Wilhelm von Brandenburg, der "Große Kurfürst"
1643-1715	Ludwig XIV. von Frankreich
1655-1660	1. Nordischer Krieg
1658-1705	Kaiser Leopold I.
1658-1668	1. Rheinbund
28. Juni 1675	Schlacht bei Fehrbellin
1678/79	Friedensschlüsse von Nimwegen
30. Sept. 1681	französische Besetzung Straßburgs
1683-1699	Großer Türkenkrieg
12. Sept. 1683	Schlacht am Kahlenberge
29. Okt. 1685	Edikt von Potsdam
1688-1697	Pfälzischer Krieg
1697-1733	August der Starke (1706-1709 abgesetzt)
20./30. Sept. 1697	Friedensschlüsse von Rijswijk
26. Jan. 1699	Friede von Karlowitz
1700-1721	2. Nordischer Krieg
1701-1713	Friedrich I. erster König "in Preußen"
1701-1713/14	Spanischer Erbfolgekrieg
1705-1711	Kaiser Joseph I.
24. Sept. 1706	Friede von Altranstadt
1711-1740	Kaiser Karl VI.
1713-1740	Friedrich Wilhelm I. von Preußen
1713/14/15	Friedensschlüsse von Utrecht
19. April 1713	Pragmatische Sanktion
1714	Friedensschlüsse von Rastatt und Baden
1716-18	Türkenkrieg
1717	Einnahme Belgrads durch den Prinzen Eugen
21. Juli 1718	Friede von Passarowitz
1740-1786	Friedrich der Große
1740-1780	Maria Theresia
1740-1742	1. Schlesischer Krieg
1740-1748	Österreichischer Erbfolgekrieg
10. April 1741	Schlacht bei Mollwitz
1742-1745	Kaiser Karl VII. Albrecht
1744/45	2. Schlesischer Krieg
4. Juni 1745	Schlacht bei Hohenfriedeberg
1745-1765	Kaiser Franz I. Stephan

15. Dez. 1745	Schlacht bei Kesselsdorf
24. Dez. 1745	Friede von Dresden
1756-1763	Siebenjähriger Krieg
16. Jan. 1756	Westminsterkonvention
18. Juni 1757	Schlacht bei Kolin
5. Nov. 1757	Schlacht bei Rossbach
5. Dez. 1757	Schlacht bei Leuthen
12. Aug. 1759	Schlacht bei Kunersdorf
15. Febr. 1763	Friede von Hubertusburg
1765-1790	Kaiser Joseph II.
1772/93/95	Polnische Teilungen
1778-1779	Bayerischer Erbfolgekrieg
13. Okt. 1781	Toleranzpatent Josephs II.
1785	deutscher Fürstenbund

Die Auflösung des alten ständischen Ordnungsgefüges im Zeitalter der Glaubenskriege verursachte ein allgemeines Verlangen nach Wiederherstellung der staatlichen Ordnungsfunktion, die in der Person des Monarchen am ehesten verbürgt schien. So kam es zur Herausbildung der absolutistischen Regierungsform, in der der Monarch als alleiniger Inhaber der Herrschaftsgewalt nicht an die bestehenden Gesetze gebunden ("legibus solutus"), wohl aber dem göttlichen Recht unterworfen war. "L'etat c'est moi" (der Staat bin ich) - dieser dem französischen König Ludwig XIV. zugeschriebene Ausspruch bringt die Gleichsetzung von Staat und Herrscher auf eine knappe Formel. Die zeitgenössischen Staatslehren lieferten dem Absolutismus die theoretische Grundlage. Bedeutsam waren vor allem die Definition der Souveränität als unteilbare, absolute Gewalt nach innen und außen und der Grundsatz der Staatsräson, der die Verwirklichung des Staatswohls sowie die Erhaltung und Erweiterung der Staatsmacht zum Maßstab des politischen Handelns erhob. Trotz der Verweltlichung der Staatsidee beriefen sich die absoluten Herrscher weiterhin auf ihre göttliche Legitimität (Gottesgnadentum). Kennzeichnend für den absolutistischen Regierungsstil war das sogenannte Kabinettsystem: Der Monarch stützte sich auf Räte, die ein von den Zentralbehörden unabhängiges Kabinetts - Geheimer Rat, Staatsrat oder ähnlich genannt - bildeten. Mit Hilfe dieses Gremiums betrieb er eine selbständige Diplomatie, griff in den Gang der Justiz ein, erteilte "Kabinettsordres" mit Gesetzeskraft und erklärte Kriege, die meist dynastischen Interessen oder der "Arrondierung" des Territoriums dienten. Ausdruck der souveränen Verfügungsgewalt über das Land sind auch die für das 18. Jh. typischen Ländertauschprojekte und die rücksichtslose Teilungspraxis. Um ihre "Kabinettskriege" jederzeit führen zu können, schufen die Fürsten stehende

Heere. Zur Verwaltung des Landes gemäß ihren Richtlinien bauten sie eine allein von ihnen abhängige Beamtenschaft auf. Immer mehr Lebensbereiche wurden als öffentliche, staatlich zu regelnde Angelegenheiten begriffen. Auch die Wirtschaft stand im Dienst des Staates. So entstand ein nicht nur den Adel erfassendes Staatsbewusstsein. Dieser "Verstaatungsprozess", der auch erhebliche negative Auswirkungen hatte (Bevormundung der Untertanen, Überbewertung der inneren Ordnungsfunktion und der äußeren Machtentfaltung des Staates), ging mit einer allmählichen Einebnung der ständisch gegliederten mittelalterlichen Gesellschaftsstruktur einher. Die Stände wurden politisch entmachtet, ohne dass die ständische Gesellschaftsordnung prinzipiell aufgehoben war. Adel und Geistlichkeit waren nach wie vor privilegiert, während das Bürgertum zwar wirtschaftlich gefördert wurde, aber keinen entsprechenden politischen Rang einnahm. Die sich daraus ergebenden Spannungen versuchte der sogenannte aufgeklärte Absolutismus durch wohlfahrtsstaatliche Reformen aufzufangen, aber trotz seiner Anpassung an aufklärerische Ideen wurde er von den sich in der politischen Aufklärung verdichtenden Lehren der Volkssouveränität und vom Gesellschaftsvertrag zunehmend in Frage gestellt. Die gesellschaftskritische Funktion der Aufklärung trat allerdings in Deutschland weniger deutlich zutage als in Frankreich.

Während der Absolutismus in Frankreich unter Ludwig XIV. (1643-1715) seine modellhafte Ausprägung fand, konnte er sich in Deutschland nur auf der Ebene der Landesfürsten (und nicht überall in gleicher Weise) durchsetzen, nachdem der Westfälische Friede 1648 die fürstliche Landeshoheit reichsrechtlich festgeschrieben hatte. Die vorrangig zu lösende Aufgabe, die verheerenden Folgen des Dreißigjährigen Krieges zu überwinden, begünstigte die Ausbildung des absolutistischen Fürstenstaats, da der Wiederaufbau nur durch intensive staatliche Planung und Lenkung zu leisten war. Die kaiserliche Gewalt blieb dagegen seit 1648 auf die formelle Lehnshoheit sowie auf einzelne Rechte beschränkt. Nach dem Dreißigjährigen Krieg war Frankreich nicht nur die stärkste europäische Großmacht, sondern in Deutschland auch ein Vorbild für den innerstaatlichen Aufbau, sowohl in politischer als auch in kultureller Hinsicht. Diese Vormacht- und Vorbildfunktion Frankreichs bestimmte auch die Stellung des Reiches im europäischen Kräftespiel um die Wende vom 17. zum 18. Jh. In der Zeit Kaiser Leopolds I. (1658-1705) wurde das Reich durch die Wechselwirkung zwischen der Türkengefahr und der Expansionspolitik Ludwigs XIV. bedroht. Der französische König versuchte durch ein System von Bündnis- und Subsidienvträgen mit einzelnen Reichsständen - vor allem mit den Wittelsbachern in der Pfalz, in Bayern und in Köln sowie mit dem Kurfürsten von Brandenburg - eine innerdeutsche Opposition gegen den Kaiser aufzubauen und ab 1679 sein Herrschaftsgebiet durch die sogenannten Reunionen - in Wirklichkeit kaum verhüllte Annexionen - nach Osten

auszudehnen. Während Leopold I. nur mit Mühe und in unzureichendem Maße die Kräfte des Reiches gegen Frankreich mobilisieren konnte, das einen Teil der Reunionen, das Elsass mit Straßburg, behauptete, begründete er mit den militärischen Erfolgen im Großen Türkenkrieg (1683-99) die Großmachtposition Österreichs, wenn auch der Versuch der österreichischen Habsburger, die Nachfolge ihrer spanischen Verwandten anzutreten, im Spanischen Erbfolgekrieg (1701-13/14) scheiterte. Österreich wandte sich daher zunehmend dem Südosten Europas zu.

Neben den Habsburgern gelangten in dieser Zeit drei weitere deutsche Fürstenhäuser zu europäischer Bedeutung: Eine Linie der Welfen, die im 12. Jh. als Gegenspieler der Staufer die Reichsgeschichte entscheidend mitgeprägt hatten und seit 1235 das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg beherrschten, erreichte 1692 die Erhebung des Teilherzogtums Lüneburg zum Kurfürstentum Hannover sowie 1714 die Nachfolge der letzten Stuartkönigin Anna in Großbritannien. 1697 war der sächsische Kurfürst Friedrich August I. aus dem Haus der Wettiner als August II. ("der Starke") mit Unterstützung des Kaisers zum König von Polen gewählt worden. Doch seine Herrschaft blieb nicht unangefochten, und auch sein Sohn konnte die Nachfolge erst nach dem Polnischen Thronfolgekrieg (1733-35/38) antreten. Auf ganz andere Weise verschafften sich die Hohenzollern in Brandenburg-Preußen internationales Ansehen. Hier ermöglichte zunächst vor allem eine innere Entwicklung, die Militarisierung des sozialen und politischen Lebens, den Aufstieg des Staates zu führender Stellung in Norddeutschland und schließlich unter Friedrich II., dem Großen (1740-86), zur europäischen Großmacht, an die Österreich in den Schlesischen Kriegen 1740-45 eine seiner reichsten Provinzen verlor.

Behielt das habsburgische Erbhaus letztendlich durch die Kaiserwahl des Gemahls der Maria Theresia, Franz I. Stephan (1745-65), die vornehmste Stellung im Reich, so konnte es den preußisch-österreichischen Dualismus nicht mehr überwinden. Der alte habsburgisch-bourbonische Gegensatz hingegen trat im Siebenjährigen Krieg (1756-63) zurück. In diesem Ringen standen sich als Hauptgegner einerseits Preußen und Österreich, andererseits Großbritannien und Frankreich gegenüber. Auch die fünfte europäische Großmacht, Russland, war auf französisch-österreichischer Seite an dem Konflikt beteiligt. Damit war das im wesentlichen bis zum Ersten Weltkrieg bestehende europäische Fünfmächtesystem, die sogenannte Pentarchie, ausgebildet. Sie wurde als Gleichgewichtssystem angesehen, das zwar nicht den Frieden in Europa garantierte, ihn aber durch einen Interessenausgleich zwischen den wechselnden Bündnissen immer wieder herstellte.

FRIEDRICH II. VON PREUSSEN

Am Abend des 12. Dezember 1740 herrscht in Berlin ausgelassenes Treiben. Es ist Karneval. Im königlichen Schloss inmitten der Stadt vergnügt sich die vornehme Welt. König Friedrich II., bekleidet mit einem roten Domino, plaudert mit hohen Würdenträgern und zieht dann und wann auch hübsche Hofdamen ins Gespräch.

Scheinbar völlig der närrischen Lustbarkeit hingegeben, sind seine Gedanken indes ganz woanders, lässt er die Ereignisse der vergangenen Wochen noch einmal Revue passieren. Nur wenige Teilnehmer des Festes wissen, dass Friedrich II. an diesem Abend brillant Komödie spielt, dass es für ihn wie die Offiziere seiner Begleitung so bald keine Gelegenheit mehr für fröhliche Maskeraden geben wird, denn in den beiden verflissenen Monaten ist eine verhängnisvolle Entscheidung gefallen. Für die Uneingeweihten lüftete sich am frühen Vormittag des folgenden Tages der Schleier des gut gewahrten Geheimnisses, als der König an der Spitze seiner Staboffiziere und ausgewählter Truppen nach Frankfurt/Oder zum "Rendezvous des Ruhms" aufbrach. Am 16. Dezember überschritten preußische Einheiten die schlesische Grenze, den "Rubikon" Friedrichs II. Sie entfesselten den Österreichischen Erbfolgekrieg und leiteten damit den für die deutsche Geschichte des 18. und 19. Jh. so unheilschwangeren preußisch-österreichischen Dualismus ein. Ganz so unerwartet freilich geschahen der Einmarsch und die ihm folgende Inbesitznahme Schlesiens nicht, hatte der Aggressionsakt doch ein längeres Vorspiel.

Bereits als Kronprinz hegte Friedrich II., trotz des grundverschiedenen Wesens in mehr als einer Hinsicht in den Fußtapfen seines Vaters wandelnd, weit ausgreifende Pläne zur Vergrößerung Brandenburg-Preußens auf Kosten seiner Nachbarn. Ihren Niederschlag fanden diese noch illusionären Vorstellungen in dem bekannten Natzmer-Brief vom Februar 1731, in dem er u. a. Ansprüche auf Teile Polens und auf Mecklenburg erhob. Vollends freien Lauf ließ der König ihnen dann später in den "Chimärischen Plänen" seiner Politischen Testamente von 1752 und 1768. Nach territorialer Arrondierung des Staatsgebietes strebte jedoch nicht nur Friedrich II., derartige Absichten verfolgten viele Fürsten seiner Zeit. Erbschafts- und Heiratsverträge sowie Kabinettskriege, die in nahezu ununterbrochener Folge den Kontinent erschütterten, waren die bevorzugten Mittel zur Realisierung ihrer ehrgeizigen Pläne. Allerdings hob sich der preußische König durch seine Skrupellosigkeit und die erzielten Erfolge von den meisten seiner Standesgenossen ab. Als Friedrich Wilhelm I., der Schöpfer des brandenburg-preußischen Militärstaates, am 31. Mai 1740 starb, hinterließ er seinem Nachfolger einen ökonomisch gestärkten, über größere Finanzreserven und eine bedeutende Streitmacht verfügenden Staat; Pfunde, mit denen der Sohn zu wuchern verstand. Zwar schien sich der junge

Regent zunächst mehr als Musenfreund denn als Jünger des Mars einen Namen machen zu wollen, indes stellte bereits die "Herstal-Affäre" im September unter Beweis, dass das geflügelte Wort "so schnell schießen die Preußen nicht" der Vergangenheit angehörte. Wenige Wochen darauf bot ihm das völlig unerwartete Ableben Kaiser Karls VI. die Möglichkeit, sein zweites Gesicht zu zeigen.

Friedrich II. erreichte die Hiobsbotschaft am 26. Oktober 1740 in Rheinsberg. Noch am selben Tage schrieb er an Voltaire: "Dieser Augenblick ändert das alte politische System von Grund auf." Der König, anders als der Vater keinerlei Bindung an Kaiser und Reich fühlend, ging im stillen sofort daran, die bedrängte Lage der Habsburger auszunutzen.

In der Tat leistete die internationale Lage des Jahres 1740 gegen die habsburgische Monarchie gerichteten Aggressionsabsichten Vorschub. Zwar hatten bis zur Mitte der dreißiger Jahre alle europäischen Großmächte und die Mehrzahl der deutschen Territorialstaaten die Pragmatische Sanktion Karls VI. vom Jahre 1713 anerkannt, mit der der Kaiser die Unteilbarkeit der Monarchie und die weibliche Erbfolge festgeschrieben hatte, doch war das nur eine papierne Garantie. Bayern und Kursachsen, deren Landesherren jeweils mit einer Tochter Kaiser Josephs I. verheiratet waren, erhoben nach wie vor Ansprüche auf Teile des Erbes. Die Verhältnisse in der Habsburgermonarchie selbst waren nicht zuletzt durch den unglücklichen Ausgang des Polnischen Erbfolgekrieges und die Niederlage im letzten Türkenkrieg zerrüttet, der Staat war hoch verschuldet und die Armee in einem traurigen Zustand. Parteiungen in Europa erlaubten es jedem Friedensbrecher, Bündnispartner zu finden. Im Reich gab es starke antihabsburgische Strömungen. Zudem konnte jeder potentielle Angreifer damit rechnen, dass bei einer Anfechtung des Erbes Karls VI. im Innern der österreichischen Monarchie Gegensätze aufbrechen würden und dass eine Thronfolgerin nicht imstande wäre, einbrechenden Feinden ernsthaft Paroli zu bieten. Gegen den Widerstand des Feldmarschalls Kurt Christoph von Schwerin und des leitenden Außenministers Heinrich von Podewils, die in mehreren Geheimkonferenzen von dem Unternehmen dringend abrieten, beschloss Friedrich II. bereits wenige Tage nach Erhalt der Todesnachricht, in Schlesien einzumarschieren. Im Laufe des November wurde das Unternehmen logistisch vorbereitet, so dass die Kriegsmaschinerie am 16. Dez. nach einem festen Plan in Gang gesetzt werden konnte. Zunächst spielte der König *va banque*. Doch das Wagnis gelang. Innerhalb weniger Wochen vermochten die Preußen, nach den ersten Erfolgen rasch Alliierte findend, die nur wenige tausend Mann zählenden Österreicher in Schlesien zu überwältigen und sich mit Ausnahme einiger Festungen der wirtschaftlich hochentwickelten Provinz zu bemächtigen. Über die Motive für seinen Gewaltakt äußerte sich Friedrich II. am 3. 03. 1741 in einem Brief an Jordan: "Meine Jugend, die Glut der Leidenschaft, der Ruhmesdurst... hat mich den Freuden der Ruhe entrissen. Die Genugtuung,

meinen Namen in den Zeitungen und später in der Geschichte zu sehen hat mich verführt." Mit der Entfesselung der beiden Schlesischen Kriege (1740/42, 1744/45), in deren Ergebnis im Friede von Dresden vom Dezember 1745 sein Raub schließlich sanktioniert wurde, demonstrierte Friedrich II., dass er nicht nur ein "Aufklärer auf dem Thron" war, wie viele seiner große Erwartungen in ihn setzenden Zeitgenossen aus den Jugendeskapaden des Kronprinzen und den ersten Regierungsmaßnahmen fälschlicherweise geschlossen hatten.

Geboren am 24. Januar 1712, offenbarte der preußische Thronfolger frühzeitig auf die welfischen Vorfahren zurückgehende schöngeistige Neigungen, die seine Mutter, Sophie Dorothea aus dem Hause Hannover, mit Stolz erfüllten. Gemeinsam mit ihrer ältesten Tochter Wilhelmine, der Friedrich zeitlebens sehr nahe stand, förderte sie diese Anlagen nach Kräften, ohne dabei zu bedenken, dass der mit Hingabe und Virtuosität Flöte spielende, sich an schöner Literatur, modischer Kleidung und höfischen Zerstreungen erfreuende Sohn dadurch in Konflikte mit dem "Soldatenkönig" geraten musste. Dieser, ein tief religiöser, spartanisch lebender und nur aufs Praktische bedachte Mensch cholischer Natur wollte den Prinzen nach seinem Gusto formen, weshalb er für dessen Erziehung strenge Vorschriften erließ. Neben seiner praktischen Ausbildung zum Offizier hatte sich Friedrich vorwiegend mit Fächern wie Mathematik, Ökonomie, Fortifikationswesen, neuerer Geschichte, Rhetorik und Völkerrecht zu beschäftigen, für die er wenig Vorliebe besaß. Der Entfaltung seiner angeborenen Talente bot der Unterricht dagegen fast keinen Spielraum, ihnen musste der Prinz im verborgenen nachgehen. Auch von einer Affinität zu dem sein späteres Leben so prägenden Militär konnte zunächst keine Rede sein. Im Gegenteil, bezeichnete er doch wiederholt die Uniform als seinen "Sterbekittel". Mutter und Schwester halfen Friedrich, die väterlichen Verbote zu umgehen, und sorgten für Gelegenheiten zu Müßiggang und künstlerischer Betätigung. Intrigen der drei, eingebettet in Kabalen am Hofe, beschworen ein völliges Zerwürfnis mit dem die Familie tyrannisierenden König herauf. Höhepunkt der häuslichen Misere bildeten die Auseinandersetzungen um das englische Heiratsprojekt.

Die Eheschließung von Angehörigen fürstlicher Häuser war im Feudalzeitalter ein Politikum ersten Ranges. Auf die Neigungen der zu Trauenden wurde dabei wenig Rücksicht genommen. So auch hier. Am preußischen Hofe gab es zwei sich befehdende Fraktionen, die mit wechselndem Erfolg um die außenpolitische Orientierung des Königs stritten: eine österreichische und eine englische Partei. Aus familiären Gründen und aus Geltungssucht drängte Sophie Dorothea auf die von englischer Seite zur Gewinnung Brandenburg-Preußens als Bündnispartner lancierte Vermählung Wilhelmines mit Friedrich Ludwig, dem Prinzen von Wales, sowie die Friedrichs mit dessen Schwester Amalie. Beeinflusst von der Mutter, klammerten sich die beiden Geschwister an das Projekt und suchten es unter Einsatz aller Mittel auch gegen den Widerstand des

Vaters durchzusetzen. Nach langem Schwanken entschied sich der König jedoch gegenteilig und machte damit alle hochfliegenden Pläne hinfällig. In dieser Situation, zugespitzt noch durch heftige Zusammenstöße zwischen Vater und Sohn, in deren Verlauf letzterer im Beisein von Offizieren und Bediensteten mit ehrverletzenden Vorwürfen und Schlägen traktiert wurde, reiften bei Friedrich Fluchtgedanken. Im Sommer 1730 nutzte er eine gemeinsam mit dem König zu süddeutschen Souveränen unternommene Reise zu jenem dilettantischen Fluchtversuch, der ihn nebst einigen wenigen Mitverschworenen ins Ausland führen sollte. Noch bevor er das Nachtlager der Reisegesellschaft in Steinsfurt bei Sinsheim am 5. August heimlich hatte verlassen können, sah sich der Kronprinz gefangengesetzt. Der unter strengen Sicherheitsvorkehrungen vollzogenen Überführung auf preußisches Hoheitsgebiet folgte die Inhaftierung in der Festung Küstrin mit anschließender Anklage auf Fahnenflucht, einem der schwersten Vergehen im Militärstaat Brandenburg-Preußen. Friedrich Wilhelm I. ließ Friedrichs Intimus, den Leutnant Hans Hermann von Katte, hinrichten - als warnendes Beispiel für den Kronprinzen, der einigen Historikern zufolge selbst nur knapp dem Tode bzw. der erzwungenen Abdankung entging - und verurteilte seinen Sohn zu Festungshaft. Die verhängnisvolle Kette von Ereignissen, insbesondere die Exekution Kattes vor seinen Augen, führte Friedrich an den Rand des seelischen und moralischen Zusammenbruchs. Doch sein starker Charakter ließ ihn diese harte Bewährungsprobe ebenso wie die nicht minder bedeutende Krisis von 1734, als sein Vater schwer erkrankte und er sich bereits als dessen Nachfolger wählte, nahezu unbeschadet überstehen, sieht man von der Herausbildung solcher Charaktereigenschaften wie Verschlagenheit, Zynismus und Menschenverachtung ab, die fortan zu einem festen Bestandteil seines schillernden Wesens wurden. Nach außen hin unterwarf er sich dem König vollkommen, worauf eine Lockerung der Haftbedingungen eintrat. Auf Geheiß des Vaters arbeitete der Kronprinz rund ein Jahr in der neumärkischen Kriegs- und Domänenkammer und gewann so wichtige Einblicke in die Tätigkeit der mittleren preußischen Verwaltungsbehörden. Schließlich akzeptierte er auch die für ihn ausgewählte künftige Braut, ein wichtiger Schritt zur völligen Rehabilitierung. Im Februar 1732 durfte Friedrich Küstrin, den Ort seiner tiefsten Demütigung, verlassen. Am 12. 06. 1733 fand auf dem Lustschloss Salzdahlum bei Wolfenbüttel die Hochzeit mit Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern statt. Anschließend begab sich der frisch Getraute allein nach Ruppin, wo er als Chef eines Regiments amtierte. Im August 1736 zog Friedrich in das von Georg Wenzeslaus von Knobelsdorff im französischen Geschmack umgebaute Schloss Rheinsberg und ließ seine junge Frau nachkommen. Die Erhöhung seiner finanziellen Zuwendungen ermöglichten es ihm jetzt, einen eigenen Hofstaat zu unterhalten und bis 1740 einem recht ungezwungenen Leben nachzugehen, zu dem auch das Bild eines ungetrübten

Zusammenseins mit Elisabeth Christine gehörte. Vormittags widmete er sich dem Dienst als Truppenkommandeur, den Rest des Tages verbrachte er im Kreise Gleichgesinnter. Über jene Jahre äußerte der König später wehmütig, sie seien die glücklichsten seines Lebens gewesen.

Um ihn scharten sich in Rheinsberg Offiziere des kronprinzlichen Regiments, "hommes des lettres" wie der baltische Adlige Dietrich von Keyserlingk und der Baron Heinrich August de La Motte-Fouque, der Hofmaler Antoine Pesne, der Architekt Knobelsdorff, die Musiker Johann Joachim Quantz, Franz Benda, Johann Gottlieb und Karl Heinrich Graun, der hochgebildete und weitgereiste Pastor Charles Etienne Jordan und andere Schöngeister. In ihrem Kreis ging der Kronprinz Zerstreuung nach und empfing vielfältige Impulse. Die Jahre in Rheinsberg waren aber auch eine Zeit, in der Friedrich durch intensive Lektüre seine lückenhafte Bildung zu vervollkommen suchte. Den starken Einflüssen der französischen, damals an allen europäischen Höfen dominierenden Kultur erliegend, wurde das Französische fortan sein bevorzugtes Ausdrucksmittel, in dem er es ähnlich wie im Flötenspiel zu einer beachtlichen Meisterschaft brachte. Die deutsche Sprache beherrschte er dagegen nach eigener Aussage nur wie ein Kutscher. Mit Hingabe vertiefte sich Friedrich in die Werke der klassischen französischen Literatur des 17. und 18. Jh.

Rheinsberg brachte auch die Hinwendung zur Philosophie, die für sein Leben in mehrfacher Hinsicht bedeutungsvoll werden sollte: Sie inspirierte ihn zu verschiedenen Reformen, wurde ihm in komplizierten Entscheidungssituationen zur Lebenshilfe und half ihm im Alter über den Mangel an geistreichen Gesprächspartnern hinweg. Der Einfluss der Aufklärungsphilosophie auf sein Denken und Handeln war es auch, der Friedrich II. zum ersten Repräsentanten des aufgeklärten Absolutismus machte, jener Form der Machtausübung, mit der in zurückgebliebenen Staaten versucht wurde, Anschluss an die Modernisierungsprozesse der Zeit zu finden.

Zwei Porträts der späten dreißiger Jahre sowie plastische Schilderungen von Zeitgenossen erlauben es, in großen Zügen die Physiognomie des Kronprinzen zu skizzieren. Demnach war er von eher kleiner Statur, schlank, indes etwas zur Fülle neigend, sein Auftreten linkisch, die Kleidung stets sorgfältig gewählt und modisch. Sein Gesicht wird als recht hübsch bezeichnet, die Stirn als lang und flach, die Nase als scharf. Friedrich besaß ein rundes Kinn und kindliche Wangen, den Kopf trug er in gezierter Manier etwas auf die linke Schulter geneigt. Besonders gerühmt werden seine großen, strahlenden, graublauen Augen, die jeden Gesprächspartner in ihren Bann schlugen. Die Hände voller Ringe, gebärdereich beim Sprechen, strotzte er vor Vitalität. Auf vielen Wissensgebieten beschlagen, von großer Eloquenz, verstand es der Kronprinz, durch geistreiche, oft monologartige Ausführungen vor seinen jeweiligen Zuhörern zu brillieren. Sein Charme und seine ungewöhnliche

Ausstrahlungskraft bezauberten viele. Mitunter konnte er aber auch ein verletzendes Benehmen an den Tag legen, schlug sein Zynismus tiefe Wunden. Friedrich II. war ein ungewöhnlich talentierter Herrscher, weshalb er nicht nur innerhalb der Hohenzollerndynastie einen exponierten Platz einnimmt, sondern sich auch von der Mehrzahl der gekrönten Häupter seiner Zeit abhebt. Er hinterließ ein reiches literarisches Erbe, das aus einer größeren Zahl poetischer Werke, aus politischen und militärischen Schriften, philosophischen Traktaten und einer schier unübersehbaren Korrespondenz besteht, zu deren Glanzstücken ausgedehnte Briefwechsel mit einigen der führenden Köpfe der französischen Aufklärung gehören. Seit 1736 stand Friedrich über diverse philosophische Probleme mit Voltaire, dem Spiritus rector der Geistesschaffenden Frankreichs, in schriftlichem Meinungsaustausch. 1740 erfolgte ein erstes persönliches Zusammentreffen und 1750/52 ein längerer Aufenthalt des Literaten in Berlin und Potsdam. Dabei zeigte sich, dass beider Beziehung nicht frei von Spannung war, weil jeder auf die Durchsetzung eigener Intentionen bedacht. So hoffte der König, über das Medium Voltaire seine Reputation in Frankreich zu erhöhen; dieser wiederum mittels Friedrichs, aufklärerischen Gedanken in der Praxis zu realisieren. Jener letzte Besuch endete 1753 mit einem Eklat, gipfelnd in der mehrwöchigen Arretierung Voltaires in Frankfurt am Main. Der Bruch zwischen dem "König der Philosophen" und dem "königlichen Philosophen" war jedoch nicht irreparabel, nach längerer Pause wurden erneut Kontakte geknüpft, die bis zum Tode Voltaires 1778 währten.

In den Jahren zwischen 1745 und 1756 erwarb sich Friedrich II. den Beinamen "Philosoph von Sanssouci". Des Berliner und Potsdamer Stadtschlusses überdrüssig, hatte sich der Monarch in den Jahren 1745 bis 1747 durch Knobelsdorff unweit Potsdams auf den Weinbergen einen bescheidenen Sommerpalast errichten lassen, der in der warmen Jahreszeit zu seinem Refugium wurde. Hier, fernab vom Lärm der Stadt und in einer seinem Lebensgefühl entsprechenden intimen Atmosphäre, umgeben nur von wenigen Dienern und Kabinettssekretären, ging der König den Staatsgeschäften nach. Wie sein Vater regierte er aus dem Kabinett, d. h. er verkehrte mit seinen Ministern in der Regel nur schriftlich und traf alle wichtigen Entscheidungen selbst. In Sanssouci versammelte Friedrich II. aber auch eine illustre Gesellschaft bedeutender Männer um sich, um mit ihnen nach getaner Arbeit zu debattieren. Zeit seines Lebens liebte er das intellektuelle Gespräch und war seinerseits als faszinierender Kommunikationspartner gesucht. Der König zog nach 1745 Gelehrte und Denker von Rang in seinen Bann wie den Arzt und materialistischen Philosophen Julien Offray de La Mettrie, den Mathematiker und Physiker Pierre-Louis Moreau de Maupertuis, die Aufklärungsphilosophen Jean Baptiste de Boyer, Marquis d'Argens, Claude Etienne Darget und Graf Francesco Algarotti. Die Tafelrunde von Sanssouci, deren Mitglieder über Gott und die Welt diskutierten, wurde geradezu legendär. An ihr teilzunehmen war

das ersehnte Ziel vieler Intellektueller. Über weite Strecken verkehrte der Monarch mit seinen Gesprächspartnern so, als wären beide Seiten gleichrangig. Wiederholt zeigte er jedoch auch ein anderes Gesicht. Machte es Friedrich II. doch ungemainen Spaß, die Schwachstellen seiner Gegenüber aufzudecken und diese bei unbedachten Äußerungen mit beißendem Hohn zu übergießen. Auch kehrte er des öfteren den absoluten König mit dessen Unfehlbarkeitsanspruch hervor. Einige seiner Gäste suchten deshalb bald das Weite. Andere Kommunikationspartner des Monarchen verstarben. Die berühmte Tafelrunde löste sich so nach und nach auf.

Die Kontakte Friedrichs II. mit Repräsentanten der französischen Aufklärungsbewegung und die eigenen Studien blieben nicht ohne Wirkung für sein Land. Bereits die erwähnten Briefwechsel legen Zeugnis davon ab, dass er sich mit vielen der die damalige Öffentlichkeit bewegenden Fragen geistig beschäftigte, dass er innerhalb bestimmter, durch seine Interessenlage gesetzter Grenzen Anliegen des Bürgertums aufgeschlossen gegenüberstand. Doch galt dies mehr für die Theorie, weniger für die Praxis.

Unzweifelhaft auf Einflüsse der Aufklärung gingen einige seiner spektakulären Erlasse des Jahres 1740 zurück, durch die er die Aufmerksamkeit vieler, auf Veränderungen hoffender Menschen des In- und Auslandes auf sich gezogen hatte. In diesem Zusammenhang muß auch die Justizreform erwähnt werden, die sich über mehrere Jahrzehnte erstreckte und an deren Ende das Allgemeine Landrecht von 1794 stand. Sie führte u. a. zu einer ebenfalls im Interesse des absolutistischen Staates liegenden größeren Rechtssicherheit für die einzelnen Bürger, zu einer Vereinheitlichung des Gerichtswesens, zu einer neuen Prozessordnung sowie zur Beseitigung verschiedener Auswüchse feudaler Rechtsprechung, z. B. des Sportel-unwesens. Am Anfang des ganzen Prozesses stand die aufsehenerregende Abschaffung der Folter, mit der Preußen Schule machte. Abgeschafft wurde ferner die Todesstrafe für einige minder schwere Delikte.

Der König hob 1740 für mehrere Monate die Zensur für den unpolitischen Teil der Berliner Zeitungen auf, weshalb Historiker ihn später als Verkünder der unbeschränkten Pressefreiheit feierten. Wenige Wochen nach dem Thronwechsel wurde eine Fachbehörde beim Generaldirektorium, der zentralen Verwaltungsinstanz, für die Förderung von Handel und Gewerbe gegründet und dadurch die Entwicklung des Behördenapparates weiter vorangetrieben. Schließlich setzten erste Bemühungen Friedrichs II. ein, Berlin zu einer europäischen Kulturmetropole zu machen: Wiederbelebung der Akademie der Wissenschaften, Gewinnung hochrangiger Wissenschaftler wie des Mathematikers Leonhard Euler, Stimulierung der öffentlichen und privaten Bautätigkeit. Weite Bereiche des gesellschaftlichen Lebens blieben allerdings von der königlichen Reformtätigkeit ausgespart.

Spätsommer 1756. Der König steht erneut vor einer schweren Entscheidung. Er hält eine Depesche seines Wiener Gesandten in Händen. Darin wird ihm mitgeteilt, dass Maria Theresia seine ultimative Forderung nach Auskünften über die forcierte österreichische Rüstung und die starken Truppenkonzentrationen in Böhmen ausweichend beantwortet habe. Ist die feindliche Koalition schon fest geschlossen, und werden seine Gegner noch in diesem Jahr von allen Seiten über ihn herfallen, um ihm mit geballter Macht Schlesien und vielleicht noch andere Landestelle zu entreißen? Das ist die alles entscheidende Frage, die der Monarch bereits seit Wochen in seinem Kopf wälzt. Mehrere Jahre schon treiben die Ereignisse in Europa auf eine große Konfrontation zu. England und Frankreich liegen im Streit um koloniale Besitzungen in Übersee. Auch auf dem Kontinent haben sich die Widersprüche verschärft. Russland ringt um eine Verbesserung seiner Machtpositionen im Ostseeraum und im westlichen Osteuropa. Österreich hat den Verlust Schlesiens nie verwinden können und strebt einen neuen Waffengang mit Preußen an. Ins Kalkül zu ziehen ist auch die Feindschaft einiger mittlerer deutscher Territorialstaaten, die scheinbar auf den in Norddeutschland fast übermächtigen Rivalen blicken. Durch seine Spione am Dresdner Hof und in der österreichischen Gesandtschaft in Berlin wusste Friedrich II., dass ihm eine furchtgebietende Koalition gegenüberstand. Alle seine Gegner brannten darauf, Preußen den in den beiden Schlesischen Kriegen gewonnenen Rang der kleinsten europäischen Großmacht wieder streitig zu machen und sich als Siegestrophäe preußische Gebiete einzuverleiben. Den verzweifelt einen Ausweg aus seiner misslichen Lage suchenden König war klar, dass er selbst erheblich zum Zustandekommen dieser Allianz beigetragen hatte. Zum einen durch seine moralischen Anwürfe gegen die Zarin und die Ludwig XV. beherrschende Marquise von Pompadour. Andererseits hatte er durch den Abschluss der Konvention von Westminster mit Großbritannien im Januar 1756 die Annäherung Frankreichs, seines früheren Partners, und Österreichs und damit die Umkehrung der traditionellen, auf der bourbonisch-habsburgischen Gegnerschaft basierenden Bündnissysteme vollendet.

Friedrich II. glaubte im August 1756 nur zwischen zwei Varianten wählen zu können: entweder, gestützt auf eine starke Stellung in Schlesien und den Marken, den Vormarsch der Gegner zu erwarten oder das "Praevenire" zu spielen. Er entschloss sich zu letzterem, Vermeinte er dadurch doch, seine eigenen aggressiven Absichten am besten verwirklichen zu können. Denn Friedrich II. wollte nicht nur die preußischen Lande verteidigen, sondern bei günstigem Kriegsverlauf auch einen Siegespreis davontragen, wobei er in erster Linie auf Kursachsen reflektierte.

Am 29. August 1756 marschierten preußische Truppen unter Bruch des damaligen Völkerrechts in das Kurfürstentum Sachsen ein. Brandenburg-Preußen erwies sich damit erneut als Friedensbrecher. Zwar war der Vorstoß nach Sachsen von Erfolg gekrönt, aber das strategische Ziel - nämlich noch 1756 eine Vorent-

scheidung zu erzwingen - konnte nicht erreicht werden. Statt dessen sollte es zu einem siebenjährigen blutigen Ringen kommen, in dem es für Preußen bald nur noch um die ungeschmälernte Behauptung seiner staatlichen Existenz ging und in dem Friedrich II. in die strategische Defensive gedrängt war. Der preußischen Bevölkerung und dem Land bescherte der unheilvolle Kampf schwere Verluste, kaum dass die Kriegsfolgen von 1740/45 überwunden waren. Provinzen wie Ostpreußen und Kleve waren jahrelang vom Feinde besetzt. Andere litten unter dem Durchzug fremder und eigener Truppen oder waren wie z. B. Schlesien direkter Schauplatz der Kämpfe. Die Naturallieferungen für das Heer, die angezogene Steuerschraube sowie vor allem die verheerende Politik der Münzverschlechterungen, mit der Friedrich II. einen Teil der Kriegskosten deckte, führten zu einer Verschlechterung der Lebenslage breiter Bevölkerungsschichten. Von den Nachbarstaaten, die entweder okkupiert waren oder ökonomisch ausgeplündert wurden, litten besonders Sachsen, Mecklenburg, Polen, Böhmen und Mähren.

Das Jahr 1757 bescherte Friedrich II. eine katastrophale Niederlage - Kolin, aber auch beeindruckende Siege: 5. November Roßbach, 5. Dezember Leuthen. Im Gegensatz zu seinen fürstlichen Standesgenossen war der preußische Monarch ein talentierter Feldherr. Umgeben von zahlreichen befähigten Generälen - Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand von Braunschweig-Wolfenbüttel, Hans Karl von Winterfeldt, Hans Joachim von Zieten, Friedrich Wilhelm von Seydlitz - entwarf Friedrich II. die Dispositionen für die Feldzüge und leitete auch zahlreiche Schlachten selbst. Die militärischen Erfolge der ersten beiden Schlesischen Kriege brachten ihm nach 1745 den von Zeitgenossen verliehenen Beinamen "der Große" ein. Aber nicht nur als genialer Stratege und Feldherr, der u. a. die schräge Schlachtordnung einzusetzen verstand, genoss der König Ansehen, sondern auch als Autor militärtheoretischer Schriften. Roßbach und Leuthen, von der borussischen Geschichtsschreibung des 19. und 20. Jh. überschwänglich gefeiert, verhalfen ihm vollends zu dem Nimbus eines überragenden Militärs. Als einen solchen sah ihn übrigens auch Napoleon, ohne dabei aber über die Schwächen der friderizianischen Kriegführung hinwegzusehen.

Mit zunehmender Dauer geriet der Siebenjährige Krieg, indem Europa nur ein Nebenkriegsschauplatz in dem Ringen Englands und Frankreichs um Vorherrschaft auf den Weltmeeren und in Übersee war, in eine Art Erschöpfungszustand, da keine der beiden kriegführenden Parteien über die andere einen entscheidenden Vorteil erringen konnte. Preußischen Niederlagen bei Hochkirch, Maxen und Kunersdorf standen Erfolge bei Zorndorf, Schweidnitz und Torgau gegenüber. Friedrichs persönliche Bilanz wies am Ende des Krieges acht Siege und acht Niederlagen auf. Preußen stand mehrfach kurz vor dem Zusammenbruch und überstand die Auseinandersetzung nur dank der eisernen Energie seines Königs und dank günstiger Umstände. Vorteilhaft zu Buche schlugen u. a. die Uneinigkeit in den Reihen der Alliierten, der

plötzliche Tod der Zarin Elisabeth im Januar 1762 und damit das Ausscheiden Russlands aus dem Kampf sowie der Umstand, dass Friedrich König und Feldherr in einer Person war. Der Friede zu Hubertusburg 1763, der Preußen seinen Besitzstand von 1745 garantierte, ihm indes auch keine Neuerwerbungen eintrug, stellte den Staat endgültig in die Reihe der europäischen Großmächte. Hauptgewinner der Auseinandersetzung war England, das seinen Kolonialbesitz vergrößern konnte.

Die friderizianische Außenpolitik schwenkte nach diesen blutgetränkten Erfahrungen aber nicht in neue Bahnen ein, obwohl Monarch und Land von dem Kampf schwer angeschlagen waren. Der Abschluss einer Koalition mit Russland 1764, von der er sich Sicherheit und eine Begünstigung seiner Pläne erhoffte, verführte ihn dazu, seine begehrlischen Augen auf Teile Polens zu richten. Die innere Schwäche der Adelsrepublik weckte aber auch die Vergrößerungslust anderer Nachbarstaaten. Initiiert durch den preußischen König, vorangetrieben durch persönliche Gespräche zwischen Prinz Heinrich und Zarin Katharina II. und ausgelöst durch österreichische Grenzkorrekturen zu Lasten Polens, endeten die mehrjährigen Verhandlungen schließlich mit einem förmlichen Teilungsvertrag der drei Mächte Preußen, Österreich und Russland, mit dessen Hilfe sie zugleich Interessenkonflikte auf dem Balkan überspielten. 1772 marschierten preußische Truppen in Pommerellen und im Ermland ein und nahmen das Land in Besitz. Das Vorgehen der drei Mächte stieß in der europäischen Öffentlichkeit auf breite Ablehnung.

Vollzog sich der Annexionsakt von 1772 noch relativ unblutig, so scheute sich Friedrich II. indessen nicht, zur Wahrung seiner Interessen neuerlich zu den Waffen zu greifen. Als 1778 nach dem Tode des bayerischen Kurfürsten zwischen Joseph II. und dem Erben Bayerns, dem Wittelsbacher Karl Theodor von der Pfalz, Verhandlungen über einen Gebietsaustausch stattfanden und österreichische Truppen bereits an die Inbesitznahme grenznaher bayerischer Kreise gingen, ergriff der König, von diesem Projekt eine empfindliche Störung des mühsam errungenen Gleichgewichts mit Österreich im Reich befürchtend, wiederum die Initiative und ließ seine Soldaten marschieren. Der sogenannte Kartoffelkrieg, für den kunstreiche Märsche, die Störung der gegnerischen Nachschubverbindungen und das Fehlen größerer Kampfhandlungen charakteristisch waren, endete im Mai 1779 mit einem durch Russland und Frankreich herbeigeführten Kompromiss. Österreich musste sich mit dem Gewinn des Innviertels begnügen, und Preußen wurde die Anwartschaft auf die Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth garantiert. Zugleich war durch den Konflikt offenkundig geworden, dass sich das preußische Militärwesen in einer tiefen Krise befand. Ausdruck dessen waren massenhafte Desertionen und die Überalterung des Offizierskorps. Auch hatte Friedrich II. viel von dem Draufgängertum der früheren Jahre verloren, war ein Zauderer geworden, der

aus Sorge um den Mannschaftsbestand seines Heeres entscheidenden Schlachten auswich.

Der Aufrechterhaltung der Machtbalance mit Österreich diente auch die letzte größere außenpolitische Aktivität des Preußenkönigs - die Gründung des Fürstenbundes 1785. Hierbei machte er sich die Bestrebungen kleinerer Potentaten wie Herzog Karl Augusts von Sachsen-Weimar zunutze, die mit dem Bund eine dritte, ihre Souveränität schützende Kraft im Reich hatten schaffen wollen, setzte sich an deren Spitze und verlieh dem Bund eine antihabsburgische Ausrichtung. Aus dem in den drei Schlesischen Kriegen die Satzungen des Reiches mit Füßen tretenden und die Rechte anderer Landesherren rücksichtslos verletzenden König war ein "Beschützer" der "fürstlichen Libertät" geworden.

Zeit seines Lebens verfolgte Friedrich II. eine aggressive, auf die Stärkung seines Landes abzielende Machtpolitik, der alle übrigen gesellschaftlichen Bereiche rigoros untergeordnet wurden. Wie in der Regierungszeit des "Soldatenkönigs" drückte das Militärische dem alltäglichen Leben der Bürger seinen Stempel auf. Ohne Bedenken und unter Anspannung aller Kräfte der Bevölkerung setzte er die gesamte Wirtschafts- und Finanzkraft zur Realisierung seiner ambitiösen machtpolitischen Ziele ein. Von aufklärerischen Einflüssen war auf dem Gebiet der Außen- und Militärpolitik ebensowenig zu spüren wie auf dem Feld der Wirtschaftspolitik.

Die Wirtschaft des gegenüber Holland, England, aber auch Frankreich ökonomisch zurückgebliebenen Brandenburg-Preußen beruhte im wesentlichen auf zwei Säulen: Landwirtschaft und Gewerbe. Während für jene, die am Ende des 18. Jh. noch 80 Prozent aller Erwerbstätigen auf sich vereinigte, die auf der Arbeit feudalabhängiger Bauern fußende Gutswirtschaft weithin charakteristisch war, dominierte hier noch der kleine Handwerksbetrieb zünftig organisierter Warenproduzenten. Um nicht in zu starke Abhängigkeiten von den fortgeschritteneren Ländern zu geraten, sah sich der um wirtschaftliche Autarkie ringende Friedrich II. dazu gezwungen, sowohl auf dem Agrarsektor wie im Gewerbe Prozesse einzuleiten, die das Land zwar vorübergehend stärkten, langfristig aber die bestehende Ordnung unterminierten. Die Konservierung der Sozialstruktur sollte nicht nur durch das Verbot des Gütererwerbs durch Bürgerliche erreicht werden, sondern auch durch die Befolgung der königlichen Maxime: "Den Bauern ist zu verwehren, dass sie Ländereien von Adligen kaufen, und die Adligen sind am Bauernlegen zu verhindern. Denn die Bauern können nicht als Offiziere im Heere dienen und die Adligen vermindern durch Erwerbung von Bauernland die Zahl der Einwohner und Ackerbauer." Andererseits veranlasste ihn die ungenügende Rentabilität der Landwirtschaft auch zu fortschrittlicheren Maßnahmen. So initiierte der König großangelegte Meliorationsvorhaben (Oder-, Warthe- und Netzebruch), wodurch viele tausend Hektar Neuland gewonnen wurden. Er polemisierte nicht nur gegen den Fortbestand der Leibeigenschaft, sondern

unternahm nach dem Siebenjährigen Krieg Schritte zu deren Aufhebung in Pommern, musste sich aber aufgrund heftiger Gegenwehr des Adels auf eine Verbesserung der Lage der Domänenbauern beschränken, Friedrich II. befürwortete ferner die Trennung der in Gemengelage befindlichen adligen und bäuerlichen Acker, die Aufhebung des Flurzwangs, die Einführung der Fruchtwechselwirtschaft und den Anbau neuer Futterpflanzen wie Luzerne, Klee und Raps. Zwar bewirkte diese Politik einen Aufschwung der landwirtschaftlichen Produktion, doch konnte das Neue nur partiell Fuß fassen. Seine Gewerbepolitik richtete Friedrich II. nach merkantilistischen Lehrsätzen aus. "Beim Handel und bei den Manufakturen muss grundsätzlich verhindert werden, dass das Geld außer Landes geht, dagegen bewirkt werden, dass es ins Land kommt. Der Abfluss des Geldes wird verhindert, indem man alles im Lande herstellt, was man früher von auswärts bezog." Verlage und Manufakturen, letztere die damals fortschrittlichste Betriebsform, spielten vor allem in der westfälischen Eisenverarbeitung, dem Krefelder Seiden-, dem westfälischen und schlesischen Leinen- sowie dem Berliner Seiden- und Baumwollgewerbe eine größere Rolle. Insgesamt blieben die kleinen Betriebe zünftiger und unzünftiger Produzenten noch vorherrschend. Und trotz aller Erfolge, die weniger auf eine staatliche Förderung als vielmehr auf die Aktivitäten einzelner Unternehmer zurückgingen, war der gewerbliche Rückstand Preußens gegenüber den entwickelteren Staaten Ausgangs des Jhs kaum geringer geworden.

Der französischen Spätaufklärung mit ihrer Forderung nach radikaler Veränderung der bestehenden Verhältnisse stand der König ablehnend gegenüber, zu ihren Repräsentanten suchte und fand er keinen Kontakt. Nach den Strapazen des siebenjährigen mörderischen Ringens gewannen jene schon früher ansatzweise vorhandenen Charaktereigenschaften wie Menschenverachtung und Verbitterung zunehmend an Boden und machten den Umgang mit ihm problematisch. Der von zahlreichen Krankheiten gebeutelte und dennoch den Regierungsgeschäften nachgehende Monarch, welcher in klösterlicher Abgeschiedenheit lebte und nur noch für seine Windspiele Zuneigung empfand, legte selbst den Grundstein für die damals aufkommende Legende vom "alten Fritz", um die sich zahlreiche Anekdoten ranken und die bis heute kolportiert wird.

Mitte August 1786 ringt der preußische König in Sanssouci einsam mit dem Tod. Seit Tagen schon dämmert er vor sich hin, vermögen ihm seine Kabinettssekretäre nur mit Mühe Unterschriften unter wichtige Dokumente abzurufen. Selbst der berühmte hannoversche Leibarzt Zimmermann kann dem körperlichen Verfall Friedrichs keinen Einhalt mehr gebieten. Podagra, Gicht, Wassersucht und andere Krankheiten haben ihm seit 1763 zunehmend zu schaffen gemacht und ließen sein Alter zur Tortur werden. Am frühen Morgen des 17. August stirbt Friedrich II. Die Staatsmaschinerie läuft aber auch ohne

den großen Lenker weiter - "Le roi est mort. Vive le roi"! Auswärtige Besucher registrierten erstaunt die Reaktion der Berliner Bevölkerung auf den Tod des Königs: "Alles ist düster, niemand ist traurig, alles ist beschäftigt, niemand ist bekümmert. Kein Gesicht, das nicht ein Gefühl der Erleichterung und der Hoffnung ausdrückte, nicht ein Bedauern, nicht ein Seufzer, nicht ein Lob. Dahin also führen die vielen gewonnenen Schlachten, der hohe Ruhm, eine beinahe ein halbes Jh. währende Regierung, voll kriegerischer Großtaten? Alle Welt sehnte ihr Ende herbei, alle Welt beglückwünschte sich dazu."
Die in den Nachfolger - Friedrich Wilhelm II. - gesetzten Hoffnungen auf eine Verbesserung der Lage zerschlugen sich rasch, und von einem aufgeklärten Regime konnte in Preußen bald keine Rede mehr sein.

MARIA THERESIA

Am 11. September 1741 sprach vor dem ungarischen Reichstag die 24jährige Maria Theresia, die kurz zuvor zur Königin von Ungarn gekrönt worden war. Noch trug sie Trauer. Der Tod ihres Vaters, Kaiser Karls VI., lag kein Jahr zurück. So erschien sie schlicht in Schwarz, auf dem schönen blonden Haar die Stephanskrone. Der traurige Zustand des Landes, so erklärte sie in lateinischer Sprache, veranlasse sie, mit den Ständen über die Invasion der österreichischen Erblande und die Abwehr derselben zu beraten. "Von allen verlassen, suchen wir Schutz einzig in der Treue der hochansehnlichen Stände, bei den Waffen und der alten Tugend der Ungarn." Die Rede war nur kurz, vorgetragen wurde sie mit sichtlicher Bewegung.

Maria Theresia weinte sogar, als sie von ihren schutzlosen Kindern sprach. Rührte sie die Stände, die zuvor hart mit ihr über die Bestätigung alter Privilegien gerungen hatten? Es muss wohl so gewesen sein. Einhellig stimmten sie in den Ruf "Leben und Blut" ein. Die Szene wurde - ausgeschmückt - sofort zur Legende. Sie wirft ein Schlaglicht auf die Lage der habsburgischen Monarchie zu Beginn der vierziger Jahre und den Charakter der jungen Königin, macht aber auch sichtbar, was diese inzwischen gelernt hatte. Knapp ein Jahr war seit ihrem Machtantritt vergangen. Der Tod des Vaters hatte sie in jeder Beziehung unvorbereitet getroffen. Obwohl man seit langem mit der Möglichkeit einer weiblichen Erbfolge rechnete - deshalb auch die Pragmatische Sanktion -, war nichts unternommen worden, um Maria Theresia auf ihre künftigen Aufgaben vorzubereiten. Das lag wohl daran, dass Karl VI. noch in den dreißiger Jahren auf einen männlichen Erben hoffte und die Frau, auch die Fürstentochter, traditionell nicht auf ein Wirken außerhalb des Hauses ausgerichtet wurde.

Gelegentliche Ausnahmen von Frauen an der Spitze des Staates, zu denen ja auch Maria Theresia gehörte, ändern nichts an dieser allgemeinen Aussage. Obwohl ein Opfer der genannten Tradition, richtete Maria Theresia ihre Töchter und Schwiegertöchter später ebenfalls auf das "Ideal" einer treu liebenden, bescheiden im Hintergrund bleibenden Fürstin aus. Dabei dachte sie 1750/51, als sie die Bilanz ihrer ersten Regierungszeit zog, bei aller Verehrung doch recht kritisch über Karl VI. und seine Erziehungsmaximen. Der Verlust des Vaters, schrieb sie, sei ihr um so schmerzlicher gewesen, als sie "damahlen die zu Beherrschung so weitschichtiger und verteilter Länder erforderliche Erfahr- und Kenntnüs umb so weniger besitzen können, als meinem Herrn Vattern niemals gefällig wäre, mich zur Erledigung weder der auswärtigen noch inneren Geschäften beizuziehen noch zu informieren".

So war es in der Tat. Die am 13. Mai 1717 geborene Maria Theresia hatte zusammen mit ihrer Schwester Marianne eine für die damalige Zeit schon konservative Erziehung genossen. Ihre Lehrer waren, bis auf eine Ausnahme,

Jesuiten. Sie folgten einem 1599 ausgearbeiteten Lehrsystem, in dem viel Wert auf Religion und die lateinische Sprache gelegt, aber auch Logik, Physik und Mathematik unterrichtet wurden. Für die beiden Kaisertöchter wurde der Plan insofern modifiziert, als man auch Geschichte lehrte. Von der modernen Philosophie und Staatslehre der Frühaufklärung, die in den Jugendjahren Maria Theresias an Einfluss gewann, erfuhr sie nichts.

Auf die Fürstin blieb diese konservative Erziehung nicht ohne Einfluss. Sie war zeitlebens eine fromme Frau. Vom neuen Denken der Aufklärung hielt sich die Monarchin ganz im Gegensatz zu ihrem größten Rivalen, Friedrich II., auch später fern. Sie war klug und bis zu einem gewissen Grade lernfähig, aber nicht gebildet. Doch lag es nicht an dieser Erziehung allein, die ja auch Knaben zuteil wurde, sondern darüber hinaus an der Beschränkung der jungen, seit 1736 mit Franz Stephan von Lothringen verheirateten Frau auf das Häusliche, das Höfische, die Repräsentation eingeschlossen, dass sie 1740 für die Aufgaben einer regierenden Fürstin so gänzlich unvorbereitet war.

Was für eine Bürde die 23jährige übernehmen musste, wird ihr im ersten Augenblick gar nicht bewusst gewesen sein. Die Monarchie befand sich nach dem letzten Türkenkrieg in einem Zustand der Zerrüttung. Die Finanzlage war katastrophal. 1740 betrug die Staatsschuld etwa 100 Millionen Gulden. Die Steuern, von denen ein Großteil der Ausgaben bestritten wurde, kamen 1739 wegen der Erschöpfung aller Ressourcen nicht mehr in festgelegter Höhe ein. Maria Theresia berichtete später, dass sie sich 1740 "ohne Geld, ohne Kredit, ohne Armee, ohne eigene Erfahrung und Wissenschaft und endlich auch ohne allen Rat" befunden habe.

Was die Königin 1751 niederschrieb, darf man nicht allzu wörtlich nehmen. Natürlich existierte eine Armee. Aber sie befand sich 1740 in einem desolaten Zustand. Seit Monaten hatten Offiziere und Mannschaften keinen Sold erhalten, weshalb sich die Desertionen häuften. Auch das Vertrauen in die Generalität hatte der Türkenkrieg erschüttert. Einige hohe Offiziere saßen wegen der Niederlagen im Kerker. Zudem war das stehende Heer, um Kosten zu sparen, 1739 auf 108000 Mann reduziert worden. Schlecht ausgebildet, würde es, soviel war klar, etwaigen Belastungen nicht standhalten. "... und wie ich selbst das Militär gefunden, nicht zu beschreiben ist", äußerte die Königin.

Mit solchen Belastungen aber musste die Monarchin rechnen. Sie saß knapp zwei Monate auf dem Thron, als Friedrich II. mit dem Einfall in Schlesien einen Krieg eröffnete, der sich 1741 zum Österreichischen Erbfolgekrieg ausweitete. Die Okkupation gelang sofort. Sie war gepaart mit dem Angebot einer "Hilfeleistung" gegen die Feinde Habsburgs. Der Streiter wider den Italiener Niccolò Machiavelli lieferte in diesem Falle ein Glanzstück des Machiavellismus. Erst bemächtigte er sich eines Teiles der habsburgischen Monarchie unter dem Vorwand, dass er Erbansprüche darauf besitze, dann münzte er seinen Überfall in eine dem Schutz des Angegriffenen dienende

Handlung um, falls dieser den schon vollzogenen Raub freiwillig sanktionierte. Maria Theresia tat das nicht. Sie stellte sich damit gegen den Rat der meisten Minister, Männer, die sie von ihrem Vater übernommen und die alle die Sechzig schon überschritten hatten. Selbst ihr Gemahl schwankte. Sie fürchteten, worauf der Preußenkönig spekulierte, dass einige Staaten den Zustand der habsburgischen Monarchie ausnutzen, die Pragmatische Sanktion für null und nichtig erklären und tatsächlich den Krieg eröffnen würden. Vielleicht war unter diesen Voraussetzungen die Empfehlung nachzugeben sogar verständlich. "Dieses Königs süße Worte und kräftigste Versprechungen machten sogar meine Minister irre", schrieb die Monarchin. Die junge Fürstin jedoch zögerte keinen Moment. Zu sehr war sie von der Rechtmäßigkeit ihres Besitzes und ihrer Erbfolge überzeugt. Gegenüber dem englischen Gesandten Robinson sprach sie von Ehre und Gewissenspflicht, die sie veranlassten, hart zu bleiben. Seine Ehre zu verteidigen gehörte zum Moralkodex der Adelsklasse. Regeln dieser Art wurden nicht gelehrt, sie prägten die ganze Lebensweise eines Adligen Maria Theresia, obwohl als Frau zur Passivität erzogen, war durchdrungen von ihrer Auserwähltheit, der Gottgefälligkeit ihrer Macht. Davon ließ sie sich kein Jota rauben. Das verlangte ihre Ehre. Doch war auch Irrationales im Spiel. Eher war sie bereit, Bayern und Frankreich mit habsburgischem Besitz in Italien Luxemburg und Flandern abzufinden, als Friedrich II. Schlesien zu überlassen. Dem Angreifer, dem Ruhestörer, dem "Ungeheuer", wie sie später immer sagte wenn sie vom preußischen König sprach, musste widerstanden werden.

Doch die Entscheidung, den Kampf aufzunehmen, war leicht, ihn zu organisieren, erwies sich als viel schwerer. In Eile wurden Truppen nach Schlesien beordert. Feldmarschall Wilhelm Reinhard Graf von Neipperg übernahm ihren Oberbefehl. Alles vollzog sich zum Leidwesen der Monarchin schleppend langsam. Die erste Schlacht des Krieges, am 10. April bei Mollwitz, endete wie die folgenden mit einer Niederlage. Und obwohl militärisch nicht von großem Belang, hatte sie weitreichende Auswirkungen. Nun einigten sich die Gegner Österreichs. Im Herbst, als die Königin von Ungarn vor dem Reichstag ihre eingangs geschilderte Rede hielt, standen den Habsburgern Frankreich, Spanien, Piemont-Sardinien, Brandenburg-Preußen, Bayern, Sachsen und die Pfalz gegenüber. Es galt, alle Kräfte zu mobilisieren, auch die der Ungarn, vor denen die Minister Maria Theresias warnten; zu widersetzlich und zu Aufständen bereit hatten sie sich in der Vergangenheit gezeigt.

Die ungarischen Stände folgten dem Aufruf Maria Theresias. Sie erwarteten dafür Zugeständnisse. Aber es war sicher auch die Persönlichkeit der jungen Frau, von der Überzeugungskraft und eine schwer erklärbare Ausstrahlung ausgingen, die sie nachgiebig stimmte.

Das Aufgebot der Ungarn wurde nicht sofort und nicht in versprochenem Umfang wirksam. Die österreichischen Truppen wichen zunächst zurück. Der baye-

rische Kurfürst, der spätere Kaiser Karl VII., bemächtigte sich Böhmens. Maria Theresia war kein Militär, aber sie organisierte den Widerstand. Dabei konnte sie härter als mancher Mann sein. Als Prag fiel, feuerte sie den Grafen Philipp Kinsky an: "Jetzt endlich, Kinsky, ist der Augenblick gekommen, in welchem man Mut zeigen muss, um sich das Land zu erhalten und mit ihm die Königin, denn ohne dasselbe (Böhmen) wäre ich eine arme Fürstin." Verwüstungen und Menschenopfer nahm sie in Kauf. Lieber ließe sie ihre ganzen Heere und alle Ungarn töten, als auch nur etwas abzutreten. "Ihr werdet sagen, dass ich grausam sei", schrieb sie weiter. "Es ist wahr, ich weiß aber auch, dass alle die Grausamkeiten, welche ich jetzt begehen lasse, um mir das Land zu erhalten, hundertfältig zu ersetzen im Stande sein werde." Maria Theresia tat sogar, wovor der Preußenkönig immer zurückschreckte: Sie rief die Bauern zum Kampf auf und bewaffnete sie. Dafür versprach sie, später für ihre Besserstellung zu sorgen. Der Vorsatz war sicher ernst gemeint, verwirklichen ließ er sich - wenn überhaupt - nur bedingt.

Die Lage war 1741/42 trotz zeitweiliger Erfolge der Österreicher in Bayern sehr ernst. Um sich des gefährlichsten Widersachers zu entledigen, gab Maria Theresia schweren Herzens nach. Sie schloss Frieden mit Brandenburg-Preußen und verzichtete auf den größten Teil Schlesiens, den "schönsten Edelstein ihrer Krone".

Das Ausscheiden Preußens aus dem Krieg verbesserte die Situation der Habsburger wirklich. Die französischen und bayerischen Truppen mussten Böhmen unter großen Verlusten räumen. Auch im Westen des Reiches erzielten die Österreicher und ihre Bundesgenossen Erfolge. Man glaubte damals am Wiener Hof schon, Lothringen für den Gemahl Maria Theresias, Franz Stephan, zurückerobern und den Krieg auf französisches Gebiet tragen zu können. Doch waren das "chimärische Träume", nicht nur wegen des erneuten Eingreifens Friedrichs II. in den Krieg. Dessen Einmarsch in Böhmen im Jahre 1744 zwang zu einer Umgruppierung der Kräfte.

Der unerwartete Tod Karls VII., der den Weg für die Wahl Franz Stephans zum Kaiser frei machte, das damit verbundene Ausscheiden Bayerns aus dem Krieg, aber auch zwei verlorene Schlachten, in Hohenfriedberg und Soor, bestimmten Maria Theresia endlich, sich mit dem Verlust Schlesiens abzufinden. Im Dezember 1745 schloss sie in Dresden Frieden, den sie "auf das Heiligste" zu erfüllen versprach. Erst knapp drei Jahre später wurde auch der Krieg mit Spanien und Frankreich beendet.

Zwei außenpolitische Ziele hatte Maria Theresia in ihren Anfangsjahren verfolgt. Sie wollte die territoriale Integrität der habsburgischen Monarchie sichern und ihrer Dynastie die Kaiserwürde erhalten. Nur das letztere gelang. War es da ein Wunder, dass die Königin ihre erste Regierungshälfte als eine Kette von "Missgeschicken" sah, dass sie - vor allem in späteren Jahren - über die Schwere ihres Beginns nicht genug klagen konnte? "Bis zu dem Dresdner

Frieden habe herzlich agieret, alles hazardieret und alle Kräfte **angespannet**", schrieb Maria Theresia 1750/51, danach aber auf einmal ihre "**Gedenkensart**" geändert "und solche allein auf das Innerliche deren Länder gewendet, **umb die erforderliche Maßregeln zu ergreifen**, wie die teutschen Erblande von denen so mächtigen beeden Feinden, Preußen und Türken,... noch erhalten und zu beschützen wären." In der Tat bedeutete der Dresdner Friede eine Wende in der Regierung der Kaiserin. Nunmehr rückte die Innenpolitik als Hauptaufgabe in ihr Blickfeld, nicht nur, weil sich während des Krieges vieles angestaut hatte, sondern auch, weil sich die Reformbedürftigkeit des Staates in dieser Zeit deutlich gezeigt hatte.

Es war ein ganzes Bündel von Aufgaben, das damals der Lösung harrte. Die absolutistische Herrschaftsform, die im Habsburgerreich schon eine lange Tradition besaß, brachte es mit sich, dass sich Maria Theresia mit den Finanzen, der Wirtschaft und dem Heerwesen genauso wie mit der Kirche, der Justiz und dem Bildungssystem beschäftigte. Im Gegensatz zu ihren ersten Jahren verfügte sie nun aber über Helfer, die ihrer Tatkraft und ihren Absichten entsprachen.

Einer von ihnen war Gerhard van Swieten, ein katholischer Holländer, Leibarzt der kaiserlichen Familie, ein mit dem modernen Denken der Aufklärung verbundener Mann, dem die Kaiserin die Reform der Wiener Universität übertrug. Und obwohl sie in jeder Beziehung konservativ dachte, ließ sie den Holländer gewähren, als er an der Universität und als Leiter des Zensurwesens Schritte tat die der Aufklärung auch in Osterreich den Weg bereiteten.

Den absoluten Vorrang besaß für sie in der Nachkriegszeit jedoch die Steuer- und Militärpolitik. Und da die mit ihnen verbundenen Probleme nicht zu lösen waren, ohne mit den Ständen ins reine zu kommen und Veränderungen in der Verwaltung durchzusetzen, bezeichneten spätere Historiker die Maßnahmen jener Jahre als Verwaltungs- oder gar als große Staatsreform.

In Graf Wilhelm von Haugwitz, Präsident des österreichisch gebliebenen Teiles von Schlesien, fand Maria Theresia den eigentlichen "**Reformator**", den Mann mit Durchsetzungskraft und einem Gespür für das Notwendige. "Ist mir selber (Haugwitz) durch die Providenz (Vorsehung) zugeschiedt worden, dann just umb durchbrechen zu können, einen solchen Mann haben musste", urteilte sie später.

Ausgangspunkt der Reform war die Armee. Nach Ansicht der Militärs brauchte Osterreich in Friedenszeiten ein stehendes Heer von 108000 Mann, eine Zahl, die sich unter Einschluss der ungarischen, niederländischen und italienischen Kontingente auf etwa 200000 erhöhte. Haugwitz errechnete, dass für ihren Unterhalt nahezu 15 Millionen Gulden jährlich nötig wären. Die ließen sich nur aufbringen, wenn man die Privilegien des Adels beschnitt, den Staatsapparat neu organisierte sowie in die Rechte der Stände eingriff. Darin, in der Einschränkung des Steuerbewilligungsrechts der Stände und damit der staatlichen Kontrolle über die Finanzen sowie der Besteuerung des Adels, bestand

der eigentliche Kern des Reformprogramms. Die "gottgefällige Gleichheit", von der Maria Theresia gerne sprach, war damit aber noch nicht hergestellt. Der Adel hatte lediglich ein Drittel, der Bauer zwei Drittel der Kontribution zu zahlen.

Kennzeichnend für die Durchsetzung der Reform war eine große Behutsamkeit. Nachdem Haugwitz in Schlesien erste Erfahrungen gesammelt hatte, kamen Böhmen und Mähren sowie die übrigen Länder der Monarchie an die Reihe. Teile des Adels leisteten Widerstand. Sie wollten sich das Privileg der Steuerfreiheit nicht nehmen lassen und nicht auf das politische Druckmittel der Steuergewährung verzichten. Und obwohl die Kaiserin bestrebt war, mit dem Adel gut auszukommen, denn sie war ja seinesgleichen, konnte niemand sie beirren. Man durfte, wie der böhmische Kanzler Graf Friedrich Harrach, seine Einwände vortragen und opponieren, sie duldeten in ihrer Umgebung Neinsager, doch letztlich entschied sie nach eigenem Gutbefinden. "Ich lasse alle Leute alles sagen", schrieb sie dem Grafen Wenzel Anton von Kaunitz, dem dritten Vertrauten jener Jahre einmal, "wenn man mich nur tun lässt." Dass man sie "tun ließ", dafür sorgte die absolute Herrscherin selbst mit Konsequenz und Hartnäckigkeit. Harrachs Abschiedsgesuch nahm sie an. In der entscheidenden Sitzung des Kronrates, als sie und Haugwitz dem zwar devoten, aber geschlossenen Widerstand der Minister gegenüberstanden, setzte sie sich durch. Mit einer gewissen Bitterkeit schrieb sie unter das Protokoll dieser Sitzung: "... in 50 Jahren wird man nicht glauben, dass dieses meine ministre waren."

Es war u. a. auf diesen Widerstand zurückzuführen, dass sie die böhmische und österreichische Hofkanzlei aufhob und 1749 eine neue Zentralbehörde, das "Directorium in publicis et cameralibus" schuf, das nicht nur die Verwaltungssachen übernahm, sondern auch als oberste Finanzstelle fungierte. Für das Justizwesen, bisher der Hofkanzlei unterstellt, wurde eine eigene Behörde geschaffen. Obgleich anfangs nicht so angelegt, war letztlich eine Modernisierung des Staatsapparates das Ergebnis der Reform. Die meisten zur österreichischen Monarchie gehörenden Länder verfügten nun über einen Behördenaufbau ähnlich dem preußischen. Die unterste Stelle bestand aus dem Kreisamt. Ihm waren als landesherrliche Mittelbehörde die Königlichen Deputationen in den Ländern übergeordnet, die ihrerseits in der Zentrale, im erwähnten "Directorium", ihre Zusammenfassung fanden. Für die kommenden kriegerischen Verwicklungen, die nicht lange auf sich warten ließen, besaß die "Staatsreform" große Bedeutung.

Der Österreichische Erbfolgekrieg war erst vor fünf Monaten beendet worden, da beauftragte Maria Theresia die Minister, ihr mitzuteilen, was für ein außenpolitisches System nun zu verfolgen sei. Zu denen, die ihre Gedanken zu Papier brachten, gehörte der gerade erst zum Minister ernannte Kaunitz. Er legte eine umfangreiche Denkschrift vor, die der bisherigen österreichischen Außenpolitik widersprach und folglich im Gegensatz zu dem stand, was von den ande-

ren Teilnehmern einer geheimen Konferenz, auch vom Kaiser, vorgeschlagen wurde. Diese sprachen sich einhellig für ein weiteres Bündnis mit den Seemächten aus. Anders Kaunitz! Er orientierte aus verschiedenen Gründen auf ein Zusammengehen mit dem "Erbfeind" Frankreich. Nur so könne Preußen geschwächt werden, von dem nach seiner Meinung die größte Gefahr für die österreichische Monarchie ausging; nur so ließe sich Schlesien zurückgewinnen.

Für Maria Theresia hätte es dieser Denkschrift nicht bedurft, um sie gegen Friedrich II. einzunehmen. Sie konnte den Verlust Schlesiens nicht verwinden. Auch spürte sie, welche Folgen der Aufstieg Preußens für die Stellung Österreichs im Reich und in Europa hatte. Zudem rechnete sie nach den Erfahrungen des Krieges nicht damit, dass der Preußenkönig zu seinem Wort stehen und Frieden halten würde. 1759 schrieb sie, dass solange Preußen bei seiner Macht bliebe, Österreich bei jedem Konflikt mit den Türken oder einem anderen Land der größten Gefahr von seiten dieses Staates ausgesetzt sei.

Von der Absicht bis zur Umkehrung des bisherigen Bündnissystems war es indes noch weit. Erst 1755, als England und Frankreich wegen ihres kolonialen Besitzes in Amerika und Indien zu den Waffen griffen und sich über Europa die Gewitterwolken eines neuen Krieges zusammenballten, räumte die Annäherung des sich isoliert fühlenden preußischen Königs an England die letzten Hindernisse für ein Zusammengehen von Österreich und Frankreich beiseite.

Der Siebenjährige Krieg, der 1756 mit einem Präventivschlag Preußens begann, war einer der üblichen Kabinettskriege und der erste Weltkrieg zugleich. Nach Meinung Maria Theresias "hätte dieser Friedens-Bruch sich zu keiner gelegeneren Zeit ereignen können", weil der Pakt mit Frankreich sie ihrer früheren Sorgen entthob. "Ich konnte Meine ganze Macht gegen den gefährlichsten Feind vereinigen." Im Gegensatz zum Österreichischen Erbfolgekrieg hatte sie diesen militärischen Konflikt "gewünscht". Zwar liebte sie den Krieg nicht um des Ruhmes willen, sie war keine Kriegstreiberin, aber sie glaubte mit Kaunitz und anderen Verantwortlichen, dass, solange Preußen nicht in die "Mittelmäßigkeit" zurückversetzt sei, die habsburgische Monarchie nicht ihre traditionelle Rolle im Reich spielen könne.

Dementsprechend waren die Kriegsziele, die das Habsburgerreich verfolgte. Es ging nicht nur um die Rückeroberung Schlesiens, sondern auch um eine "Verkleinerung" der preußischen Monarchie durch Abtrennung der Randprovinzen, die sich Österreichs Bündnispartner einverleiben wollten: Preußens Aufstieg in den Kreis der Großmächte sollte gestoppt und der sich anbahnende Dualismus zwischen Habsburgern und Hohenzollern beseitigt werden.

Ob sich Maria Theresia 1756 der Tragweite ihrer Entscheidungen bewusst war, ist fraglich. Österreich litt sehr unter dem Krieg, nicht nur, weil Teile der Monarchie wiederholt zum Kriegsschauplatz wurden und verlustreiche Schlachten viele Menschenopfer forderten, sondern auch, weil die Kriegskosten alles bisher

Dagewesene überschritten und das Habsburgerreich an den Rand des finanziellen Rums brachten. Von 118 Millionen Gulden im Jahre 1755 stiegen die Staatsschulden bis 1765 auf 275, 4 Millionen an. Trotzdem hielt Maria Theresia beinahe bis zuletzt an ihren Kriegszielen fest. Erst die totale Erschöpfung aller Seiten beendete den Krieg. Keines ihrer Kriegsziele hatte die Kaiserin erreicht. Schlesien blieb preußisch. Nun erst, nach der Verteidigung dieser Provinz, setzte ein Prozess ein, in dessen Verlauf Preußen zur europäischen Großmacht und zum gleichrangigen Partner Österreichs im Reich wurde.

1765 starb völlig unerwartet Franz Stephan. Maria Theresia trauerte sehr; der Tod des Gatten traf sie tief. Sie konnte das Unglück nie ganz verwinden. Obwohl sie ihn zu seinen Lebzeiten an den Regierungsgeschäften kaum teilhaben ließ, war sie ihm in inniger Liebe verbunden gewesen. "Ach meine liebe Tochter", so schrieb sie an die Erzherzogin Josepha in einem ihrer herzerreißenden Briefe aus diesen Tagen, "ich kann Sie nicht trösten, unser Unglück ist riesengroß. Sie verlieren einen unvergleichlichen Vater, ich einen Gatten, einen Freund, den einzigen Gegenstand meiner Liebe." Es gehörte durchaus zu den Seltenheiten, dass sich "gekrönte Eheleute" so nahestanden, denn im allgemeinen gab politisches Kalkül den Ausschlag bei der Wahl des Partners. Maria Theresia hatte Glück gehabt und den Mann bekommen, den sie sich wünschte. "Seit meinem fünften Jahr waren mein Herz und mein Geist erfüllt von diesem Menschen", teilte sie 1766 ihrer Vertrauten, der Gräfin Enzenberg, mit.

Für die Monarchin war eine Zeit angebrochen, in der sie immer häufiger um den Verlust vertrauter Menschen trauern musste. Sechs Kinder verlor sie bis zum Jahre 1767, als die 16jährige Josepha starb, dazu die Schwiegertochter, Isabella von Parma, der sie sehr zugetan war. Und auch auf manchen ihrer Helfer musste sie verzichten, auf Haugwitz und den Feldmarschall Leopold von Daun, der sie militärisch beraten und während des Krieges einen großen Einfluss auf sie ausgeübt hatte.

Sechzehn Kinder hatte Maria Theresia zur Welt gebracht. Es mutet heute geradezu unvorstellbar an, wie sie, in beinahe ununterbrochener Folge schwanger, trotzdem ihren Pflichten als Regentin nachkam, sich um die Kinder kümmerte und auch noch Zeit fand, sich beim Tanzen, Reiten und bei Glücksspielen zu vergnügen. Dabei scheinen ihr die ständigen Schwangerschaften bald eine Last gewesen zu sein. 1748 vertraute sie der sächsischen Kurfürstin Maria Antonia kurz vor der Geburt ihres zehnten Kindes an: "Wenn der liebe Gott mir die Kinder, welche ich habe, erhalten möchte, wäre ich recht zufrieden, mit zehn Schluss zu machen; denn ich fürchte, dass es mich schwächt und recht altern lässt und für die Kopfarbeit wenig fähig macht."

Natürlich hatte sie für ihre Nachkommen Erzieher. Aber die Kinder konnten zu jeder Zeit zu ihr kommen. Zudem bestimmte sie die Grundsätze, nach denen erzogen wurde. Die waren nicht gerade modern. Söhne und Töchter behandelte

sie ungleich. Auf die Entwicklung der intellektuellen Fähigkeiten legte sie bei den Mädchen keinen Wert. Dem Manne Untertan und gehorsam zu sein, ein christliches Leben in Frömmigkeit, Mildtätigkeit und Zurückhaltung zu führen, in allem die rechte Mitte zu wahren, keine Koketterie, keine Eitelkeit zu entwickeln, das waren die "Ideale", auf die sie die Töchter festzulegen suchte.

Den Söhnen gegenüber galten andere Maßstäbe. Maria Theresia wollte sie zu Gott ergebenen, christlichen Regenten erziehen, sie nach Möglichkeit von den Einflüssen der "Philosophen" fernhalten. Entsprachen sie diesem Bilde nicht, konnte sie streng tadeln. Der 15jährige Erzherzog Ferdinand, der spätere Herzog von Modena, musste sich 1769 von der Mutter sagen lassen: "Ich beobachte Sie aus der Nähe und sehe außer Vernachlässigung und Verweichlichung wenig Frömmigkeit, keinen Gehorsam, aber Dünkel und Vorurteile!"

Sie war eine dominierende Persönlichkeit, gewöhnt zu herrschen. Da hatten es die erwachsenen Söhne nicht leicht. Konflikte blieben nicht aus. Besonders mit dem Thronfolger Joseph, den sie nach dem Tode des Vaters zum Mitregenten einsetzte und der 1765 Kaiser wurde, gab es häufig Meinungsverschiedenheiten, die sich nicht nur auf den privaten Bereich erstreckten.

In den Jahren nach dem Siebenjährigen Krieg standen die Herrschenden in der habsburgischen Monarchie vor schwerwiegenden wirtschaftlichen und sozialen Problemen. Die staatlichen Finanzen waren total erschöpft. Die gewerbliche Wirtschaft, sofern sie nicht den Kriegsbedarf befriedigte, stagnierte. Unter den Bauern, vor allem in den Ländern, in denen die Gutsherrschaft das Leben prägte, in Schlesien, Böhmen, Mähren und Ungarn, breitete sich Unzufriedenheit aus.

Am wichtigsten schien es, den Staatshaushalt in Ordnung zu bringen und die immense Schuldenlast abzubauen. Maria Theresia unterstützte alle Bemühungen, die auf eine Regulierung und Vereinheitlichung der Staatsschuld sowie eine ausgeglichene Bilanz hinausliefen. Sie musste sich dabei auf den Rat ihrer hohen Beamten verlassen, die in wesentlichen Fragen aber uneins waren. Es dauerte ein ganzes Jahrzehnt, ehe sich Ergebnisse zeigten. 1775 konnte zum ersten Mal ein Überschuss erzielt werden. Auch die öffentliche Schuld sank zwischen 1765 und 1777 um 22, 8 Millionen Gulden. Allerdings dauerte diese Entwicklung nur kurze Zeit. Mit dem Bayerischen Erbfolgekrieg von 1778/79 fand sie ihr Ende. Die "Krankheit" der Staatsfinanzen war im Grunde genommen unheilbar. In den meisten absolutistischen Machtgebilden verursachten der Ausbau des Staatsapparates, die Vergrößerung der Armee und verheerende Kriege sowie der Luxus des Hofes eine Kostenexplosion, die die finanziellen Möglichkeiten der wirtschaftlich meist wenig entwickelten Länder überschritten.

Kaunitz hatte seiner Monarchin schon 1761 den Weg gewiesen, wie die Einkünfte zu erhöhen seien. Die "inländische Kultur", Manufakturen und Handel müsse man entwickeln. Eigentlich wusste das die Kaiserin. Über eine blühende Wirtschaft zu gebieten war das Ziel eines jeden absoluten Herrschers. Für sie kam ein weiteres wichtiges Motiv hinzu. Sie wollte den Verlust Schlesiens ausgleichen, das in ökonomischer Hinsicht am weitesten entwickelt gewesen war. Eine ganze Reihe von wirtschaftlichen Maßnahmen in Böhmen mit seinem Leinen- und Wollgewerbe und in Niederösterreich diente daher dem Ziel, einen Ersatz für das verlorene Schlesien zu schaffen.

Die Kaiserin ließ sich in vielem von ihren Beamten beraten, von denen die Mehrheit einer bis zur Jahrhundertmitte in den meisten europäischen Staaten gebräuchlichen Lehre folgte, die man vereinfacht später als merkantilistisch bezeichnete. Hohe Einfuhrzölle oder gar Verbote für Fertigwaren sollten die eigene Produktion stimulieren und die junge "Industrie" vor der Konkurrenz aus weiterentwickelten Staaten schützen. Im Lande selbst glaubte man durch die Erteilung ausschließlicher Rechte für die Erzeugung einer bestimmten Ware und die Zurückdrängung der Zünfte günstige Bedingungen für die Entstehung kapitalistischer Manufakturen und einen Wirtschaftsaufschwung schaffen zu können. Maria Theresia bediente sich all dieser Mittel, aber sie tat es nicht doktrinär. Die Monopolpolitik gab sie bald auf. Sie fand, wie sie 1763 formulierte, die "Exclusiva", also die ausschließlichen Rechte, höchst schädlich. Statt dessen sollte man lieber auf die möglichste Vermehrung der "Fabriken" das Augenmerk richten. Ähnlich reagierte Maria Theresia in der Handelspolitik. Nach 1763 mehrten sich in den wirtschaftsleitenden Organen die Kräfte, die, zum Teil beeinflusst durch neue Theorien, für mehr Freizügigkeit im Handel eintraten, ohne indes das Übergewicht zu erringen. Es kam zu langwierigen Auseinandersetzungen. Maria Theresia stand eine Zeitlang zwischen den Parteien, bis sie sich Mitte der siebziger Jahre für die "Freihändler" entschied und eine neue Zollordnung einführte, die fast alle inländischen Zölle aufhob und im Außenhandel durch den Abbau der Verbote und Schutzzölle den Warenaustausch nach Triest, Polen und Russland begünstigte. Die Kaiserin reagierte in diesem Falle flexibel. Sie hatte, obwohl wenig belesen, im Gegensatz zu ihrem Widersacher Friedrich in solchen Fragen ein Gespür für neue Bedürfnisse.

Das mag auch für ihr Verhältnis zu den Bauern zutreffen, wenngleich ihr Zögern und ihre Kompromissbereitschaft die nötige Reform im Grunde genommen erschwerten. Trotzdem machte sie einen Wandel durch. 1742 hielt sie es noch nicht für tunlich, die Untertänigkeit aufzuheben, weil sie den Bauern "zaumlos" und den Grundherrn unzufrieden mache. 1777, als der große böhmische Bauernaufstand niedergeschlagen war, sprach sie ihrem Sohn Ferdinand gegenüber die Hoffnung aus, die Leibeigenschaft und die Frondienste aufheben zu können, "dann würde alles in Ordnung kommen". Sie

bangte um die Ruhe im Königreich, denn "Menschen ohne alle Hoffnung haben nichts zu verlieren und sind zu fürchten."

Diese Reaktion auf den böhmischen Bauernaufstand muss als typisch gelten. Meist bequemen sich die Herrschenden erst dann zu Reformschritten, wenn sie durch vorhergehende Klassenkämpfe dazu gezwungen worden waren, so auch Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre im österreichischen Teil Schlesiens. Hier war es 1767 zu Unruhen gekommen. Das daraufhin erlassene Hauptrobotpatent von 1771 aber enthielt nicht einmal Festlegungen, die auf eine Reduzierung der Frondienste hinausliefen; es regulierte lediglich deren Ableistung. Schon das rief jedoch den Widerstand der adligen Stände hervor, engte das Patent doch die Möglichkeiten zur Willkür gegenüber den Bauern ein. Anders das Robotpatent für Böhmen aus dem Jahre 1775. Es legte Höchstgrenzen fest. Trotzdem blieb es weit hinter dem zurück, was die Kaiserin 1777 im erwähnten Brief an Ferdinand proklamierte. Sie visierte inzwischen radikalere Lösungen an. Doch sie stieß nicht nur auf die Opposition des Adels, auch der Thronfolger unterstützte sie nicht. Da gab Maria Theresia nach; sie fühlte sich alt und verbraucht. Nur auf den staatlichen Domänen, die man in Böhmen mit Billigung der Kaiserin parzellierte und unter bestimmten Bedingungen an die Bauern aufteilte, wodurch Leibeigenschaft und Frondienste "entfielen", ging sie so weit, wie es damals möglich war.

Am hartnäckigsten rangen Mutter und Sohn miteinander, wenn es um die Außenpolitik ging. Joseph II. war wie viele absolute Herrscher ein Machtpolitiker. Er wollte sein Reich durch Annexionen und Länderaustausch vergrößern. Maria Theresia jedoch wehrte sich gegen jedes Unrecht, das man anderen zufügte. Als sich Preußen und Russland Anfang der siebziger Jahre einigten, Gebiete Polens an sich zu reißen, und Österreich einluden, sich an dieser Teilung zu beteiligen, widersetzte sich die Kaiserin anfangs. Sie hatte Joseph und Kaunitz gegen sich. Durch Ratschläge und Appelle suchte sie das Unglück aufzuhalten. Noch im Januar 1772 warf sie Kaunitz vor, nach preußischer Manier handeln und gleichzeitig den Anschein von Ehrlichkeit retten zu wollen. Gerecht zu sein, Wort zu halten und Verpflichtungen zu erfüllen, das waren nach ihrer Ansicht bis vor kurzem Kennzeichen österreichischer Politik. "Seit einem Jahr ist dies Alles verloren gegangen. Mit Bitterkeit fragte sie: "Aber mit welchem Recht kann man einen Unschuldigen berauben, den vertheidigen und unterstützen zu wollen wir uns immer gerühmt haben?... Ich begreife nicht die Politik, welche erlaubt, dass wenn zwei sich ihrer Überlegenheit bedienen, um einen Unschuldigen zu unterdrücken, der Dritte auf Grund der Convenienz für die Gegenwart und bloßer Vorsicht für die Zukunft die gleiche Ungerechtigkeit nachahmen und begehen kann und soll." Trotzdem gab sie schließlich nach; nicht aus Einsicht. Sie hatte keine Kraft mehr, dem Sohn und dem engsten Berater zu widerstehen.

Fünf Jahre später bahnte sich ein neuer Konflikt an. Mit dem Tod des Kurfürsten Max III. Joseph erlosch die bayerische Linie des Hauses Wittelsbach. Auf Grund von Hausverträgen fiel das Land an den Vetter des Verstorbenen, den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz.

Joseph II. erhob Ansprüche auf bayerisches Territorium. Ein in Aussicht gestellter Tausch gegen die österreichischen Niederlande, der von seiten Josephs aber nie ernstlich erwogen wurde, veranlasste Karl Theodor, einen Teil Bayerns an die habsburgische Monarchie abzutreten. Noch vor Unterzeichnung des entsprechenden Vertrages rückten österreichische Truppen in Bayern ein. Sie sollten vollendete Tatsachen schaffen. Das rief Friedrich II. auf den Plan, der das Gleichgewicht zwischen Preußen und dem Reich der Habsburger gefährdet sah. Im Mai 1778 eröffnete er den Bayerischen Erbfolgekrieg, um Joseph II. mit Waffengewalt an einer Expansion zu hindern.

Maria Theresia hatte dies alles vorausgesehen und versucht, die Lage zu entschärfen. Zwei Monate vor Beginn der Kampfhandlungen richtete sie einen ersten Brief an Joseph und Kaunitz. Von den Erfahrungen der Schlesischen Kriege ausgehend, schilderte sie die mit ihnen verbundenen Gefahren. "Es handelt sich um nichts Geringeres als um den Verlust unseres Hauses und Reiches, und sogar um einen gänzlichen Umsturz in Europa. Kein Opfer ist zu groß, um dieses Unheil noch rechtzeitig zu verhüten."

Maria Theresia übertrieb, allerdings nicht wissentlich. Sie fürchtete wirklich für die Monarchie. Sie konnte nicht wissen, dass der alternde Friedrich und der Zustand des Militärwesens in Preußen eine Neuauflage des Siebenjährigen Krieges nicht zuließen. Das Schreiben las die Kaiserin ihrem Sohn und Kaunitz vor, ohne diese zu beeindrucken. Maria Theresia gab die Hoffnung nicht auf. Ihre Briefe an den Sohn wurden im April 1778, kurz vor Kriegsbeginn, immer dringlicher. Es waren neben politischen Erwägungen die Ängste einer jeden Frau, die sie angesichts des drohenden Unheils befielen. "Man entreißt mir zwei Söhne und einen Schwiegersohn. Wie oft habe ich doch an diese armen Frauen denken müssen, denen man mit Gewalt ihre Kinder fortnimmt... Was für ein abscheuliches Geschäft ist doch der Krieg; er ist gegen die Menschlichkeit und das Glück." Mit Sorge verfolgte sie jede Nachricht aus Berlin. Im Mai schrieb sie, von neuen Waffen, weittragenden, "mörderischen Geschützen", gehört zu haben. "Alle diese Erfindungen zur Vernichtung des Menschengeschlechts machen mir Schmerz." Und noch einmal im Juni: "Gott bewahre uns vor ähnlichen Erfindungen, die das Menschengeschlecht schon von weitem vernichten."

Die Kampfhandlungen hatten kaum begonnen, da drängte sie ihren Sohn, Frieden zu schließen, "... besser ein mittelmäßiger Frieden, als glücklicher Krieg." Ohne Joseph vorher zu informieren, schickte sie einen Gesandten zu Friedrich II., um mit diesem über eine Beendigung des militärischen Konflikts zu verhandeln. Joseph war außer sich vor Entrüstung, und er ließ es die Mutter

fühlen. Maria Theresia blieb standhaft wie in früheren Zeiten. Sie würde es wieder tun, nun erst recht, lautete ihre Antwort. Doch erst im Mai des folgenden Jahres wurde in Teschen unter Vermittlung Frankreichs und Russlands Frieden geschlossen. Die Habsburger mussten einen Teil des besetzten bayerischen Territoriums räumen. Sie behielten nur das Innviertel. Das Gleichgewicht zwischen den beiden rivalisierenden Mächten wurde wieder einmal gewahrt.

Maria Theresia hatte damals nur noch eineinhalb Jahre zu leben. Im November 1780 starb sie. In den letzten Jahren, als Alter und Krankheit sie niederdrückten, mehrten sich Äußerungen über die unglückliche Zeit ihrer Herrschaft. Sie spielte damit nicht nur auf ihr eigenes Handeln an, sondern auf die ungünstigen Verhältnisse, in die sie hineingestellt wurde. In Religions- und Justizsachen, so trug sie einmal in ihr Gebetbuch ein, Kinderzucht und "Standesobligationen" hielt sie sich nicht für besonders schuldig. Aber sie klagte sich an, Krieg aus Hoffart, Neid und Zorn geführt zu haben.

Heute wird man wohl anders urteilen müssen. Es war für das 18. Jh. geradezu einmalig, dass sich eine Fürstin, durch leidvolle Erfahrungen geprägt, von ihrem gesunden Rechtsempfinden leiten ließ und zumindest in ihren späten Jahren die Machtpolitik absoluter Herrscher und den Eroberungskrieg ablehnte. Dagegen blieb sie in "Religionssachen", obwohl sie sich das zugute hielt, konservativ. Toleranz lehnte sie bis zuletzt ab. In der Kirchen-, Schul- und Justizreform aber tat sie immerhin einige Schritte auf einem Wege, den ihr Sohn und Nachfolger weiterverfolgen konnte. Dass sie das Reich der Habsburger unter widrigsten Bedingungen mit Hilfe ihr ergebener Männer vor der Aufteilung bewahrte und zu seiner inneren Konsolidierung beitrug, darin bestand ihre historische Leistung, auch wenn die sich mehrenden sozialen und politischen Konflikte nach radikaleren Lösungen verlangten.

DEUTSCHLAND IN DER ZEIT DER FRANZÖSISCHEN VORHERRSCHAFT

1774-1792	Ludwig XVI. von Frankreich
1786-1797	Friedrich Wilhelm II. von Preußen
14. Juli 1789	Sturm auf die Bastille in Paris
1790-1792	Kaiser Leopold II.
27. Aug. 1791	Pillnitzer Konvention
April 1792	Ausbruch der Revolutionskriege
1792-1806	Kaiser Franz II. (1804-1835 als Franz I. Kaiser von Österreich)
20. Sept. 1792	Kanonade von Valmy
21. Jan. 1793	Hinrichtung Ludwigs XVI.
Febr. 1793	1. antifranzösische Koalition
27./28. Juli 1794	Sturz und Hinrichtung Robespierres
1795	Basler Friedensschlüsse
17. Okt. 1797	Friede von Campoformio
1797-1840	Friedrich Wilhelm III. von Preußen
1798/99	2. antifranzösische Koalition
9. Nov. 1799	Staatsstreich Napoleons
3. Dez. 1800	Schlacht bei Hohenlinden
9. Febr. 1801	Friede von Lunéville (Anerkennung der Rheingrenze)
25. Febr. 1803	Reichsdeputationshauptschluss
2. Dez. 1804	Kaiserkrönung Napoleons
1805	3. antifranzösische Koalition
2. Dez. 1805	Dreikaiserschlacht bei Austerlitz
26. Dez. 1805	Friede von Preßburg
12. Juli 1806	Gründung des Rheinbundes
6. Aug. 1806	Ende des Heiligen Römischen Reiches deutscher Nation
14. Okt. 1806	Doppelschlacht bei Jena und Auerstedt
21. Nov. 1806	Verhängung der Kontinentalsperre gegen England
7./8. Febr. 1807	Schlacht bei Preußisch-Eylau
April 1807	4. antifranzösische Koalition
7./9. Juli 1807	Friede von Tilsit
9. Okt. 1807	Edikt zur Bauernbefreiung in Preußen
19. Nov. 1808	Städteordnung des Freiherm vom Stein
April 1809	Erhebung Österreichs und Tirols gegen Napoleon
21./22. Mai 1809	Schlacht bei Aspern und Eßling
5./6. Juli 1809	Schlacht bei Wagram

14. Okt. 1809	Friede von Schönbrunn
24. Juni 1812	Beginn des Russlandfeldzuges Napoleons
14. Sept. 1812	Brand Moskaus
16./17. Nov. 1812	Schlacht bei Smolensk
26.-29. Nov. 1812	Übergang über die Beresina
30. Dez. 1812	Konvention von Tauroggen
17. März 1813	Friedrich Wilhelms III. Aufruf "An mein Volk"
16.-19. Okt. 1813	Völkerschlacht bei Leipzig
6. April 1814	1. Abdankung Napoleons
1814/15-1824	Ludwig XVIII. von Frankreich
30. Mai 1814	1. Friede von Paris
1814/15	Wiener Kongress (Abschluss mit Deutscher Bundesakte)
März 1815	Rückkehr Napoleons
18. Juni 1815	Schlacht von Waterloo
22. Juni 1815	2. Abdankung Napoleons
20. Nov. 1815	2. Friede von Paris

Die 25 Jahre deutscher Geschichte dieses Kapitels sind im wesentlichen geprägt durch Einflüsse und Einwirkungen, die ihren Verlauf von außen bestimmt haben. Dieser Zeitabschnitt wird von der Französischen Revolution eingeleitet. Sie brach aus, als sich in Frankreich die seit einem Jahrhundert gewachsene Spannung zwischen der in ihrer Leistungsfähigkeit erlahmten absolutistischen Monarchie und dem nach sozialer und politischer Emanzipation strebenden Bürgertum zur fundamentalen Staatskrise verdichtete, die wichtigsten Antriebskräfte waren dabei die Aufklärung und die politische Theorie des Liberalismus. In ihrem Verlauf sind zum ersten Mal in der Geschichte alle Merkmale einer Revolution, d.h. einer grundlegenden gesellschaftlichen und politischen Umgestaltung, nachweisbar, weshalb ihr weltgeschichtliche Bedeutung beigemessen wird. Zu einer der Französischen Revolution vergleichbaren Umwälzung ist es in Deutschland nicht gekommen, weil dafür die Voraussetzungen fehlten. Dennoch sind die Ereignisse der französischen Geschichte ab 1789 an Deutschland nicht spurlos vorübergegangen. Der militärische Zusammenstoß zwischen dem neuen Frankreich, das in den Revolutions- und in den Napoleonischen Kriegen Sieg auf Sieg erringen konnte und sich schließlich unter Napoleon zum Herrn über halb Europa aufschwang, und dem alten Deutschland mit seinen aufgeklärt-absolutistischen Großmächten Preußen und Osterreich und den noch in der ständisch gegliederten feudalen Verfassung verharrenden übrigen Ländern des Reiches führte in Deutschland - wie im gesamten Europa - zu einer völligen Umgestaltung der territorialen und politischen Verhältnisse. Der Kaiser und Reich von Napoleon diktierte Friede von Lunéville (1801) leitete mit dem Eingriff in die territoriale Integrität des

Reiches durch die Abtretung des linken Rheinuferes dessen Auflösung und zugleich die durch Napoleon bestimmte Neuordnung der staatlichen Gliederung Deutschlands ein. Diese nahm im Reichsdeputationshauptschluss von 1803 und den folgenden territorialen Flurbereinigungen Gestalt an: Die alte Zerstückelung des Reichsgebiets wurde weitgehend beseitigt, die gestärkten Mittelstaaten bildeten ein "Drittes Deutschland", das sich unter Napoleons Protektorat 1806 zum Rheinbund zusammenschloss. Diese Veränderungen waren Voraussetzungen für die Errichtung moderner Staaten und beschleunigten den Niedergang des alten Reiches: Die Säkularisation und das Ende der alten Reichskirche 1803 erschütterten dessen Verfassung ebenso wie der Austritt der Rheinbundstaaten aus dem Reichsverband 1806 und die Annahme des Titels eines Kaisers von Österreich durch Franz II. 1804. Als dieser 1806 schließlich die Reichskrone niederlegte und das Reich für aufgelöst erklärte, war das lediglich der Endpunkt einer langen Entwicklung.

Die Kriege der europäischen Koalitionen gegen Napoleon führten 1806/07 zum Zusammenbruch Preußens, das im Frieden von Tilsit 1807 ebenso wie Österreich im Frieden von Schönbrunn 1809 zu einer von Napoleon abhängigen Macht zweiten Ranges herabsank. Während Deutschland politisch darniederlag, Napoleons Regimenter in Wien und Berlin paradierten, erlangten deutsche Dichter und Denker Weltruhm und begründeten die große Geistesepoche der Klassik.

Die katastrophalen Niederlagen durch das französische Volksheer erwiesen, dass in Deutschland die veralteten Staats-, Heeres- und Sozialverfassungen erneuert werden, dass freie und gleichberechtigte Bürger im Sinne der Französischen Revolution am Gemeinwesen beteiligt werden mussten, wenn die Rheinbundstaaten ihre staatliche Souveränität wahren wollten, wenn Preußen sich von der französischen Besetzung befreien wollte. So kam es in der napoleonischen Zeit vor allem in diesen Gebieten zu einer Reihe von inneren Reformen, wobei besonders die Rheinbundstaaten vom französischen Vorbild beeinflusst wurden: Die Vorrechte des Adels wurden vielfach eingeschränkt oder aufgehoben: die Bauernbefreiung wurde begonnen, womit die feudalen Zwischengewalten beseitigt und allgemeine Freiheit und Gleichheit hergestellt wurden. In diesem Zusammenhang ist auch die Judenemanzipation zu erwähnen. Die obersten Staatsbehörden wurden neu organisiert; die Verwaltung wurde effektiver gestaltet, wobei die süddeutschen Staaten die alten Kernstaaten mit den neugewonnenen Gebieten durch den Aufbau einer modernen, zentralistisch organisierten Verwaltung zusammenschweißen suchten, während in Preußen durch die Provinzenteilung die Verwaltungselemente einer Dezentralisation aufwies; überdies wurde hier vom Freiherrn vom Stein die Selbstverwaltung auf kommunaler Ebene eingeführt. Die Staatseinnahmen wurden auf eine neue Grundlage gestellt, indem die Gleichheit der Besteuerung durchgesetzt oder angestrebt wurde. Die Reform der Heeresverfassungen, vor

allein die allgemeine Volksbewaffnung durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, wurde in Angriff genommen. Die teilweise oder völlige Befreiung des Handwerks von den Fesseln des Zunftzwangs bereitete der Industrialisierung den Weg. Schließlich sollte durch Erneuerung des Bildungswesens die Gesellschaft zum Wohle des Staatsganzen aktiviert werden. - Hauptträger dieser Reformen war ein modernes, leistungsfähiges Beamtentum, das sich nach dem Ausleseprinzip von Prüfung und Leistung rekrutierte und dessen höchste Positionen ebenso wie die militärischen jetzt auch bürgerlichen offenstanden. Die Neuerungen bereiteten den Übergang zum Verfassungsstaat des 19. Jahrhunderts vor.

Alle diese Reformprogramme waren noch unvollendet, als im Winter 1812/13 die von einer nationalen und liberalen Bewegung getragenen Befreiungskriege ausbrachen, nachdem Napoleons Offensive gegen Russland 1812 gescheitert war. Er wurde 1813 von einer Koalition aus den Großmächten des Kontinents und Großbritannien geschlagen, das Rheinbundsystem brach zusammen. Napoleon musste im April 1814 abdanken und in die Verbannung gehen; er konnte auch nach seiner Rückkehr im März 1815 seine alte Machtposition nicht wiedergewinnen und starb 1821 in der Verbannung. In den Pariser Friedensschlüssen 1814/15 wurde Frankreich auf die Grenzen von 1792 zurückgeworfen. Die territoriale Neuordnung des übrigen Europa wurde auf dem Wiener Kongress 1814/15 geregelt: Das vorrevolutionäre Gleichgewicht der europäischen Mächte wurde wiederhergestellt; jedoch auch die im Zuge der Napoleonischen Herrschaft erfolgten Veränderungen blieben zum Teil erhalten: Die territorialen Verschiebungen, von denen fast sämtliche europäischen Staaten durch Napoleons Eroberungen betroffen waren, wurden größtenteils rückgängig gemacht. Andererseits wurde das alte deutsche Reich nicht wiederhergestellt; die deutschen Mittelstaaten behielten ihre Souveränität. Auch die inneren Reformen konnten nicht gänzlich ungeschehen gemacht werden. Im Zeichen der europäischen Gleichgewichtspolitik wurden die beiden deutschen Großmächte Preußen und Österreich wiederhergestellt. Durch die wiedergewonnenen Gebiete einerseits und die Gebietsabtretungen andererseits verlagerte sich der territoriale Schwerpunkt Österreichs nach Süden und Südosten: es verlor seine Stellung als zentraleuropäische Macht. Dagegen gewann Preußen im Westen Land hinzu. Diese auf dem Wiener Kongress vorgenommenen Weichenstellungen sollten sich bei der Entscheidung der deutschen Frage als folgenreich erweisen, die hier für alle, die mit nationalen Hoffnungen in die Befreiungskriege gezogen waren, mit der Schaffung des Deutschen Bundes, eines losen Zusammenschlusses aller deutschen Fürsten, nicht befriedigend gelöst worden war. Der Ruf nach dem einigen deutschen Vaterland sollte sich verbinden mit der Forderung nach bürgerlichen Freiheitsrechten.

Napoleon Bonaparte

(1769-1821), Kaiser der Franzosen. Erziehung in den Militärschulen von Brienne 1779 - 84 und Paris 1784 / 85. Seit 1785 Leutnant der Artillerie. 1794 General. 1796 siegreicher französischer Oberbefehlshaber der Italienarmee. 1798/99 Zug nach Ägypten. 9. November 1799 (18. Brumaire) Sturz des Direktoriums; Erster Konsul. 1802 Konsul auf Lebenszeit. 1804-14 französischer Kaiser. Niederwerfung Österreichs 1805 und Preußens 1806. Bündnis mit Alexander I. von Russland 1807 und Ausdehnung des Einflusses auf Spanien, wo es jedoch in der Folge zu Aufständen kommt, die Napoleons Macht und Ansehen untergraben. 1812 Bruch mit Alexander I. und Feldzug nach Russland; Vernichtung der Großen Armee im russischen Winter. In den Freiheitskriegen 1813/14 wird Napoleon zum Rückzug nach Frankreich gezwungen, wird dort schließlich durch den Senat abgesetzt und erhält die Mittelmeerinsel Elba als Fürstentum, was jedoch praktisch einer Verbannung gleichkommt. 1815 Rückkehr nach Frankreich (Herrschaft der Hundert Tage); Niederlage bei Waterloo und Verbannung nach St. Helena einer kleinen Insel im Atlantik, etwa 1900 Kilometer vor der Küste Angolas.

Widerstand gegen die französische Fremdherrschaft

Obwohl Napoleon in den von ihm eroberten Ländern manches tat, um die Beziehungen beträchtlich zu gestalten, die Völker von den Errungenschaften der Französischer Revolution profitieren zu lassen, und zum Beispiel auch hier den Code civil einführt, wurde die Hegemonie Frankreichs in Europa doch weithin als Fremdherrschaft empfunden. Zunächst vor allem in Spanien, wo man sich 1808 nicht nur für den König, sondern auch für Gott erhob: für den eigenen (katholischen) Glauben gegen das Frankreich der Aufklärung und der Revolution. Die französischen Truppen machten hier erstmals Bekanntschaft mit einem zermürbenden Kleinkrieg, einer frühen Form der Guerilla, gegen die herkömmliche Formen der Kriegführung wenig auszurichten vermochten. Und als zudem England, der Hauptgegner Napoleons, den dieser durch eine "Kontinentalsperre", also durch eine Wirtschaftsblockade, zu isolieren versuchte, die Spanier über das von Frankreich nicht kontrollierte Portugal materiell unterstützte, entwickelte sich hier ein militärischer Dauerkonflikt, der den erfolgsgewohnten Napoleon zunehmend stärker belastete. Auf dem Erfurter Kongress von 1808, auf dem übrigens auch Johann Wolfgang von Goethe von Napoleon empfangen wurde, musste deshalb der Kaiser der Franzosen – unmittelbar vor seiner Abreise nach Spanien – um Unterstützung werben, anstatt, wie gewohnt, zu befehlen und Gefolgschaft zu verlangen. Denn die Lage war ja nicht nur in Spanien kritisch. Überall in den besetzten oder mit Frankreich (zwangsweise) verbündeten Gebieten schlug die Stimmung

allmählich um oder war bereits umgeschlagen, war sie oder wurde franzosenfeindlich. 1809 erhob sich Österreich zum Befreiungskampf und brachte Napoleon in der Schlacht bei Aspern sogar eine Niederlage bei, bevor es aus innerer Zerstrittenheit unterlag und den Frieden von Schönbrunn schließen musste, zumal in Norddeutschland die von Stein, Scharnhorst und Gneisenau bereits vorbereitete Erhebung am Widerstand des preußischen Königs scheiterte und daher unterblieb – von versprengten Aktionen, wie derjenigen des Majors Schill, einmal abgesehen. Zu einem Volkskrieg nach spanischem Vorbild kam es lediglich in Tirol unter der Führung Andreas Hofers; allerdings waren die logistischen und politischen Voraussetzungen hier wesentlich schlechter als in Spanien, so dass diesem Aufstand nur eine kurze Dauer beschieden war. Hofer wurde, noch im Jahre 1809, besiegt, gefangengenommen und in Mantua standrechtlich erschossen.

Immerhin bewiesen diese Erhebungen – so gering, isoliert oder erfolglos sie im einzelnen anfangs auch sein mochten, – dass unter den Bevölkerungen der besetzten Länder die Bereitschaft zum Widerstand gegen die französische Fremdherrschaft gewachsen war. Die Anwesenheit der Franzosen stärkte das Nationalgefühl, geschürt durch Publizisten, wie Friedrich Gentz in Preußen und Österreich, der bereits 1806 dazu aufgerufen hatte, die nationale Zersplitterung zu beenden und durch Vereinigung des Nationalwillens Deutschland und Europa zu befreien:

Vergesst nie, dass da, wo Ihr Euch befindet, der wahre Mittelpunkt aller Unternehmungen ist, wodurch, früher oder später, Europa von der Knechtschaft erlöst, das Gesetzbuch der Willkür zerrissen, der hochmütige Luftbau vergänglicher Übermacht gestürzt und ein neuer unsterblicher Bund zwischen Freiheit, Ordnung und Friede, für eine glücklichere Nachwelt gegründet werden muss. Nicht England, nicht Russland vermögen es. Als Bundesgenossen beide erwünscht, als Gegengewicht oder Hilfsmächte unschätzbar; aber das eigentliche Werk der Befreiung muss auf deutschem Boden gedeihen. Von hier muss die Wiederherstellung ausgehen. So wie hier die Zerrüttung entschieden, das Verderben zur Vollendung gebracht war. Europa ist durch Deutschland gefallen; durch Deutschland muss es wieder emporsteigen. Nicht Frankreichs Energie oder Kunst, nicht die wildkonvulsivische Kraft, die aus dem giftigen Schlund der Revolution, eine vorüberziehende Wetterwolke, hervorbrach, nicht irgendeines Geschöpfes dieser Revolution persönliches Übergewicht oder Geschick hat die Welt aus ihren Angeln gehoben, die selbstverschuldete Wehrlosigkeit Deutschlands hat es getan. Unser innerer unseliger Zwiespalt, der Zersplitterung unsrer herrlichen Kräfte, die wechselseitige Eifersucht unserer Fürsten, die wechselseitige Entfremdung ihrer Völker, das Verlöschen jedes echten Gefühls für das gemeinschaftliche Interesse der Nation, die Erschlaffung des vaterländischen Geistes – das sind die Zerstörer unserer Freiheit, das sind unsere tödlichen Feinde und die Feinde Europas gewesen. Wenn wir uns

vereinigen, wenn wir unsere Familienfehden vergessen, wenn wir in der Stunde der Gefahr, in der Stunde gemeinschaftlicher Not uns entschließen konnten. Deutsche zu sein, so trotzten wir jeglichem Sturme, so wurde nie eine Fußbreite deutschen Gebietes den übermütigen Fremden zum Raube, so fiel nicht ein einziges Glied, nein, auch nicht das geschiedenste und schwächste von dem wohlgebauten lebensvollen Körper des europäischen Staatensystems ab ...

Wenn aus diesem Abgrunde der Ohnmacht, worin wir heute unsere Vergehungen büßen, noch irgend etwas uns zu reißen vermag, so ist es immer nur derselbe Entschluss, wodurch wir früher ihm entgangen sein würden. Getrennt wurden wir niedergeworfen; nur vereint können wir uns wieder erheben. Diesen einzigen Rettungsweg zu betreten, ist freilich jetzt viel schwerer noch als sonst; aber soviel ist unumstößlich gewiss: sollen die Staatskräfte Deutschlands je eins werden, so muss zuvor der Nationalwille eins sein.

Solche Gedanken kamen nicht von ungefähr. Schon seit einem halben Jahrhundert hatten sie sich in Deutschland geistig vorbereitet, waren also nicht lediglich Nachahmung oder Übertragung des revolutionären Nationalismus französischer Prägung. Die Auflehnung gegen fremde Vorbilder, die sich ab 1750 vor allem in der Literatur und im Theater bemerkbar gemacht hatte - bei Klopstock, bei Lessing, der 1767 Dramaturg am soeben begründeten "Nationaltheater" in Hamburg wurde, und auch bei Schiller, der 1781 seine "Räuber" und 1784 "Kabale und Liebe" für das kurfürstliche Nationaltheater in Mannheim schrieb - war keineswegs unpolitisch gewesen, wie viele anfangs hatten glauben mögen. Nach dem Zusammenbruch der Jahre 1806/07, der Auflösung des 900 Jahre alten Reiches der Deutschen und der Unterwerfung durch Napoleon, wurde das neu erwachte Nationalbewusstsein zum entscheidenden Antrieb der Freiheitsbewegung. Lessing hatte noch - enttäuscht über den sich abzeichnenden Misserfolg seines Hamburger Unternehmens - gespottet "über den gutherzigen Einfall, den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation" seien, "noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen sind." Und Mozart hatte gar nach vielen Rückschlägen in seinem Bemühen um die deutsche Nationaloper das Versagen der "teutschen Nation" konstatiert und ironisch erklärt, es "wäre ja ein ewiger Schandfleck für Teutschland, wenn wir Teutsche einmal mit Ernst anfangen teutsch zu denken - teutsch zu handeln - teutsch zu reden, und gar teutsch - zu singen!!!" Doch nun, einige Jahrzehnte später, im Moment der vollständigen Niederlage, begehrte man nicht nur im Theater gegen die Unterdrückung der nationalen Identität auf, sondern auch auf der politischen Bühne. Im deutschen Idealismus und in der Romantik verbanden sich philosophische, literarische und politische Strömungen zum Drang nach Freiheit und Einheit. Was bei dem eher konservativen, monarchisch gesonnenen Publizisten Friedrich von Gentz noch ein taktisch bestimmter Aufruf gewesen

sein mochte, um Europa von Napoleon und der französischen Hegemonie zu befreien, wuchs sich bereits ein Jahr später bei dem Philosophen Johann Gottlieb Fichte zum ausgeprägten Nationalismus aus.

Fichtes "Reden an die deutsche Nation"

Wie Gentz, so war auch Fichte zunächst ein Anhänger der Französischen Revolution gewesen, des Jakobinismus sogar, und wurde dann, wie jener, ein erbitterter Gegner Napoleons. In den Jahren 1807 und 1808 schrieb er seine Reden an die deutsche Nation, in denen er vor der Gewöhnung "an jede mögliche Ordnung der Dinge" warnte, mit der er die französische Besatzung meinte, und das Volk aufforderte, sich "Charakter" anzuschaffen, also sich auf das Eigene zu besinnen; "denn", so Fichte in seiner berühmt gewordenen Formulierung in der Zwölften Rede, "Charakter haben, und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend."

In seiner Achten Rede hatte Fichte zuvor ausführlich den Kampf der Germanen gegen die "herandringende Weltherrschaft der Römer" dargestellt, der nicht nur gegen die feindlichen Heere, sondern auch gegen die Verlockungen der römischen Zivilisation geführt worden sei, gegen das Angebot der Römer, an ihren Genüssen, am Luxus und am Überfluss teilzuhaben, wenn man sich nur unterwerfe, mit ihnen kooperiere. Und war es nicht – so konnte der Leser sich nun fragen – mit den Franzosen jetzt ebenso wie damals mit den Römern? War nicht die Unterwerfung der Preis für den Fortschritt der Gesetze und des Wohlstands?

Doch Fichte beschrieb ja nicht die Unterwerfung der Germanen, sondern – da mochte wiederum jeder seine Parallelen ziehen – ihren Widerstand gegen die Fremdherrschaft im Glauben an die "Verheißung ewigen Lebens", die allein es sei, "die bis zum Tode fürs Vaterland begeistern kann":

In diesem Glauben setzten unsre ältesten *gemeinsamen Vorfahren*, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandringenden Weltherrschaft der Römer mutig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den hohem Flor der römischen Provinzen neben sich, die feinem Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Rutenbündel, und Beile in Überfluss? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen teilnehmen zu lassen? ... Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen, immer mit derselben Kraft sich wieder erneuernden Kriege? Ein römischer Schriftsteller lässt es ihre Anführer also aussprechen: "ob ihnen denn etwas anderes übrigbleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sklaven würden". Freiheit war ihnen, dass sie eben Deutsche blieben, dass sie fortführen, ihre Angelegenheiten selbständig, und ursprünglich, ihrem eignen Geiste gemäß, zu entscheiden, und diesem gleichfalls gemäß auch in ihrer

Fortbildung vorwärtszurücken, und dass sie diese Selbständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzen: Sklaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden müssten. Es verstehe sich von selbst, setzten sie voraus, dass jeder, ehe er dies werde, lieber sterbe, und dass ein wahrhafter Deutscher nur könne leben wollen, um eben Deutscher zu sein, und zu bleiben, und die Seinigen zu ebensolchen zu bilden.

Sie sind nicht alle gestorben, sie haben die Sklaverei nicht gesehen, sie haben die Freiheit hinterlassen ihren Kindern ... Ihnen verdanken wir, die nächsten Erben ihres Bodens, ihrer Sprache, und ihrer Gesinnung, dass wir noch Deutsche sind...

Diese, und alle andere in der Weltgeschichte, die ihres Sinnes waren, haben gesiegt, weil das Ewige sie begeisterte, und so siegt immer und notwendig diese Begeisterung über den, der nicht begeistert ist. Nicht die Gewalt der Arme, noch die Tüchtigkeit der Waffen, sondern die Kraft des Gemüts ist es, welche Siege erkämpft.

In seiner Zwölften Rede zog Fichte sodann unter der Überschrift "Moralische Wiederaufrichtung" einige Schlussfolgerungen aus seinen vorhergehend Betrachtungen:

Wer sich, ohne Aufmerksamkeit auf sich selbst, gehen lässt, und von den Umständen sich gestalten, wie sie wollen, der gewöhnt sich bald an jede mögliche Ordnung der Dinge. So sehr auch sein Auge durch etwas beleidigt werden mochte, als er es das erste Mal erblickte, lässt es nur täglich auf dieselbe Weise wiederkehren, so gewöhnt er sich daran, und findet es späterhin natürlich, und als eben so sein müssend, gewinnt es zuletzt gar lieb, und es würde ihm mit der Herstellung des erstern bessern Zustandes wenig gedient sein, weil dieser ihn aus seiner nun einmal gewohnten Weise zu sein herausrisse. Auf diese Weise gewöhnt man sich sogar an Sklaverei...

Lasst uns auf der Hut sein gegen diese Überraschung der Süßigkeit des Dienens ... Machen wir uns mit demjenigen, was ohne Zweifel unserm Ermessen frei bleiben muss, mit unserm Gemüte, zum Vorbilde, zur Weissagung, zum Bürgen desjenigen, was nach uns Wirklichkeit werden wird. Lassen wir nur nicht mit unserm Körper zugleich auch unsern Geist niedergebeugt und unterworfen, und in die Gefangenschaft gebracht werden!

Fragt man mich, wie dies zu erreichen sei, so ist darauf die einzige, alles in sich fassende Antwort diese: wir müssen eben zur Stelle werden, was wir ohnedies sein sollten. Deutsche. Wir sollen unsern Geist nicht unterwerfen ... Leben und Denken muss bei uns aus einem Stücke sein, und ein sich durchdringendes und gediegenes Ganzes; wir müssen in beiden der Natur und der Wahrheit gemäß werden, und die fremden Kunststücke von uns werfen; wir müssen, um es mit

einem Worte zu sagen, uns Charakter anschaffen; denn Charakter haben, und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend ...

Beide bisher zitierten (in ihrer politischen Zielsetzung durchaus unterschiedlichen) Zeugnisse der deutschen Nationalbewegung – jene von Friedrich von Gentz wie die von Johann Gottlieb Fichte – stammen aus den Jahren 1806 bis 1808, als die Herrschaft Napoleons noch ungebrochen war. Sie wurden daher – bei aller schon vorhandenen Deutlichkeit – entsprechend vorsichtig formuliert.

Die Befreiungskriege

Sehr viel weiter konnte man gehen, als die "Große Armee" Napoleons – ein Heer von 600000 Mann, das nur zu einem Drittel aus Franzosen bestand, im übrigen aus Preußen, Österreichern und Soldaten der anderen, zur Kriegsfolge verpflichteten europäischen Länder im französischen Hegemonialbereich (an die 30000 bei diesem Feldzug umgekommenen Bayern erinnert noch heute ein Obelisk auf dem Münchener Karolinenplatz) – in den Weiten Russlands vernichtet war und Napoleon den Nimbus der Unbesiegbarkeit verloren hatte. Nun brach sich der deutsche Nationalismus in seiner ganzen Schärfe Bahn, wie bei *Ernst Moritz Arndt* in einem Abschnitt Über den Volkshass 1813:

Jedes Volk hat seine Tugenden und Gebrechen, ja wie der Zustand der menschlichen Dinge ist, liegen gewisse Tugenden desselben sogar notwendig gewissen Mängeln ganz nahe. Aber es gibt Stufen und Grade, und ich schäme mich nicht, den Glauben zu bekennen, dass das deutsche Volk in der Weltgeschichte mehr bedeutet hat und mehr bedeuten wird als das französische ... Im allgemeinen ist die Frage töricht, welches Volk besser sei, weil die Vergleichen gewöhnlich einen lächerlichen Streit der Eitelkeit ergeben, so wie es töricht ist, wenn ich frage: ist die Eiche besser als der Dornstrauch, die Distel als der Rosenstrauch? Aber wie, wenn es den Disteln einfiel, sich mit den edlen Kindern des Rosenbusches vermählen zu wollen? Wie wenn wir der Rosenbusch wären und die Franzosen die Disteln? ... Ich will den Hass gegen die Franzosen, nicht bloß für diesen Krieg, ich will ihn für lange Zeit, ich will ihn für immer. Dann werden Deutschlands Grenzen auch ohne künstliche Wehren sicher sein, denn das Volk wird immer eine Vereinigungspunkt haben, sobald die unruhigen und räuberischen Nachbarn überlaufen wollen. Dieser Hass glühe als die Religion des deutschen Volkes, als ein heiliger Wahn in allen Herzen und erhalte uns immer in unsrer Treue, Redlichkeit und Tapferkeit.

Arndt war zu der Zeit, als er dies schrieb, nicht irgendwer, sondern immerhin Privatsekretär des Freiherrn vom und zum Stein. Dieser war nach dem Tilsiter Frieden 1807 zum preußischen Staatsminister berufen worden und hatte als Leiter der preußischen Politik sogleich mit der Durchführung der von ihm

bereits früher geplanten und in mehreren Denkschriften (z.B. "Nassauer Denkschrift" 1807) skizzierten Reformen begonnen, die einer "Revolution von oben" gleichkamen und eine größere Beteiligung der Bürger an den staatlichen Entscheidungen und Mitgestaltung des Staatslebens durch Selbstverwaltung auf der Ebene der Gemeinden, Kreise und Provinzen vorsahen, um die Verankerung des Staates im Volk zu festigen und die Staatsgewalt zu stärken. Doch schon im November 1808 war Stein wegen Widerstandsvorbereitungen gegen Napoleon wieder entlassen und von Napoleon geächtet worden, hatte sich schließlich, stets auf der Flucht, nach Stationen in Brunn, Troppau und Prag auf Veranlassung Zar Alexanders I. nach Russland begeben, von wo er seinen Kampf gegen Napoleon fortsetzen konnte. Von Russland aus und in russischem Auftrag auch kehrte er im Januar 1813 nach Königsberg zurück und rief die ostpreußischen Stände zur Erhebung gegen Napoleon auf, nachdem General Yorck, Befehlshaber des preußischen Hilfskorps im russischen Feldzug Napoleons, bereits im Dezember 1812 eigenmächtig einen Neutralitätsvertrag mit den Russen geschlossen hatte (Konvention von Taurroggen). Gemeinsam forderten Yorck und Stein die allgemeine Volksbewaffnung und beschlossen die Errichtung einer Landwehr.

Dieses Vorgehen der beiden bildete den Auftakt der preußischen Erhebung gegen Napoleon, markierte den Beginn der Befreiungskriege. Es war, nach Lage der Dinge, ein gewagtes Unternehmen, zu dem sich auf eigene Faust handelnde preußische General und der ins Exil getriebene und nun in Diensten einer fremden Macht stehende Politiker hier verbanden. Denn sie handelten gegen den Willen des schwankenden, unentschlossenen Königs, dem das alles viel zu kompliziert, unsicher und abenteuerlich erschien. Immerhin bewiesen Yorck und Stein zumindest ihre Courage. Und die Entwicklung gab ihnen recht. Eine Welle nationaler Begeisterung überrollte das Land, von der bald sogar der König mitgerissen wurde. Am 3. Februar rief er zur Bildung freiwilliger Jägerkorps auf, hob alle Befreiungen von der allgemeinen Wehrpflicht auf, schloss am 28. Februar ein Bündnis mit dem Zaren gegen Napoleon, erließ am 17. März – ganz auf der Linie der früheren Landwehrforderung Yorcks und Steins – ein Landwehrgesetz und appellierte noch am gleichen Tage an das Nationalgefühl der Preußen-deutschen, den Kampf gegen die Franzosen zu beginnen. In seinem Aufruf "An mein Volk!", der den ersten direkten Appell eines preußischen Königs an die Bevölkerung überhaupt darstellte, erklärte Friedrich Wilhelm III. am 17. März 1813 von Breslau aus, wohin er sich inzwischen begeben hatte, da Berlin immer noch von den Franzosen besetzt war:

Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde ... Aber welche Opfer auch vom einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen,

wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte, entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unseren Wohlstand; keinen anderen Ausweg gibt es als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag.

Die Entfachtung nationaler Leidenschaften, welche die Französische Revolution vor dem Untergang bewahrt und Frankreich zur europäischen Hegemonialmacht emporgehoben hatte, wurde jetzt gegen das Frankreich Napoleons gekehrt. Zwar siegte Napoleon noch einmal bei Grossgörschen und Bautzen. Doch in der Völkerschlacht bei Leipzig vom 16. bis 19. Oktober 1813 unterlag er der Koalition, der sich inzwischen außer Preußen und Russland auch Österreich und Schweden angeschlossen hatten und zu der England einen materiellen Beitrag leistete. Die napoleonische Herrschaft zerfiel; Bayern rückte von der französischen Vormacht ab, der Rheinbund löste sich auf. Napoleon selbst wurde mit dem Rest seiner Truppen zum Rückzug hinter den Rhein gezwungen. Und als er sich auch danach immer noch weigerte, Frieden zu schließen, marschierten die Koalitionsarmeen in Frankreich ein und besetzten schließlich im Frühjahr 1814 Paris. Der daraufhin am 30. Mai 1814 geschlossene Friede von Paris fiel für Frankreich erstaunlich milde aus. Die Sieger hielten sich an dem nunmehr besiegten Land, das bis zu den Befreiungskriegen nahezu ganz Europa beherrscht hatte, keineswegs schadlos, sondern billigten im wesentlichen die Wiederherstellung der französischen Grenzen von 1792. Sogar Napoleon wurde vornehm abgefunden. Nachdem er auf innerfranzösischen Druck bereits am 6. April der Krone entsagt hatte, erhielt er die Mittelmeerinsel Elba als Fürstentum, wo man dem damals vierundvierzigjährigen politischen Frührentner immerhin einen beschaulichen Lebensabend in angenehmer Umgebung am Rande des Weltgeschehens gestatten wollte.

Die französische Hegemonie über Europa war zu Ende. Der Nationalismus jedoch, der von der Französischen Revolution seinen Ausgang genommen hatte, blieb fortan ein ständiges – und in seiner Bedeutung zunehmendes – Element in der Geschichte des 19. Jahrhunderts. In Wien trafen sich nun die Staatsmänner Europas, um über eine möglichst dauerhafte politische Neuordnung des Kontinents zu beraten, der durch die Ereignisse seit 1789 aufgewühlt und in Unruhe versetzt worden war. Neue Ideen hatten die Bürger verstört, Überliefertes war plötzlich nicht mehr selbstverständlich. Das geistige und territorial-politische Chaos, das die Französische Revolution und Napoleons "Resolution in Reiterstiefeln" hinterlassen hatten, bedurfte sorgsamer und vernünftiger Regelung. Doch in welche Richtung sollte sie erfolgen? Sollte man die neuen Gedanken aus Frankreich gemäßigt weiterdenken und damit Europa neu beginnen? Oder sollte man sie als einen in die Irre führenden Nebenweg betrachten, hinter 1789 zurückgehen und das Alte restaurieren, um es in neuem

Glanz wiedererstrahlen zu lassen? Der Wiener Kongress von 1814/15 musste darüber Aufschluss geben.

Der Wiener Kongress

Als der Kongress 1814/15 in Wien tagte, schien es, als habe es die Französische Revolution, die doch die eigentliche Ursache dieses Zusammentreffens gewesen war, nie gegeben. Nur vorübergehend, von März bis Juni 1815, nach der *Rückkehr Napoleons aus seiner Verbannung nach Elba*, lag hundert Tage lang ein Schatten über dem politischen und gesellschaftlichen Ereignis in der österreichischen Hauptstadt. Man erinnerte sich wieder der Gefahren und Bedrohungen der vorangegangenen Jahre. Ansonsten war es eher beschwingt und festlich. "Das alte und fürstliche Europa" habe aufgeatmet, schrieb daher Heinrich von Treitschke über den Kongress: "Der große Plebejer war gefallen, zähmte Kraft selbst in einer alten Welt vermag ... Wie Würmer nach dem Regen krochen die kleinen Talente des Boudoirs und der Antichambres aus ihren Verstecken hervor und reckten sich behaglich aus. Die vornehme Welt war wieder ganz ungestört, ganz unter sich."

Wie es vor der Eröffnung des Kongresses in Wien aussah, schilderte dessen Generalsekretär, Friedrich von Gentz, in einem Brief vom 27. September 1814 an den Fürsten der Walachei, Caradja:

Die Stadt Wien bietet gegenwärtig einen überraschenden Anblick dar; alles was Europa an erlauchten Persönlichkeiten umfasst, ist hier in hervorragender Weise vertreten. Der Kaiser, die Kaiserin und die Großfürstinnen von Russland, der König von Preußen und mehrere Prinzen seines Hauses, der König von Dänemark, der König und der Kronprinz von Bayern, der König und der Kronprinz von *Württemberg*, der Herzog und die Prinzen der Fürstenhäuser von Mecklenburg, Sachsen-Weimar, Sachsen-Koburg, Hessen usw., die Hälfte der früheren Reichsfürsten und Reichsgrafen, endlich die Unzahl von Bevollmächtigten der großen und kleinen Mächte von Europa - dies alles erzeugt eine Bewegung und eine solche Verschiedenheit von Bildern und Interessen, dass nur die außerordentliche Epoche, in der wir leben, etwas Ähnliches hervorbringen konnte. Die politischen Angelegenheiten, welche der *Hintergrund* dieses Bildes sind, haben indessen noch keinen wirklichen Fortschritt gemacht ...

In den fünf oder sechs Konferenzen, die beim Fürsten Metternich abgehalten wurden und denen bloß Lord Castlereagh, der Staatskanzler Fürst Hardenberg, Graf Nesselrode und Herr von Humboldt beiwohnten, beschäftigte man sich ausschließlich mit der den Beratungen zu gebenden Form. Die vier verbündeten Mächte hatten unstreitig das Recht, bei dieser Erörterung die Initiative zu ergreifen. Der Kongress wäre niemals vorwärtsgekommen, wenn man schon im Beginne alle großen und kleinen Bevollmächtigten hätte versammeln wollen ...

Die förmliche Eröffnung der Verhandlungen soll am 1. Oktober stattfinden. Nach dem, was man bis jetzt über die den französischen Bevollmächtigten erteilten Verhaltensbefehle weiß, zielen dieselben ganz und gar auf die Feststellung eines dauerhaften Friedens und eines gerechten Gleichgewichts der Macht ab. Sie werden sich in sehr entschiedener Weise jedem Projekt der Vergrößerung oder Neuerung widersetzen, von welcher Macht ein solches auch ausgehen mag. Diesen Grundsatz werden sie besonders auf jene Pläne in Anwendung bringen, die Russland bezüglich Polens gefasst hatte; nicht minder werden sie, wie es scheint, die Absichten Preußens in betreff Sachsens bekämpfen. Es ist sehr wahrscheinlich, dass Frankreich und England in diesen beiden wichtigen Fragen mit Österreich Hand in Hand gehen werden.

Friedrich von Gentz sollte mit seinen Vermutungen recht behalten; zum Teil wurden seine negativen Erwartungen sogar noch übertroffen zumindest in der Form: Eine Gesamtsitzung aller Teilnehmer zum Beispiel hat nie stattgefunden. Und nennenswerte Vergrößerungen oder Neuerungen gingen von diesem Kongress tatsächlich nicht aus. Italien, Polen und Deutschland blieben zerstückelt; die Mächte, die schon im 18. Jahrhundert weithin die Geschicke Europas bestimmt hatten – England, Frankreich, Österreich, Preußen und Russland –, wurden in dieser Rolle bestätigt oder sogar noch gefestigt, wie Preußen. Frankreich wurde trotz seiner Niederlage geschont und behielt seine Großmachtposition. England stieg endgültig zur Weltmacht auf und sollte zudem künftig ausgleichend auf dem europäischen Kontinent wirken. Gegen Russland, dessen Grenzen durch die Bestätigung seiner Gewinne in Polen, Finnland und Bessarabien weiter nach Westen verschoben wurden, sollten das gestärkte Preußen, Österreich und das in seinem Gewicht erhaltene Frankreich eine Gegenkraft bilden.

Dennoch beinhaltete die Fixierung dieser im Kern bereits seit dem 18. Jahrhundert bestehenden Mächtekonstellation eine Leistung von geschichtlichem Rang. Gerade weil man auf dem Vorhandenen aufbaute, gelang es, die Beziehungen zwischen den Staaten so zu gewichten, dass eine Balance zwischen ihnen entstand, ja dass sich im Falle von Störungen die Balance sogar von selbst wiederherstellte oder doch wiederherstellen ließ. Schöpfer dieses am Gleichgewicht der Mächte und am Ausgleich ihrer Interessen orientierten Staatensystems war der österreichische Staatskanzler Klemens Fürst von Metternich.

Das Metternichsche System des europäischen Gleichgewichts

Dieses System eines europäischen Mächtegleichgewichts, in dem jedes Streben eines Staates nach Vorherrschaft durch Maßnahmen der anderen Staaten des "Europäischen Konzerts" so rechtzeitig unterlaufen werden sollte, dass das System insgesamt nicht in Gefahr geriet, hat die zwischenstaatlichen Beziehungen in Europa nahezu während des gesamten 19. Jahrhunderts geprägt und für jene *Stabilität* gesorgt, die Metternich seiner Konstruktion zu geben versucht hatte. Erst die ab etwa 1890 sich ausbreitende Übersteigerung des Nationalismus, das sich verschärfende Wettrüsten und der Kolonialismus, der sich nun zum gefährlich eskalierenden Imperialismus entwickelte, der die europäischen Mächte nicht mehr länger nur in Europa, sondern auch in weiten Teilen der übrigen Welt miteinander konkurrieren ließ – also nicht mehr krisenentschärfend, sondern krisenverschärfend wirkte (und damit ein wichtiges Ventil schloss, durch das bis dahin Aggressionen hatten abgeleitet werden können) –, höhlt dieses System aus und bewirkten schließlich 1914 seinen Zusammenbruch. Sie beseitigten die *Solidarität* der Monarchien, die neben den Grundsätzen der *Restauration* und der *Legitimität* seine Voraussetzung und ein Eckpfeiler des Metternichschen Systems gewesen war.

Was war damit gemeint? Wie Metternich für Österreich, so waren sich auch die Vertreter der anderen Großmächte – Hardenberg für Preußen, Castlereagh für England, Talleyrand für Frankreich und Nesselrode für Russland – in Wien einig, dass die alte Ordnung in Europa wiederhergestellt werden müsse ("Restauration"), dass die Herrschaft auf dem monarchischen Prinzip, also dem Gottesgnadentum, oder mindestens einer allmählich gewachsenen und damit historisch begründeten Form der Rechtfertigung – wie in England – beruhen sollte ("Legitimität"), und dass die legitimen Monarchien bei der Abwehr revolutionärer Bestrebungen zusammenzustehen hätten ("Solidarität"). Metternich war sich zwar darüber im klaren, dass eine solche Politik dem Zeitgeist der geschichtlichen Entwicklung zuwiderlief; er fühlte, wie er selbst sagte, "dass das alte Europa am Anfang seines Endes ist". Aber da das neue Europa noch im Werden sei, und da es zwischen Ende und Anfang ein Chaos geben werde, müsse man, meinte Metternich, dem drohenden Chaos so lange wie möglich entgegenwirken, indem man die nationalstaatliche Gliederung, die Emanzipation und politische Mitbestimmung des liberalen Bürgertums und die Ausrichtung der Herrschaftsordnungen nach parlamentarisch-demokratischen Grundsätzen bekämpfte.

In einer Instruktion für den österreichischen Gesandten in der Schweiz, Baron von Binder, beschrieb Metternich später, unter dein Datum des 9. Juni 1826, diese von ihm vertretene Politik und begründete sie wie folgt:

Das erste Ziel der Bemühungen unserer Regierung und aller seit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Europas mit ihr verbündeten

Regierungen ist die Aufrechterhaltung der gesetzlichen Ordnung, die das glückliche Ergebnis dieser Wiederherstellung ist; eines Zustandes der Ruhe, der allen die Früchte eines so teuer erkaufte Friedens sichert und dadurch allein die für die Zukunft gesäten Keime des Guten fruchtbar zu machen vermag. Seit einigen Jahren sehen wir zu unserer Genugtuung, wie mehrere der Regierungen, die am spätesten die Notwendigkeit der zur Erreichung dieses Zieles geeigneten Maßnahmen einsahen, sich endlich zu der Überzeugung durchdrangen, dass die Unterdrückung des noch bestehenden Übels die erste und unerlässlichste Vorbedingung dafür ist. Dieses Übel, man kann es nicht verhehlen, hat gerade seit der allgemeinen Befriedung erschreckende Fortschritte gemacht. Es ist allumfassend in seiner unheilvollen Betätigung, es äußert sich in allen möglichen Formen, in fast allen Ländern. Da es in seiner destruktiven Betätigung allumfassend ist, kann es nur durch einen allumfassenden Widerstand bekämpft und besiegt werden. Dieses Übel ist der revolutionäre Geist, geboren aus jener ordnungswidrigen Unruhe, welche die Umwälzungen der Epoche der heutigen Generation aufgeprägt haben, gespeist durch begehrlische Leidenschaften und tiefe Entsittlichung der einen, begrüßt durch den Fanatismus der anderen. Systematisch in ihren Plänen, streng folgerichtig in ihrem lichtscheuen Treiben finden die Führer dieser gottlosen Sekte, die sich zum Umsturz der Altäre und Throne zusammenschloss, von einem Ende Europas zum ändern Verbündete für die Durchführung ihrer verbrecherischen Unternehmungen, überall da, wo dieselben Leidenschaften, dieselben sozialen Verhältnisse in gleicher Weise auf die Geister sich auswirken. Wo sie im Augenblick ihre Brandfackel noch nicht schleudern können, bauen sie ihre Batterien für die Zukunft auf; durch Unglauben und Freigeisterei korrumpieren sie die Gesinnung einer irregeleiteten Jugend, um ihr im günstigen Augenblick die Waffen in die Hand zu drückend Durch räumliche Entfernungen, durch Unterschiede in Lebensgewohnheiten und Sprache lässt sich ihre verbrecherische Kühnheit nicht beirren; und es fehlte wenig daran, so sah die bestürzte Welt in Russland eine Revolution ausbrechen, in getreuer Nachahmung jener Umwälzungen, deren unheilvolles Ergebnis in Italien und Spanien diese beiden Halbinseln an den Rand des Abgrundes gebracht hat. Es ist Zeit, dass alle Regierungen Europas, welches auch immer ihre Verfassungsform sein mag, zu der Einsicht gelangen, dass isolierte Maßnahmen der Schwere des Übels nicht mehr gewachsen sind; dass es um ihrer aller gemeinsame Sache geht; dass sie handeln müssen, im gleichen Geist und durch gemeinsame Maßnahmen gegen ein Übel, das sie alle in gleicher Weise bedroht, und dass die Notwendigkeit ihrer Selbsterhaltung ihnen die Pflicht auferlegt, einander aus freien Stücken zu helfen, um eine destruktive Kraft auszutilgen, welche das Schicksal der Staaten in Frage stellt, die Jahrhunderte voller Kriege und politischer Stürme unerschüttert überstanden haben.

RESTAURATION UND REVOLUTION

8. Juni 1815	Deutsche Bundesakte
26. Sept. 1815	Heilige Allianz
5. Sept. 1816	Eröffnung des Bundestages in Frankfurt am Main
18./19. Okt. 1817	Wartburgfest
1818	konstitutionelle Verfassungen in Bayern und Baden
18. Okt. 1818	Gründung der Deutschen Burschenschaft in Jena
23. März 1819	Ermordung Kotzebues in Mannheim
20. Sept. 1819	Karlsbader Beschlüsse
8. Juli 1820	Wiener Schlussakte
1830/31	Unruhen im Gefolge der französischen Julirevolution
27.-30. Mai 1832	Hambacher Fest
28. Juni 1832	Sechs Artikel (Bundesbeschluss gegen die liberale Opposition)
3. April 1833	Frankfurter Wachensturm
1834	Deutscher Zollverein
12. Juni 1834	Sechzig Artikel (Bundesbeschluss mit weiteren Rechts-Beschränkungen)
1835-1848	Kaiser Ferdinand I. von Österreich
7. Dez. 1835	Jungfernfahrt der 1. Deutschen Eisenbahn (Nürnberg-Fürth)
1840-1861	König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen
1844	Weberaufstand in Schlesien
Febr. 1848	Kommunistisches Manifest
13. März 1848	Beginn der Märzrevolution in Wien (Flucht Metternichs)
18. März 1848	Beginn der Märzrevolution in Berlin
20. März 1848	Abdankung König Ludwigs I. von Bayern
31.03.-3.04. 1848	Vorparlament in Frankfurt am Main
April 1848	1. republikanischer Aufstand in Baden (Hecker, Struve, Herwegh)
April-Aug. 1848	1. Deutsch-Dänischer Krieg
15. Mai 1848	2. Aufstand in Wien (gesamtösterreichischer Reichstag erzwungen)
18. Mai 1848	Zusammentritt der Frankfurter Nationalversammlung
19. Mai 1848	Heinrich von Gagern Präsident der Nationalversammlung
16. Juni 1848	Pfingstaufstand in Prag
29. Juni 1848	Erzherzog Johann von Österreich Reichsverweser
26. Aug. 1848	preußisch-dänischer Waffenstillstand von Malmö
18. Sept. 1848	Aufstand in Frankfurt am Main

21.-25.Sept. 1848	2. republikanischer Aufstand in Baden
6.-31. Okt. 1848	3. Aufstand in Wien
9. Nov. 1848	Erschießung Robert Blums
2. Dez. 1848	Abdankung Kaiser Ferdinands I.
1848-1918	Kaiser Franz Joseph I.
5. Dez. 1848	Verkündung der "oktroierten Verfassung" in Preußen
27. Dez. 1848	Verabschiedung der Grundrechte
28. März 1849	Verabschiedung der Reichsverfassung
3./28. April 1849	Ablehnung der Kaiserkrone durch Friedrich Wilhelm IV.
April/Mai 1849	Aufstände für die Durchsetzung der Reichsverfassung (u. a. in Dresden)
12.-16. Mai 1849	3. republikanischer Aufstand in Baden
26. Mai 1849	Dreikönigsbündnis zwischen Preußen, Hannover und Sachsen
30. Mai 1849	preußisches Wahlgesetz (Dreiklassenwahlrecht)
6.-18. Juni 1849	Rumpfparlament in Stuttgart
10. Dez. 1849	Rücktritt des Reichsverwesers Erzherzog Johann

Die 35 Jahre vom Wiener Kongress bis zum Scheitern der Revolution von 1848/49 werden im allgemeinen das Zeitalter der Restauration und Revolution genannt. Damit sind die beiden entgegengesetzten, miteinander ringenden Hauptströmungen der Zeit bezeichnet, die die Geschichte dieser Jahre ganz wesentlich bestimmt haben. Auch sonst ist diese Zeit eine Epoche der Gegensätze, eine Zeit des Umbruchs auf zahlreichen Gebieten, in der Altes noch Bestand hat, aber Neues daneben sich immer stärker ausbildet. Es ist die Zeit der Idylle, und es ist auch die Zeit der Verdächtigungen und Verfolgungen, der Verhaftungen und Verurteilungen. Es ist die Zeit des behaglich-privaten Lebens im kleinbürgerlichen Milieu des "Biedermeier", und es ist zugleich die Zeit, in der immer mehr Menschen politisches Bewusstsein entwickeln und von den Herrschenden die Teilhabe an der Macht fordern. Es ist noch die Zeit der Postkutschen und doch schon die der Eisenbahnen mit der ersten Bauphase eines sich schnell ausweitenden Schienennetzes: Die kommende industrielle Revolution kündigt sich bereits an. Am Beginn dieser Epoche steht das Werk des Wiener Kongresses, steht die wiederhergestellte ("restaurierte") europäische Ordnung nach Beseitigung der durch die Französische Revolution und die Napoleonische Herrschaft verursachten Veränderungen. Es ist, soweit es Mittel- und Osteuropa betrifft, vornehmlich ein Werk der Monarchen - des russischen Zaren, des österreichischen Kaisers und des preußischen Königs - und ihrer Berater mit dem österreichischen Außenminister Fürst Metternich an der Spitze. In der von ihnen beschlossenen "Heiligen Allianz" verpflichteten sich die drei Herrscher feierlich, diese Ordnung zu garantieren und streng darüber zu

wachen, dass künftig keine der mit der Französischen Revolution freigesetzten Kräfte erneut die Völker in Unruhe versetzen und die erreichte Friedensordnung in Frage stellen könne. Nicht wiederhergestellt wurde das alte, 1806 aufgelöste "Heilige Römische Reich deutscher Nation". Statt dessen entstand auf deutschem Boden aus den noch existierenden oder wiederhergestellten 35 deutschen souveränen Fürstenstaaten und den letzten vier freien Reichsstädten ein loser Staatenbund, der lediglich durch die ständig in Frankfurt am Main tagende Gesandtenkonferenz zusammengehalten wurde. Das aber ist nicht das von den Dichtern der Freiheitskriege besungene deutsche Vaterland, für das die Freiwilligen von 1813 in den Kampf gegen Napoleon gezogen waren. Enttäuschung und Verbitterung bewegt die heimkehrenden Soldaten, vor allem die in die Hörsäle zurückgekehrten Studenten. Mit der Gründung der alle bisherigen Landsmannschaften einbeziehenden Burschenschaft geben die Studenten zu erkennen, dass sie dieses künstliche Gebilde nicht akzeptieren, dass sie vielmehr mit ihrem Bund das kommende, das wirkliche geeinte deutsche Vaterland vorwegnehmen wollen. Die nationale Bewegung, gepaart mit der liberalen in der Forderung nach einer Verfassung, die die Freiheitsrechte des einzelnen und die Mitwirkung des Volkes am politischen Geschehen festschreibt, breitet sich rasch aus. Sie ist auch durch Verbote und Verfolgungen nicht mehr aufzuhalten. Diese nationale Bewegung ist keine auf Deutschland beschränkte Erscheinung, sie erfasst gleichzeitig nahezu ganz Kontinentaleuropa. Überall erheben sich jetzt die unterdrückten Völker zum Freiheitskampf, Polen und Ungarn, Griechen und Italiener, Tschechen und Kroaten. Die deutschen Freiheitskämpfer solidarisieren sich mit diesen Völkern. Der Polizeistaat bringt den Ruf nach Einheit und Freiheit nicht zum Schweigen. Im Februar 1848 springt der Funke der Revolution von Frankreich auf Deutschland über und führt im März in fast allen deutschen Staaten, auch in Berlin und Wien, zu spontanen Erhebungen des Volkes, vor denen die alten Gewalten überall zurückweichen. Es kommt zur Einrichtung liberaler Ministerien und zu Zugeständnissen an die Revolutionäre, deren Führer noch weitgehend der bürgerlichen Oberschicht angehören. Metternich, der verhasste Exponent der Restaurationspolitik, muss zurücktreten. Alle Staaten stimmen schließlich der Durchführung allgemeiner und gleicher Wahlen und dem Zusammentritt einer Nationalversammlung in Frankfurt am Main zu. Mit Böllerschüssen und Glockengeläut wird der Einzug der gewählten Volksvertreter in die Paulskirche gefeiert, eine neue Zeit scheint für die Deutschen angebrochen zu sein.

Aber während noch die Abgeordneten dieses „Honoratioren“-Parlaments in der Paulskirche über die Verfassung des neuen Deutschland beraten und sich lange und leidenschaftlich über die Form und die Ausmaße des künftigen Reiches streiten, wird schnell erkennbar, dass die Fürsten der Einzelstaaten nicht gewillt sind. Macht an die Nationalversammlung und die sogenannte Reichsregierung

in Frankfurt abzugeben. Vor allem die beiden Großmächte Österreich und Preußen gewinnen nach dem ersten Schock im März 1848 rasch ihr Machtbewusstsein zurück und betreiben wieder Politik, ohne die Nationalversammlung in Frankfurt miteinzubeziehen. Als schließlich der preußische König die ihm von den Parlamentariern angetragene Krone des "Kaisers der Deutschen" brüsk zurückweist, ist die Nationalversammlung am Ende. Die National-Konservativen und die Liberal-Gemäßigten resignieren, ja, sie nehmen jetzt sogar aus Furcht vor der Radikalisierung der Revolution Verbindung zu den alten Mächten auf.

Die linksdemokratischen Abgeordneten allein bemühen sich, mit der Verlegung des Rumpfparlamentes nach Stuttgart die Verfassungsarbeit neu zu beleben und die Revolution doch noch zu vollenden, indem sie die Abschaffung der Monarchien fordern. Die von ihnen geförderten Aufstände radikaler Kräfte in Baden, in der Pfalz und in Sachsen aber werden mit Hilfe preußischer Truppen rasch niedergeschlagen. Die Reaktion hat gesiegt, die Aufbruchsstimmung der Frühjahrsmonate des Jahres 1848 ist verflogen. Der Versuch, ein neues Deutschland, eine parlamentarische Monarchie zu errichten und die bisher souveränen Einzelstaaten zu bewegen, in diesem neuen Reich sich mit der ihnen in der Verfassung zugewiesenen Rolle im "Staatenhaus" zufrieden zu geben, ist gescheitert. Aber dennoch wird der alte Zustand vor der Revolution nirgends wiederhergestellt. Auch in Preußen und in Österreich werden jetzt Verfassungen eingeführt, die allerdings die Monarchen "von oben" und ohne Mitwirkung der Völker erlassen. Die Epoche ist damit beendet, aber am Horizont kündigen sich bereits neue Verwicklungen an. Mit der Industrialisierung, die in den nächsten Jahren und Jahrzehnten die Ausmaße einer industriellen Revolution mit vielen negativen Begleiterscheinungen annehmen wird, tritt nun zunehmend die soziale Frage in den Vordergrund. Neben die Kräfte des Nationalismus und des Liberalismus, die die geschichtliche Entwicklung vom Beginn des Jahrhunderts an wesentlich geprägt haben, tritt nun der Sozialismus und meldet seine Ansprüche an. Er wird sogleich internationale Dimensionen annehmen. Das am Vorabend der Revolution von 1848 von Marx und Engels verkündete "Kommunistische Manifest" hat den Kampfruf des Sozialismus zuerst ausgesprochen: "Proletarier aller Länder, vereinigt Euch!" In der 48er Revolution noch kaum beachtet, wird dieser Ruf bis weit in das 20. Jahrhundert hinein nicht mehr verstummen und die Welt in Atem halten.

Die Heilige Allianz

Ein bedeutendes Instrument dieser von Metternich und seinen europäischen Bundesgenossen vertretenen Politik der Restauration war die auf Initiative Zar Alexanders I. am 26. September 1815 geschlossene Heilige Allianz zwischen Österreich, Preußen und Russland. In ihr kamen die Monarchen der drei Länder überein, sich in christlicher Brüderlichkeit "als Landsleute" anzusehen, "als Glieder der einen christlichen Nation", gar als "drei Zweige einer und derselben Familie" zu betrachten und sich "bei jeder Gelegenheit Hilfe und Beistand" zu leisten, wie es in der Gründungsurkunde dieser Allianz vom 26. September (dem 14. September nach alter russischer Zählung) 1815 heißt:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Ihre Majestäten der Kaiser von Österreich, der König von Preußen und der Kaiser von Russland haben infolge der großen Ereignisse der letzten Jahre und insbesondere der Wohltaten, welche die göttliche Vorsehung den Staaten erwiesen hat, die ihr Vertrauen und ihre Hoffnung allein auf sie setzten, die innige Überzeugung von der Notwendigkeit gewonnen, ihre gegenseitigen Beziehungen auf die erhabenen Wahrheiten zu gründen, welche uns die Religion des göttlichen Heilandes lehrt. Sie erklären feierlich, dass der gegenwärtige Akt nur den Zweck hat, im Angesicht der ganzen Welt ihren unerschütterlichen Beschluss zu bekunden, zur Richtschnur ihres Verhaltens im Innern ihrer Staaten wie nach außen nur die Vorschriften dieser heiligen Religion, die Vorschriften der Gerechtigkeit, Liebe und Friedseligkeit zu nehmen, welche weit entfernt nur für das Privatleben bestimmt zu sein, im Gegenteil besonders die Entschlüsse der Fürsten beeinflussen und alle ihre Pläne bewahren müssen, nur ein Mittel zu sein zur Befestigung der menschlichen Einrichtung und zur Heilung ihrer Unvollkommenheiten. Infolgedessen haben Ihre Majestäten sich über folgende Artikel geeinigt:

Art. I. In Gemäßheit der Worte der Heiligen Schrift, welche allen Menschen befiehlt, sich als Brüder zu betrachten, werden die drei Monarchen vereinigt bleiben durch die Bande einer wahren und unauslöschlichen Brüderlichkeit, sich als Landsleute ansehen, und sich bei jeder Gelegenheit Hilfe und Beistand leisten; sie werden sich ihren Untertanen und Armeen gegenüber als Familienväter betrachten und dieselben im Geiste der Brüderlichkeit lenken, um Religion, Frieden und Gerechtigkeit zu schützen.

Art. II. Infolgedessen soll als der einzige Grundsatz, sei es zwischen den genannten Regierungen, sei es zwischen ihren Untertanen, gelten, sich gegenseitige Dienste zu erweisen, durch ein unveränderliches Wohlwollen die Zuneigung zu bezeugen, zu der sie sich verpflichtet haben, sich nur als Glieder der einen christlichen Nation zu betrachten. Die drei verbündeten Fürsten sehen sich nur an als die Bevollmächtigten der Vorsehung, um drei Zweige einer und derselben Familie zu regieren: Österreich, Preußen und Russland, damit

bekennend, dass die christliche Nation, zu der sie und ihre Völker gehören, in Wahrheit keinen ändern Souverän hat als den, dem allein die Macht gehört, weil in ihm allein alle Schätze der Liebe, der Erkenntnis und der unbegrenzten Weisheit liegen, d.h. Gott, unsern göttlichen Erlöser Jesus Christus, das Wort des Höchsten, das Won des Lebens. Ihre Majestäten empfehlen daher ihren Völkern mit der pünktlichsten Sorgfalt als das einzige Mittel dieses Friedens teilhaftig zu werden, welcher aus dem guten Gewissen entspringt und allein von Dauer ist, sich täglich mehr zu befestigen in den Grundsätzen und der Erfüllung die Menschen gelehrt hat.

Art. III. Alle Mächte, welche sich feierlich zu diesen heiligen Grundsätzen bekennen wollen und erkennen, von welchem Einfluss es auf das Glück der so lange beunruhigten Nationen ist, dass diese Wahrheiten fortan ihren ganzen gebührenden Einfluss auf die menschlichen Geschicke ausüben, werden mit großer Freude in diese Heilige Allianz aufgenommen werden.

Paris im Jahre der Gnade 1815,

den 14./26. September.

Franz – Friedrich Wilhelm – Alexander

Das war alles andere als klar formuliert. Die religiös-humanitäre, gefühlsselige Verschwommenheit des Dokuments war daher auch ein Grund für England, die Allianz abzulehnen, ihr erst recht nicht, wie die anderen europäischen Länder mit Ausnahme des Papstes und der Türkei, beizutreten (abgesehen vom Prinzregenten, der sich zu einem Alleingang entschloss und die Urkunde als Einzelperson unterzeichnete). Sie passte an sich auch nicht zu der realpolitischen Vernünftigkeit, die Metternich bei der Konstruktion seines Systems des europäischen Gleichgewichts aufgebracht hatte, sondern trug ganz die Handschrift Alexanders. Ja, sie mochte sogar das Prinzip der nüchternen Balance-Politik stören. Doch der Inhalt der Heiligen Allianz – die Zusammenschließung der alten Monarchien auf christlicher Grundlage – entsprach so sehr den Metternichschen Ordnungs- und Staatsvorstellungen, dass man die Gründungsurkunde der Allianz als "Manifest der europäischen Restauration" bezeichnen kann, die mit dem Namen Metternichs untrennbar verbunden ist.

Der Deutsche Bund

Von "Deutschland" war darin wiederum nicht die Rede. Schon vor dem Wiener Kongress hatte sich der national gesinnte preußische General Graf Neidhardt von Gneisenau in einem Brief an Ernst Moritz Arndt vom 28. August 1814 pessimistisch über die Aussichten Deutschlands dort geäußert: Gern werde er mit nach Wien gehen, wenn er hoffen dürfte, dass seine Stimme dort gehört werde. Aber er würde dort nicht durchdringen, würde von den fremden und selbst von den eigenen Diplomaten nicht gehört werden. Österreich sei gleichgültig gegen die deutschen Angelegenheiten und richte seine Erwerbungspläne nur gegen Italien und sein Misstrauen gegen Russland; Russland trachte ganz Polen zu vereinigen und als Nebenreich sich anzueignen, dabei aber Österreichs Vergrößerung zu verhindern und die von Preußen nur zu dulden; und England schließlich Sorge nur für die Festigung des neuen niederländischen Staates und würde gern von Deutschland mehr abreißen, um die neue Schöpfung zu verstärken. Wer solle sich da noch um Deutschlands Wohl kümmern?

Gneisenaus Skepsis war berechtigt. Zwar wurde am 8. Juni 1815 durch die Bevollmächtigten der deutschen Könige, Fürsten und Städte die *Deutsche Bundesakte* unterzeichnet. Aber die von vielen erhoffte Verwirklichung der deutschen Einheit wurde damit nicht erreicht; das alte Deutsche Reich wurde nicht wiederhergestellt. Der *Deutsche Bund* war nicht mehr als ein loser Staatenbund ohne gemeinsames Oberhaupt bzw. Bundesexekutive, ohne gesetzgebende Versammlung, ohne Gerichtshöfe und ohne eine gemeinsame innere Verfassung, lediglich schwach verbunden mit dem Ziel der "Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten", wie es in der Akte von 1815 hieß:

Art. 1. Die souveränen Fürsten und freien Städte Deutschlands, mit Einschluss I.I.M.M. des Kaisers von Österreich und der Könige von Preußen, von Dänemark und der Niederlande; und zwar der Kaiser von Österreich, der König von Preußen, beide für ihre gesamten vormals zum Deutschen Reiche gehörigen Besitzungen; der König von Dänemark für Holstein, der König der Niederlande für das Großherzogtum Luxemburg, vereinigen sich zu einem beständigen Bunde, welcher der Deutsche Bund heißen soll.

Art. 2. Der Zweck desselben ist: Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands und der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit der einzelnen deutschen Staaten.

Art. 3. Alle Bundesglieder haben als solche gleiche Rechte; sie verpflichten sich alle gleichmäßig, die Bundesakte unverbrüchlich zu halten.

Art. 4. Die Angelegenheiten des Bundes werden durch eine Bundesversammlung besorgt, in welcher alle Glieder desselben durch ihre Bevollmächtigten teils einzelne, teils Gesamtstimmen ... führen ...

Art. 5. Österreich hat bei der Bundesversammlung den Vorsitz ...

Art. 9. Die Bundesversammlung hat ihren Sitz zu Frankfurt am Main ...

Art. 11. Alle Mitglieder des Bundes versprechen, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen, und garantieren sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen.

Bei einmal erklärtem Bundeskrieg darf kein Mitglied einseitige Unterhandlungen mit dem Feinde eingehen, noch einseitig Waffenstillstand oder Frieden schließen.

Die Bundesglieder behalten zwar das Recht der Bündnisse aller Art, verpflichten sich jedoch, in keine Verbindungen einzugehen, welche gegen die Sicherheit des Bundes oder einzelner Bundesstaaten gerichtet wären.

Die Bundesglieder machen sich ebenfalls verbindlich, einander unter keinerlei Vorwand zu bekriegen, noch ihre Streitigkeiten mit Gewalt zu verfolgen, sondern sie bei der Bundesversammlung anzubringen ...

Art. 13. In allen Bundesstaaten wird eine landständische Verfassung stattfinden.

Das einzige Organ des Bundes war also die Bundesversammlung mit Sitz in Frankfurt am Main, in der Österreich den Vorsitz führte – ganz im Sinne Metternichs, der so von Wien aus die Politik des Bundes kontrollieren konnte. Das war auch nötig, wie er fand, damit der Deutsche Bund nicht überraschend zu einem nationalstaatlichen Zusammenschluss Deutschlands und einer weiteren Aufwertung des Nationalgedankens führte, der für den Vielvölkerstaat Österreich-Ungarn eine große Gefahr darstellte – ihn ja sogar leicht sprengen konnte, wie jedermann sah (und wie es 1918 schließlich geschah). Außerdem befand sich Metternich den Rheinbundfürsten gegenüber im Wort, denen er bereits 1813 Besitzstand und Souveränität garantiert hatte.

Der preußische Minister Reichsfreiherr Karl vom und zum Stein kommentierte angesichts dieser Situation – mit deutlichem Blick auf Österreich – in einer Denkschrift vom 24. Juni 1815 die Bundesakte mit den Worten, „von einer so fehlerhaften Verfassung“ lasse sich „nur ein sehr schwacher Einfluss auf das öffentliche Glück Deutschlands erwarten“, und man müsse „hoffen, dass die despotischen Grundsätze, von denen mehrere Kabinette sich noch nicht losmachen können, nach und nach durch die öffentliche Meinung, die Freiheit der Presse und das Beispiel zerstört werden, welches mehrere Fürsten, besonders Preußen, geben zu wollen scheinen, indem sie ihren Untertanen eine weise und wohlthätige Verfassung erteilen.“

Stein deutete in seiner Denkschrift also bereits die kommenden Probleme innerhalb des Bundes an: die staatsinternen Konflikte, die sich aus den Forderungen nach mehr Freiheit und verfassungsmäßig garantierten Rechten ergaben, und den Dualismus zwischen Österreich und Preußen. Tatsächlich hingen Erfolg und Blockierung der Politik des Deutschen Bundes künftig weitgehend vom Verhalten der beiden deutschen Großmächte ab.

In der Wiener Schlussakte vom 15. Mai 1820, welche die Bundesakte von 1815 ergänzte und mit der Kodifizierung des Bundesrechts der Verfassung des Deutschen Bundes die endgültige Form gab, wurden die Bestimmungen der Bundesakte noch einmal eingehend interpretiert und erläutert:

Art. 1. Der deutsche Bund ist ein völkerrechtlicher Verein der deutschen souveränen Fürsten und Freien Städte, zur Bewahrung der Unabhängigkeit und Unverletzbarkeit ihrer im Bunde begriffenen Staaten und zur Erhaltung der inneren und äußeren Sicherheit Deutschlands.

Art. 2. Dieser Verein besteht in seinem Inneren als eine Gemeinschaft selbständiger unter sich unabhängiger Staaten, mit wechselseitigen gleichen Vertragsrechten und Vertragsobligationen, in seinen äußeren Verhältnissen aber als eine in politischer Einheit verbundene Gesamtmacht ...

Art. 5. Der Bund ist als ein unauflöslicher Verein gegründet, und es kann daher der Austritt aus diesem Verein keinem Mitgliede desselben freistehen ...

Art. 35. Der Bund hat als Gesamtmacht das Recht, Krieg, Frieden, Bündnisse und andere Verträge zu beschließen ...

Art. 36. Da in dem elften Artikel der Bundesakte alle Mitglieder des Bundes sich verbindlich gemacht haben, sowohl ganz Deutschland als jeden einzelnen Bundesstaat gegen jeden Angriff in Schutz zu nehmen und sich gegenseitig ihre sämtlichen unter dem Bunde begriffenen Besitzungen zu garantieren, so kann kein einzelner Bundesstaat von Auswärtigen verletzt werden, ohne dass die Verletzung zugleich und in demselben Masse die Gesamtheit des Bundes treffe ...

Art. 46. Beginnt ein Bundesstaat, der zugleich außerhalb des Bundesgebietes Besitzungen hat, in seiner Eigenschaft als europäische Macht einen Krieg, so bleibt ein solcher, die Verhältnisse und Verpflichtungen des Bundes nicht berührender Krieg dem Bunde ganz fremd ...

Art. 53. Die durch die Bundesakte den einzelnen Bundesstaaten garantierte Unabhängigkeit schließt zwar im allgemeinen jede Einwirkung des Bundes in die innere Staatseinrichtung und Staatsverwaltung aus. Da aber die Bundesglieder sich in dem zweiten Abschnitt der Bundesakte über einige besondere Bestimmungen vereinigt haben, welche sich teils auf Gewährleistung zugesicherter Rechte, teils auf bestimmte Verhältnisse der Untertanen beziehen, so liegt der Bundesversammlung ob, die Erfüllung der durch diese Bestimmungen übernommenen Verbindlichkeiten ... zu bewirken. – Die Anwendung der in Gemäßheit dieser Verbindlichkeit getroffenen allgemeinen

Anordnungen auf die einzelnen Fälle bleibt jedoch den Regierungen allein überlassen ...

Art. 57. Da der deutsche Bund, mit Ausnahme der Freien Städte, aus souveränen Fürsten besteht, so muss, dem hierdurch gegebenen Grundbegriffe zufolge, die gesamte Staatsgewalt in dem Oberhaupt des Staates vereinigt bleiben, und der Souverän kann durch eine ständische Verfassung nur in der Ausübung bestimmter Rechte an die Mitwirkung der Stände gebunden werden

...

Art. 59. Wo die Öffentlichkeit landständischer Verhandlungen durch die Verfassung gestattet ist, muss durch die Geschäftsordnung dafür gesorgt werden, dass die gesetzlichen Grenzen der freien Äußerung weder bei den Verhandlungen selbst noch bei deren Bekanntmachung durch den Druck auf eine die Ruhe des einzelnen Bundesstaates oder des gesamten Deutschlands gefährdende Weise überschritten werden.

Der Deutsche Bund war demnach in seiner Bedeutung im wesentlichen auf auswärtige Angelegenheiten beschränkt, vor allem auf eine gemeinsame Verteidigungspolitik. Die innere Entwicklung wurde den Staaten weitgehend selbst überlassen – von einigen “besonderen Bestimmungen” abgesehen, in denen es ein Interventionsrecht der Bundesversammlung gab, um “die Erfüllung der durch diese Bestimmungen übernommenen Verbindlichkeiten ... zu bewirken.” Allerdings wurde dieses Interventionsrecht in Artikel 53 der Wiener Schlussakte wieder eingeschränkt, indem die “Anwendung der in Gemäßheit dieser Verbindlichkeit getroffenen allgemeinen Anordnungen auf die einzelnen Fälle” den Regierungen allein überlassen blieb. Die Bundesversammlung selbst konnte also nicht tätig werden; die konkrete Ausgestaltung der Politik im Bund hin weiterhin vom Willen der Einzelstaaten ab.

Aber immerhin: Es gab nun ein solches Interventionsrecht. Und es gab die Verpflichtung, in den Staaten landständische Verfassungen zu erlassen, womit zumindest ein wichtiger Diskussionsprozess in Gang gesetzt wurde. Das waren zweifellos Fortschritte. Die Vereinigung Deutschlands jedoch, die in den Befreiungskriegen gegen Napoleon bereits zum Greifen nahe schien, war damit ebensowenig erreicht wie die Liberalisierung der politischen Verhältnisse in Deutschland. Insofern bedeutete der Wiener Kongress für viele “Freisinnige” damals eine große Enttäuschung.

“Die Nation ist betrogen!” notierte deshalb Gerd Eilers, von 1813 bis 1817 Hauslehrer in der Familie des Frankfurter Kaufmanns Friedrich Schmidt, später in seinen Memoiren, seiner *Wanderung durchs Leben* in sechs Bänden, und führte dazu aus:

Fast alle Staatsmänner und Offiziere höherer wissenschaftlicher und politischer Bildung, mit denen ich in Frankfurt und später in Bremen und in der Rheinprovinz verkehrte, erblickten die nächsten Ursachen der stets

zunehmenden Unzufriedenheit des Volkes mit den Regierungen darin, dass man die Jugend erst für die Befreiung Deutschlands und seiner Fürsten aus schmachvoller Knechtschaft begeistert und ins Feld geführt, dann aber, nachdem das Werk in nie gesehener Einigkeit einer allgemeinen patriotischen Erhebung mit Strömen unschuldigen Bluts vollbracht worden und das ganze deutsche Volk mit geheiligtem Rechte eine neue einheitliche Einrichtung der staatsbürgerlichen Lebensverhältnisse erwarten durfte, der Wiener Fürstenkongress nur zu deutlich die Tendenz verriet, jene dynastischen und hierarchischen Zustände zurückzuführen, die ein halbes Jahrhundert hindurch vor den Freiheitskriegen von der großen Mehrheit des deutschen Volks verabscheut und verhöhnt worden waren ... Die mit mir gleichaltrigen Zeitgenossen werden sich noch erinnern, dass schon damals durch Deutschland die Wehklage erscholl: "Die Nation ist betrogen!" Hier liegt, sagten die freisinnigen Staatsmänner meiner Bekanntschaft einstimmig, die stets fortsprudelnde Quelle allen Unheils, welches seit den Freiheitskriegen über Deutschland gekommen ist und noch kommen wird, bis die Zeit zu einer völligen Verwandlung der heillosen Vielheit und Zerrissenheit in eine nationale Einheit reif ist.

Diese Stimmung war damals, nach dem Wiener Kongress, in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts, in ganz Deutschland weit verbreitet – nicht nur unter freisinnigen Politikern, sondern auch (selbst wenn sie es nicht öffentlich zugeben mochten) bei vielen Bürgern und besonders unter Studenten. Unter dem Druck der Restauration zog sich die große Mehrheit der deutschen Bevölkerung nach 1815 jedoch wieder ins Privatleben zurück. In der vordergründigen Harmonie der Biedermeierzeit war der Elan der Befreiungskriege rasch dahin. Man war mit der neuen Entwicklung zwar unzufrieden, aber lehnte sich nicht auf. Von einer breiten Nationalbewegung konnte bald keine Rede mehr sein.

Kotzebue

Am 23. März 1819 ereignete sich in Mannheim ein Verbrechen, das Deutschland in ganz ähnlicher Weise aufwühlte wie die Entführung Hanns-Martin Schleyers im September 1977, dessen politische Konsequenzen aber weitaus einschneidender waren. An diesem Tage wurde der Lustspieldichter und russische Staatsrat August von Kotzebue in seiner Wohnung von dem Studenten Karl Sand durch drei Dolchstiche ermordet.

Nach der Tat unternahm Sand einen Selbstmordversuch, den er jedoch überlebte. Auf dem Krankenlager brachte er sein Motiv zu Papier: "Kotzebue ist der Verführer unserer Jugend, der Schänder unserer Volksgeschichte und der russische Spion unseres Vaterlandes." Im Prozess bezog er sich auf das von

Kotzebue herausgegebene "Literarische Wochenblatt", in dem die Burschenschaften und die Turner - beiden gehörte Sand an - attackiert und lächerlich gemacht wurden. Am 5. Mai 1820 verurteilte ihn das badische Oberhofgericht zum Tode. Am 20. Mai wurde er auf der Wiese vor dem Heidelberger Tor geköpft. Unter dem Eindruck des Attentats verabschiedete der Deutsche Bundestag am 20. September 1819 einstimmig die berüchtigten Karlsbader Beschlüsse, durch die die Burschenschaften und das öffentliche Turnen verboten, die Pressezensur verschärft und die Amtsenthebung derjenigen Universitätslehrer vorgesehen wurde, die "durch Missbrauch ihres rechtmäßigen Einflusses auf die Gemüter der Jugend, durch Verbreitung verderblicher, der öffentlichen Ordnung und Ruhe feindseliger oder die Grundlagen der bestehenden Staatseinrichtungen untergrabender Lehren ihre Unfähigkeit zur Verwaltung des ihnen anvertrauten wichtigen Amtes unverkennbar an den Tag gelegt haben". Überall in Deutschland setzte die Verfolgung von "Demagogen" ein: Arndt und der Theologe de Wette, der der Mutter Sands einen Trostbrief geschrieben hatte, verloren ihren Lehrstuhl; Jahn wurde verhaftet; Görres entzog sich der Festnahme durch Flucht nach Straßburg. Von den Liberalen wurde Sand als Märtyrer gefeiert. Seine Haare kamen als Reliquien auf den Markt, desgleichen der Stuhl, auf dem er bei der Fahrt zur Hinrichtung gesessen hatte. Ein Splitter ist im Fichtelgebirgsmuseum in Wunsiedel - Sands Geburtsort - zu besichtigen. Mörder und Opfer wurden auf dem Hauptfriedhof an der Feudenheimer Straße beigesetzt, wo sie unweit voneinander ruhen. Über Sands sterblichen Resten erhebt sich ein Obelisk mit einem Porträtmedaillon. Kotzebues Grab ziert ein bemoostes Musenhaupt mit der Inschrift:

Die Welt verfolgt' ihn ohn' Erbarmen,
Verleumdung war sein trübes Los,
Glück fand er nur in seines Weibes Armen
und Ruhe in der Erde Schoß.

Hambacher Fest

Das bedeutungsvollste Ereignis in der Frühgeschichte des deutschen Liberalismus war das Hambacher Fest. Mitte April 1832 erschien in der "Neuen Speyerer Zeitung" eine anonyme Anzeige, in der angeregt wurde, den bayerischen Verfassungstag am 26. Mai - die Pfalz gehörte damals zu Bayern - feierlich zu begehen. Als Festplatz wurde die Ruine des Hambacher Schlosses, der alten Kästenburg, in der bis zum Ende des 16. Jahrhunderts die Fürstbischöfe von Speyer residiert hatten, vorgeschlagen. Vermutlich stammte der Aufruf von einigen Gastwirten, die hofften, aus patriotischem Anlaß ein gutes Geschäft zu machen. Es kam aber ganz anders. Der "Landcommissär" Philipp Jakob Siebenpfeiffer und der Journalist August Wirth - letzterer hatte mit Karl Sand, dem Mörder Kotzebues, die Bank des Nürnberger Agidiengymnasiums gedrückt; Rektor der Schule war damals Hegel - griffen die Anregung auf, gaben ihr jedoch eine aktuelle Wendung: Nicht der Vergangenheit, sondern der Zukunft solle die Feier gewidmet sein, "dem Kampfe für Abschüttelung innerer und äußerer Gewalt, für Erstrebung gesetzlicher Freiheit und deutscher Nationalwürde". Versuche der bayerischen Behörden, die Veranstaltung zu verbieten, machten sie erst recht populär. Am 27. Mai versammelten sich nicht weniger als 30 000 Menschen unter den Farben der Burschenschaftler Schwarz-Rot-Gold bei der Ruine. Drei Tage lang wurden Reden gehalten. Wirth, Siebenpfeiffer und andere - auch Borne war aus Paris herbeigeeilt -proklamierten die Volkssouveränität als Grundlage jeder freiheitlichen Staatsverfassung; sie forderten ein vereinigtes republikanisches Deutschland und eine Konföderation der europäischen Staaten.

Die Reaktion der Regierungen ließ nicht lange auf sich warten: Die meisten Redner wurden verhaftet und zu Gefängnisstrafen verurteilt; einigen gelang die Flucht ins Ausland. Nach dem Gefängnisreglement hatten die Häftlinge allwöchentlich drei Paar Strümpfe zu stricken und an die Anstaltsleitung abzuliefern. In Münchner Hofkreisen erfreuten sich diese "Demokratensocken" einer mit Schauer gemischten Beliebtheit.

Der Bundestag verschärfte die Pressezensur; politische Vereinigungen und Versammlungen wurden verboten, ebenso das Tragen schwarz-rot-goldener Kokarden. Burschenschaftlern wurde der Eintritt in den Staatsdienst verwehrt. Besonders an den Jahrestagen des Hambacher Festes wurde streng darauf geachtet, dass es nicht zu Demonstrationen kam. Im Mai 1833 legte das Landkommissariat Neustadt seiner vorgesetzten Behörde einen beruhigenden "Bericht des Gendarmeriebrigadiers dahier vor, wonach die Angabe, es, habe sich jemand damit befasst, die Efeublätter auf dem Hambacher Schlosse mit den Worten Freiheit pp. zu bedrucken, als unbegründet gefunden wurde".

1842 erhielt Prinz Max von Bayern das Schloss als Hochzeitsgeschenk. Zunächst beabsichtigte er, die Ruine als Sommerresidenz wieder aufbauen zu

lassen. Wegen der hohen Kosten wurden die Bauarbeiten jedoch nach einem Jahr abgebrochen. Am Geld scheiterte auch der Plan des Bundespräsidenten Heinemann, in der Burg eine Erinnerungsstätte für die deutsche Freiheitsbewegung zu errichten; die Sammlung kam statt dessen nach Rastatt. 1968, zum 150. Jahrestag des Hambacher Festes, wurde wenigstens der Herrensaal wiederhergestellt und mit einem Monumentalgemälde der historischen Feier geschmückt. Im Sommer finden hier Serenadenkonzerte statt.

DAS LIED DER DEUTSCHEN

Friedrich Nietzsche nannte den ersten Vers "die blödsinnigste Parole, die je gegeben worden ist". Für George Bernhard Shaw war das Lied "Beweis für deutsche Überheblichkeit und Herrschgier, eine imperialistische Eroberungshymne". Kurt Tucholsky schließlich sprach von "einem wirklich schlechten Gedicht, das eine von allen guten Geistern verlassene Republik zu ihrer Nationalhymne erkor". Umstritten war das Deutschlandlied seit seiner Entstehung vor 150 Jahren, das August Heinrich Hoffmann von Fallersleben am 26. August 1841 auf der Nordseeinsel Helgoland als "Lied der Deutschen" niederschrieb.

Für Hoffmann, der in Erinnerung an seinen Geburtsort rund 30 Kilometer nördlich Braunschweigs seinem Namen "von Fallersleben" beilügte, war das Lied Bekenntnis zur Nation und ihrer Einheit in einer Zeit der Zersplitterung in 41 Einzelstaaten. Mit dem Verzicht des Habsburgers Franz II. auf die römisch-deutsche Kaiserwürde war das Heilige Römische Reich Deutscher Nation unter dem Druck Napoleons im Jahre 1806 endgültig zerbrochen.

Der Deutsche Bund, unter Österreichs Leitung in Person des Fürsten Clemens von Metternich in Folge des Wiener Kongresses 1815 geschlossen, konnte die Einheitserwartungen des von Nationalisten, liberalem Bürgertum und demokratischen Revolutionären getragenen deutschen Vormärz, der Jahrzehnte zwischen den Freiheitskriegen und der Revolution 1848, nicht erfüllen: Die Teilstaaten des Bundes blieben unabhängig, Beschlüsse des Bundestages in Frankfurt am Main für die souveränen Fürsten nicht bindend.

In Hoffmanns Leben (1798 - 1874) scheint sich die bewegte Zeit widerzuspiegeln. Der Kaufmannssohn studierte zunächst Theologie in Göttingen, wechselte nach einer Begegnung mit Wilhelm und Jacob Grimm 1818 zum Germanistik-Studium nach Bonn. Dort entwickelte sich Hoffmann zum Quellenforscher und Begründer der Niederlandistik. Später ging er nach Breslau, wo er 1823 ordentlicher Professor wurde, bis den Dichter von über 550 heiteren Gesangsstücken und Kinderliedern 1842 ein Berufsverbot der preußischen Regierung wegen seiner "Unpolitischen Lieder" erteilte. Des Dichters berühmteste Veröffentlichung hatte mit den Versen gegen Muckertum und Zensur, gegen Fürstenwillkür und Polizeibesitzelung Anstoß erregt. In der Folgezeit wurde Hoffmann 39mal aus deutschen Staaten ausgewiesen.

Den Helgoland-Urlauber Hoffmann traf es tief, auf den 1841 noch britischen roten Klippen täglich die Hymne, "God save the Queen" als Symbol der Einheit einer Nation zu hören. Er wollte ein Lied schreiben, das auch die Deutschen einte, keine Huldigung an die Fürsten, sondern ein Lied der Sehnsucht nach der Einheit der Nation, wie er selbst erläuterte. Nach dem Vorbilde des Preisliedes "Deutschlands Ehre" von Walther von der Vogelweide aus dem Jahre 1205 schrieb Hoffmann das "Lied der Deutschen" zur Musik von Joseph Haydns 1797 komponierter Kaiserhymne "Gott erhalte Franz den Kaiser".

Wenige Tage später erwarb der Hamburger Verleger Julius Campe die drei Strophen mit je acht Zeilen für vier Louisdor. Campe veröffentlichte Text und Melodie schon am 4. September 1841. Als der badische Liberale Karl Theodor Welcker, nach der Revolution von 1848 Mitglied in der Frankfurter Paulskirchenversammlung, am 5. Oktober 1841 in Hamburg empfangen wurde, erklang erstmals öffentlich das "Lied der Deutschen".

Nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 macht Fürst Otto von Bismarck das preußische Lied "Heil dir im Siegerkranz" zur Nationalhymne. Hoffmanns Lied wird dennoch nicht vergessen. Im Jahre 1872 zählt er 58 Vertonungen seines Textes. Das Jahr 1890 bringt einen kleinen Durchbruch: In Jena singen Burschenschaftler das "Lied der Deutschen" zu ihrem Jubiläum. Nach Bismarcks Entlassung als Reichskanzler wird es als Huldigung angestimmt. Schließlich erklingen Hoffmanns Zeilen erstmals bei einem Staatsakt, als Helgoland dem Deutschen Reich übergeben wird. Der Erste Weltkrieg beginnt und endet mit den nationalen Versen. Auf dem Weg in die mörderischen Schlachten singen Soldaten das "Lied der Deutschen" ebenso, wie trotzig Teile der Deutschen Nationalversammlung, nachdem sie 1919 die Bedingungen des Versailler Vertrags akzeptieren mußten. Am 11. August 1922, dem dritten Jahrestag der Verabschiedung der Verfassung der Weimarer Republik, erklärt der sozialdemokratische Reichspräsident Friedrich Ebert das Lied zur offiziellen Hymne. Der Dreiklang "Einigkeit und Recht und Freiheit" gebe "im Zeichen innerer Zersplitterung" der "Sehnsucht aller Deutschen" nach besserer Zukunft Ausdruck.

Die Nationalsozialisten machten aus der erste Zeile des Liedes "Deutschland Deutschland über alles" sinngemäß ein "über allem" und "über allen". Das Dritte Reich kannte als Hymne nur die erste Strophe des Deutschlandliedes in Kopplung mit dem Horst-Wessel-Lied "Die Fahne hoch". Folgerichtig verboten die Alliierten das Hoffmannsche Werk nach ihrem Sieg über das nationalsozialistische Deutschland.

Die DDR legte sich schon in ihrem Gründungsjahr eine Hymne zu, und zwar Johannes Robert Bechers "Auferstanden aus Ruinen". Sie wurde aber nur bis 1972 gesungen, danach nur noch als Melodie intoniert. Wegen einer Zeile durfte der Text nicht mehr angestimmt werden. Die inkriminierte Passage sollte erst 1989 auf dem Weg zur deutschen Einheit wieder Bedeutung erlangen:

"Deutschland einig Vaterland."

Die Bundesrepublik tat sich dagegen schwer mit der Entscheidung für eine Hymne. "Die erste Strophe paßt nicht mehr in die geschichtliche Landschaft", schrieb Theodor Heuss, der erste Präsident der jungen Republik, über Hoffmanns Text 1950 an den Komponisten Carl Orff. Die zweite sei trivial, die dritte allein für sich zu wenig. Bundeskanzler Konrad Adenauer schließlich ließ am 18. April 1950 nach einer Rede im Titania-Palast zu Berlin die dritte Strophe des Deutschlandliedes anstimmen. Der damalige SPD-Chef Kurt Schumacher sprach von einem Handstreich. Zwei Jahre später, am 5. Mai 1952, gab sich Heuss geschlagen. Auf Drängen Adenauers, das Hoffmann-Haydnsche Lied als Nationalhymne anzuerkennen, erklärt er das "Lied der Deutschen" mit allen drei Strophen zur Hymne. Einzige Einschränkung: Bei staatlichen Veranstaltungen ist nur die dritte Strophe mit der Eingangszeile "Einigkeit und Recht und Freiheit" zu singen. Der Maler und Graphiker Horst Janssen fragte deswegen später, "wo die beiden anderen Strophen gesungen werden sollen - im Bett?" Jedenfalls nicht im Stadion: Der Schweizer Rundfunk brach 1954 seine Übertragung ab, als deutsche Besucher bei der Siegerehrung für Fußballweltmeister Deutschland die erste Strophe "Deutschland Deutschland über alles" anstimmten.

In Hoffmanns Geburtsort Fallersleben, inzwischen Stadtteil Wolfsburgs, dokumentiert das zum Jubiläum für über sechs Millionen Mark restaurierte Fallersleben-Museum im Schloß Hymne, Leben und Werk des Dichters. Der Untertitel "Museum zur deutschen Geschichte und Demokratie des 19. Jahrhunderts" ist für Karl-Wilhelm von Wintzingerode, Direktor der Wolfsburger Museen, dabei von besonderer Bedeutung: "Wir können Hoffmann von Fallersleben und seine Hymne nur verstehen, wenn wir beide im historischen Kontext sehen und verstehen"

Das Lied der Deutschen

Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt,
Wenn es stets zum Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält,
Von der Maas bis an die Memel,
Von der Etsch bis an den Belt -
Deutschland, Deutschland über alles,
Über alles in der Welt!

Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang
Sollen in der Welt behalten
Ihren alten schönen Klang,
Uns zu edler Tat begeistern
Unser ganzes Leben lang -
Deutsche Frauen, deutsche Treue,
Deutscher Wein und deutscher Sang!

Einigkeit und Recht und Freiheit
Für das deutsche Vaterland!
Danach laßt uns alle streben
Brüderlich mit Herz und Hand!
Einigkeit und Recht und Freiheit
Sind des Glückes Unterpfand -
Blüh im Glanze dieses Glückes,
Blühe, deutsches Vaterland.

Gottlieb Biedermaier

Ein anderer bedeutender Dichter, der sogar einer ganzen Stilepoche seinen Namen gab, war Gottlieb Biedermaier. Von ihm stammen folgende Verse:

Beim Gewitter

Es donnert. Gott! Wie schrecklich ist des Himmels Wetternacht. Es blitzt und donnert, guter Christ, so hör doch, wie es kracht!

Gott reinigt seine Luft für uns, drum fürchtet euch und dankt dem weisen Schöpfer, ob er uns auch tüchtig heute zankt.

Das Besondere an Biedermaier ist, dass er nie gelebt hat. Er ist eine Erfindung des Arztes Adolf Kußmaul und seines Freundes Ludwig Eichrodt. Die beiden entdeckten die unfreiwillig komischen Gedichte des Schulmeisters Samuel Friedrich Sauter aus Flehingen bei Breiten und gaben sie, ergänzt durch Neuschöpfungen im gleichen Stil, von 1855 bis 1857 als "Weiland Gottlieb Biedermaiers Schulmeisters in Schwaben Auserlesene Gedichte nebst Beigaben des Buchbinders Horatius Treuherz" in den Münchner "Fliegenden Blättern" heraus.

Kußmaul war damals Dozent an der Heidelberger Universität, wo er noch einen zweiten Begriff in die deutsche Sprache einführte - die "Binsenweisheit". Als solche pflegte er Erkenntnisse zu bezeichnen, die selbst dem "Binsebug" - einem stadtbekanntem Original - einleuchten mussten. Der "Binsebug" hieß eigentlich Christoph Bender; seinen Spitznamen hatte er daher, dass er den Studenten Pfeifenreiniger aus Binsen verkaufte. Er tat dies stets mit denselben Worten: "Binsen, meine Herren, abscheulich lang, niederträchtig frisch,

impertinent wohlfeil!“ Noch heute verschenkt der Oberbürgermeister von Heidelberg an Ehrengäste der Stadt Tabakspfeifen mit ein paar Binsen und erklärendem Text.

Weltberühmt wurde Kußmaul 1869 durch die Erfindung der Magenpumpe. Nach seiner Emeritierung 1888 kehrte er nach Heidelberg zurück und bezog das Haus des bedeutenden, aber sehr eiteln Philosophen Kuno Fischer, Plöck 50 (Gedenktafel). Als Fischer bei einer Vorlesung durch Straßenarbeiten gestört wurde, riß er das Fenster auf und rief den verdutzten Leuten zu: "Wenn Sie nicht sofort mit dem Lärm aufhören, nehme ich den Ruf nach Leipzig an!" Beide, Fischer und Kußmaul, sind - neben Friedrich Ebert, Wilhelm Furtwängler, Max Weber, Friedrich Gundolf und anderen Universitätsprofessoren - auf dem Bergfriedhof an der Rohrbacher Straße begraben.

BIEDERMEIER

Biedermeier ist eine kleine, überschaubare Epoche, fest eingegrenzt von den Jahren 1815, dem Ende der Napoleonischen Kriege, und 1848, dem Jahr der europäischen Revolutionen. Der Epochenname wird erst später erfunden, und zwar zunächst als Spottbezeichnung. Adolf Kußmaul (1822-1902) ein Landdokter, entdeckt eines Tages im Bücherschrank eines Freundes die Gedichtsammlung eines alten Dorfschullehrers, Samuel Friedrich Sauter (1766-1846), geschrieben 1845. Kußmaul überarbeitet diese ungemein komischen, vom Autor aber ernstgemeinten Verslein, vermischt sie mit Selbstgeschriebenem und veröffentlicht sie 1855-1857 in der Zeitschrift "Fliegende Blätter". Aus "Biedermann" und "Bummelmaier" setzt er sein Pseudonym "Biedermaier" zusammen und hat damit riesigen Erfolg. Der Dichter Ludwig Eichrodt (1827-1892), mit dem Herausgeber befreundet, publiziert die Sache in einem Buch mit dem Titel Biedermaiers Liederlust, und dieser Name wird Jahrzehnte später zum Stilbegriff.

Biedermeier ist eine „Enklave“ im 19. Jahrhundert, liegt noch im Klassizismus, z. B. auf dem Gebiet von Baukunst und Bildhauerei, und schon im Lebensgefühl der Romantik, was Dichtung, Musik und Malerei betrifft. Fast alle romantischen Maler haben ihren "Biedermeierwinkel", z.B. Moritz von Schwind, Georg Friedrich Kersting oder, mit einigen Interieurbildern, sogar Caspar David Friedrich. Andere wieder, so Ludwig Richter, beginnen als Romantiker und enden in einer Idyllenform, in der sich das Biedermeier leicht spießig manifestiert. Zur Biedermeierzeit lebt und dichtet Goethe in Weimar als unbestrittener "Olympier"; von Gottes Gnaden herrschen die Könige, Klein- und Vielstaaterei zerreißen Europa; die Welt ist streng in Reich und Arm, mächtig und machtlos geteilt.

Wer mit dem Begriff Biedermeier "behagliche Beschaulichkeit!" verbindet, irrt

und hat zugleich recht. Biedermeier ist Flucht, gewellter Rückzug in eine kleine, geordnete Welt, weil die Zeiten zerrissen sind, große Umwälzungen auf allen Gebieten der Technik, Industrie, Medizin und der Wissenschaften, und auch im Verständnis von Justiz und Religion den Bürger erschrecken, beunruhigen, und der Bürger ist der "Held" auf der Bühne der Epoche.

1830 erschüttert die Julirevolution in Frankreich fast schon das konservative Gefüge, das die Zensurbeschlüsse von Karlsbad und die Schlussakte des Wiener Kongresses als Restauration gebildet hatten, aber es trägt noch, bis es 1848 endgültig zerbricht. In der Auseinandersetzung zwischen Kapital und Arbeitern zeigen sich neue Strukturen, Gewerkschaften werden gegründet, der soziale Aspekt beginnt sich zu manifestieren, zaghaft melden sich erste Verfechterinnen der Frauenbewegung, aber noch haben die Frauen keine Rechte. Im Biedermeier leuchten die ersten Gaslaternen, fährt die erste Eisenbahn, selten werden in einer Zeit so viele Zeitungen gegründet wie zwischen 1815 und 1848, Kindergarten, Schulwesen, Universitäten entwickeln sich in raschem Tempo. Vor diesen Turbulenzen, man muss es immer wieder betonen, retirieren die kleinen Leute in die gute Stube, den Salon, ins Gärtchen. Man sammelt seine Freunde um sich, kümmert sich liebevoll um die Details der Garderobe, überhäuft seine Kinder mit Spielzeug und versenkt sich in Romane, die zu fernen Ritterzeiten spielen, als noch keine Dampfhammer schlugen.

Wer sich den Auseinandersetzungen der Zeit stellt, muss umdenken. Philosophie und Staatswissenschaften halten sich am längsten an die alten Traditionen. Hegel bezeichnet noch 1821 die Monarchie Preußens als vollendetste Staatsform (Grundlinien der Philosophie des Rechts); Karl Ludwig von Haller gesteht dem König alle Rechte zu und entbindet ihn zugleich von sämtlichen Pflichten. Wer so denkt, für den muss z. B. das Begehren der standhaften "Göttinger Sieben", der König von Hannover möge sein Verfassungsversprechen halten, Rebellion, fast schon Revolution sein: Die Professoren der Hochschule, Jakob und Wilhelm Grimm, Friedrich Christoph Dahlmann, Georg Gottfried Gervinus, Heinrich Ewald, Wilhelm Albrecht und Wilhelm Eduard Weber, erinnern König Ernst August an seine Pflicht - die Partie geht zu ihren Ungunsten aus - diesmal noch. 1848 muss sich der König von Preußen vor den in Berlin gefallenen Barrikadenkämpfern verbeugen.

Während der Biedermeierepoche sterben die Großen, zerbricht das "Urgestein" der Politik: Joseph Fouché, der Polizeiminister unter Napoleon und den Bourbonen, fast eine legendäre Gestalt; Napoleon selbst, der verbannte Kaiser; Franz I., der letzte römisch-deutsche Kaiser. Die "Architekten" des Wiener Kongresses, Alexander von Russland, Friedrich Wilhelm III. von Preußen, erleben den Zerfall ihres Staatsgebäudes nicht mehr; Ludwig I. von Bayern muss abdanken; Metternich wird mit Schimpf und Schande aus dem Lande verjagt; Hegel, den "Vor-Denker des Marxismus", rafft die Cholera dahin, ebenso die Helden der Freiheitskriege Gneisenau und Clausewitz. Im

Biedermeier endet die große Zeit der deutschen Klassik, die Goethezeit, stirbt mit Wilhelm von Humboldt eine Ära des Humanismus, wird am Ende mit der Erschießung des Mitglieds der Nationalversammlung, Robert Blum, im Jahr 1848 ein Teil der Hoffnung auf wirkliche Erneuerung begraben.

Nur sehr wache und aufgeklärte Menschen des Biedermeier schauen über Europas Grenzen hinaus und erfahren, wie sich dort die Welt bewegt. Reiseberichte erweisen sich als die sicherste Quelle aus erster Hand. Neben das Buch treten bald schon die Zeitung, das Journal, auch das Kinderbuch; sie berichten von Indianern und Negern, schlitzäugigen Chinesen und orientalischen Wundern - freilich immer mit selbstbewussteuropäischer Didaktik und Betonung des Skurrilen, Wundersamen, ganz und gar Ungewöhnlichen, das sich dort, "jenseits des Meeres", begibt.

Kaum jemand dagegen wundert es, dass in der Epoche noch Inquisition herrscht auf dem alten Kontinent, die Todesstrafe und ihre Berechtigung nur zaghaft diskutiert werden und Menschen auswandern müssen, weil die Heimat sie nicht ernähren kann oder will. Es ist Zufall, dass die revolutionären Unruhen des Jahres 1848 zusammenfallen mit dem "Lockruf des Goldes" aus Übersee. Viele verkaufen Hab und Gut und suchen ihr Glück als Goldgräber auf den kalifornischen Nugget-Feldern. Der große europäische Exodus in den Schmelztiegel Amerika wirkt im Rückblick wie ein Aufbruch aus der Enge eines Zeitalters in die neue, unbekannte Freiheit.

Eine Epoche alphabetisch, lexikalisch aufzuschlüsseln, ist immer problematisch; es mit einer derart heterogenen, zersplitterten, vielschichtigen Zeit wie der des Biedermeier zu versuchen, muss sicherlich in vielem kursorisch, in manchem unvollständig, in Randgebieten vielleicht sogar mit Zweifeln behaftet bleiben, Folge wohl dessen, dass hier von einer Epoche die Rede ist, die (anders als etwa Rokoko, Klassik oder Romantik, die sich selbst definieren konnten) in ihrer Zeit keinen Namen gefunden hatte.

Ludwig Eichrodt
Klagelied des Schulmeisters Jeremias Birkenstecken um den
hingegangenen Freund Gottlieb Biedermaier

O Spektakel, welch' ein Schrecken!
Das ist Trauersiegellack.
Jeremias Birkenstecken,
Bürste deinen schwarzen Frack!

Welche Botschaft! Biedermaier,
Dieser Edle, lebt nicht mehr!
Bindet Flor an meine Leier,
Denn der Vorgang schmerzt mich sehr.

Bindet Flor an Hut und Hauben,
Dass die Träne besser fließt,
Niemand wird die Nachricht glauben,
Wenn er's nicht im Blättle liest.

Gott! hätt' ich das können ahnen,
Dass der große Mann verschied,
Als wir eben in dem Schwanen
Sangen sein Kartoffellied!

O muss Alles denn von hinnen,
Was da schön und edel ist,
Dieses bringt mich schier von Sinnen,
Solch ein Dichter, Mensch und Christ!

Darf der Bürger denn nicht klagen,
Wo selbst die Regierung klagt,
Die ihm erst vor wenig Tagen
Die Medaille angesagt!?

Klaget, klaget, liebe Leute,
Denn das Klagen ist erlaubt,
Wenn der Tod als seine Beute
Einen Biedermaier raubt.

BÜRGERTUM

Das Bürgertum des Biedermeier bedeutet nicht, wie oft behauptet wird, nur Spießbürgertum. Es respektiert wohl Sittlichkeit und die Macht der Obrigkeit, schätzt Tradition und friedvolles Gleichmaß, hat dazu aber auch allen Grund. Biedermeier ist eine kurze Epoche des Ausruhens. Die Freiheitskriege sind zu Ende, das Vaterland ist restauriert; von Frankreich her drohen bereits 1830 wieder Revolution und Veränderungen, Studenten rebellieren und technische Neuheiten in beängstigender Fülle überraschen den Bürger, der angesichts all dessen Mühe hat, „auf dem laufenden“ zu bleiben, sich ein kleines Glück zu sichern. Der Rückzug in die Häuslichkeit, das Beharren in der selbstgeschaffenen Idylle des Gartens, des Salons, der Soiree, er bedeutet Flucht, innere Emigration, Suche nach Oasen, nach Halt und Orientierung in einer Zeit, in der sich äußerlich die Ereignisse überschlagen. Es gibt ja, mit Ausnahme zahlreicher Journale, noch keine „Massenkommunikation“. Die erste Eisenbahn, all die bahnbrechenden Erfindungen auf dem Gebiet der

Technik, Industrie, der Medizin, selbst die Neuheiten im Bereich des Haushalts, in Mode oder Möbelstil, setzen sich nur langsam durch und sind erst nach längeren Zeitabständen wirklich zu benutzen. "Ruhe ist jetzt des Bürgers erste Pflicht!" hatte man in den Napoleonischen Kriegen (1803-1815) dem Bürger eingeschärft, nun will er seine Ruhe als Recht und verteidigt sie. "Tue recht und scheue niemand" heißt eine Losung, und Hunger nach Bildung, nach Theater, Ballett, gefälligen Bildern und Lebenshilfe spendender Zeitungslektüre, beruhigender Dichtung herrscht überall. „Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden“ Eduard Mörikes (1804-1875) Maxime.

„Eines nur ist Glück hinieden,
eins, des Innern stiller Frieden
und die schuldbefreite Brust“

erhofft sich Franz Grillparzer (1791-1872) in seinem Märchenspiel *Der Traum ein Leben* - nur zu begreiflich, dass sich der Bürger für den Alltag solche tröstlichen Botschaften sichert und vor den harten Trommelklängen des "Jungen Deutschland" ("Michel! fallen dir die Schuppen von den Augen? Merkst du itzt, dass man dir die besten Suppen vor dem Maule wegstibitz?" spottet Heinrich Heine) sorglich die Ohren verstopft.

Man schließt sich enger aneinander, nicht in Parteien, in großen Organisationen, sondern im Kleinen, im Bund, am Stammtisch, in freundschaftlichen Kreisen. Der Salon ist bereits "upper class"; die bürgerliche Mehrheit sucht den Verein, den Zirkel vertrauter Freunde, die kleinen Tanzereien, Schwärmereien für eine Theaterdiva, eine Ballettgöttin. Picknick im Grünen, Besuch der Volksfeste, der Dult, des Kaffeehauses, Rausch bei Walzer und Polka, Promenieren in Frack und Redingote auf dem Ball machen den Charme der Epoche aus, der erst in der Rückschau, durch die Analyse der Ereignisse im Umfeld, über die Herr und Frau Jedermann damals nur unklar informiert waren, als "spießig", "untertänig", "borniert" denunziert worden ist.

BURSCHENSCHAFTEN

Nach den Wirren der Napoleonischen Kriege sind Ruhe und Sicherheit erstes Staatsgebot, und das ruft rasch Opposition hervor. Die Deutsche Burschenschaft, in Jena, 1815, im Jahre von Waterloo gegründet, wird unruhig, am 18. Oktober 1817, dem Jahrestag der Völkerschlacht bei Leipzig, feiert sie ihr Verbrüderungsfest. Einige hundert Studenten von dreizehn deutschen Universitäten verbrennen auf der Wartburg Schriften "unteutscher" Autoren und, nach gemeinsamen Turnübungen und Gesängen, Symbole der restriktiven Politik Metternichs: einen hessischen Zopf, die Schnürbrust der Uniform eines preußischen Ulanen und einen österreichischen Korporalstock. Unter den Farben Schwarz-Rot-Gold feiern sie die Einheit Deutschlands.

1819 dringt der Student Karl Ludwig Sand (1795-1820) in die Wohnung des Dichters und Staatsrats August von Kotzebue (geb. 1761) ein und erdolcht ihn (auch seine Geschichte des deutschen Reiches wird auf der Wartburg ins Feuer geworfen); Kotzebue gilt als Erzreaktionär, zudem ist er nicht grundlos zaristischer Spionage verdächtig. Der Täter wird zum Tode verurteilt und 1820 geköpft. Als Folge des Kotzebue-Mordes ergehen die "Karlsbader Beschlüsse" - die Anordnung strenger Überwachung aller Universitäten - und zwar der Studenten und der Lehrer -, mit ihrem System aus Verboten, Zensur und Bespitzelung, das jede politische Bewegungsfreiheit einschränkt. Die Allgemeine B., 1818 in Jena gegründet, wird strengstens verboten, für die Presse eine Vorzensur eingeführt, alle Schriften unter 20 Bogen unterliegen ihr. Die Bundesregierung kann ohne Appellation jedes Druckwerk von sich aus unterdrücken, und kein Redakteur einer verbotenen Schrift darf innerhalb von fünf Jahren in einem Bundesstaat wieder bei einer Redaktion zugelassen werden.

1830 brechen in München heftige Studentenkrawalle aus. Aus Protest gegen diese harten Maßnahmen laden 1832 der ehemalige Staatsbeamte Philipp Jakob Siebenpfeiffer (1789-1845) und Johann Georg August Wirth (1798-1848) am Geburtstag der bayerischen Verfassung auf Schloss Hambach bei Neustadt ein. Rund 25000 Menschen kommen zu diesem "Hambacher Fest", das in eine Revolte ausartet. Siebenpfeiffer beschließt seine dramatische, aber keineswegs demagogische Rede mit dem Ausruf: "Es lebe das freie, das einige Deutschland ... Hoch lebe jedes Volk, das seine Kette bricht und mit uns den Bund der Freiheit schwört! Vaterland - Volkshoheit - Völkerbund hoch!" Er, Wirth und andere Teilnehmer werden für Jahre eingekerkert oder müssen außer Landes fliehen. Als Konsequenz folgt die Aufhebung von Presse- und Versammlungsfreiheit. Am 5. April 1833 stürmen Studenten die Hauptwache in Frankfurt am Main unter Führung des Arztes Gustav Bunsen und des Anwalts Georg Körner; es sind nicht mehr als fünfzig Verschworene mit etwas unklaren Zielen; sie wollen die "Konstablerwache stürmen und das daneben liegende Zeughaus öffnen, um die zwei Kanonen und Flinten herauszuholen ... den Pfarrturm zu öffnen ... und verschiedene Herren der städtischen Regierung und Polizei zu arretieren". Statt dessen werden die Teilnehmer am "Wachenturm" entdeckt und festgenommen, denn "die Frankfurter Behörden" hatten schon zuvor von dem geplanten Vorhaben "Wind bekommen".

Die Burschenschaftler bleiben militant und als Demagogen verfolgt. 1856 wird der spätere niederdeutsche Mundartdichter Fritz Reuter (1810-1874) dreißigjährig wegen Hochverrats verhaftet, zum Tode verurteilt, begnadigt und bis 1840 in Haft gesetzt. Die schrecklichen Bedingungen der Untersuchungshaft und des Strafvollzugs überhaupt schildert er 1862 in Ut mine Festungstid.

Wir hatten gebauet ...

(A. Binzer nach Unterdrückung der Burschenschaft, Jena, 26.11. 1819)

Wir hatten gebauet
ein stattliches Haus,
und drin auf Gott vertrauet
trotz Wetter, Sturm und Graus.

Wir lebten so traulich,
so einig, so frei;
den Schlechten ward es graulich
wir hielten gar zu treu.

Sie lugten, sie suchten
nach Trug und Verrat,
verleumdeten, verfluchten
die junge, grüne Saat.

Was Gott in uns legte,
die Welt hat's veracht't,
die Einigkeit erregte
bei Guten selbst Verdacht.

Man schalt es Verbrechen,
man täuschte sich sehr;
die Form kann zerbrechen,
die Liebe nimmermehr.

Die Form ist zerbrochen,
von außen herein;
doch was man drin gerochen,
ist eitel Dunst und Schein.

Das Band ist zerschnitten,
war schwarz, rot und gold,
und Gott hat es gelitten,
wer weiß, was er gewollt!

Das Haus mag zerfallen –
was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
und unsre Burg ist Gott!

AN MEINE LIEBEN BERLINER!

Durch mein Einberufungs-Patent vom heutigen Tage habt Ihr das Pfand der treuen Gesinnung Eures Königs zu Euch und zum gesamten teutschen Vaterlande empfangen. Noch war der Jubel mit dem unzählige treue Herzen mich begrüßt hatten nicht verhallt, so mischte ein Haufe Ruhestörer aufrührerische und freche Forderungen ein und vergrößerte sich in dem Maße als die Wohlgesinnten sich entfernten. Da ihr ungestümes Vordringen bis in's Portal des Schlosses mit Recht arge Absichten befürchten ließ und Beleidigungen wider meine tapfern und treuen Soldaten ausgestoßen wurden, musste der Platz durch Cavallerie *im Schritt* und mit *eingesteckter Waffe* gesäubert werden und 2 Gewehre der Infanterie entluden sich von selbst. Gottlob! ohne irgend Jemand zu treffen. Eine Rotte von Bösewichtern, meist aus Fremden bestehend, die sich seit einer Woche, obgleich aufgesucht, doch zu verbergen gewusst hatten, haben diesen Umstand im Sinne ihrer argen Pläne, durch augenscheinliche Lüge verdreht und die erhitzten Gemüther von Vielen meiner treuen und lieben Berliner mit Rache-Gedanken um vermeintlich vergossenes Blut! erfüllt und sind so die gräulichen Urheber von Blutvergießen geworden. Meine Truppen, Eure Brüder und Landsleute, haben erst dann von der Waffe Gebrauch gemacht, als sie durch viele Schüsse aus der Königstraße dazu gezwungen wurden. Das siegreiche Vordringen der Truppen war die notwendige Folge davon.

An Euch, Einwohner meiner geliebten Vaterstadt ist es jetzt, größerem Unheil vorzubeugen. Erkennt, Euer König und treuster Freund beschwört Euch darum, bei Allem was Euch heilig ist, den unseeligen Irrtum! kehrt zum Frieden zurück, räumt die Barricaden die noch stehen hinweg, und entsendet an mich Männer, voll des ächten alten Berliner Geistes mit Worten wie sie sich Euerm König gegenüber geziemen, und ich gebe Euch mein Königliches Wort, dass alle Straßen und Plätze sogleich von den Truppen geräumt werden sollen und die militärische Besetzung nur auf die nothwendigen Gebäude, des Schlosses, des Zeughauses und weniger anderer, und auch da nur auf kurze Zeit beschränkt werden wird. Hört die väterliche Stimme Eures Königs, Bewohner meines treuen und schönen Berlins und vergesst das Geschehene, wie ich es vergessen will und werde in meinem Herzen, um der großen Zukunft Willen, die unter dem Friedens-Seegen Gottes, für Preußen und durch Preußen für Teutschland anbrechen wird. Eure liebevolle Königin und wahrhaft treue Mutter und Freundin, die sehr leidend darniederliegt, vereint ihre innigen, thränenreichen Bitten mit den Meinigen. — Geschrieben in der Nacht vom 18. -19. März 1848.
Friedrich Wilhelm.

VERFASSUNG DES DEUTSCHEN REICHES

Abschnitt I. Das Reich.

§1. Das deutsche Reich besteht aus dem Gebiete des bisherigen Deutschen Bundes.

Die Festsetzung der Verhältnisse des Herzogtums Schleswig bleibt vorbehalten

...

§5. Die einzelnen deutschen Staaten behalten ihre Selbständigkeit, soweit dieselbe nicht durch die Reichsverfassung beschränkt ist; sie haben alle staatlichen Hoheiten und Rechte, soweit diese nicht der Reichsgewalt ausdrücklich übertragen sind.

Abschnitt II. Die Reichsgewalt.

§6. Die Reichsgewalt ausschließlich übt dem Auslande gegenüber die völkerrechtliche Vertretung Deutschlands und der einzelnen deutschen Staaten aus ...

§8. Die einzelnen deutschen Regierungen sind befugt, Verträge mit anderen deutschen Regierungen abzuschließen. Ihre Befugnis zu Verträgen mit nichtdeutschen Regierungen beschränkt sich auf Gegenstände des Privatrechts, des nachbarlichen Verkehrs und der Polizei ...

§10. Der Reichsgewalt ausschließlich steht das Recht des Krieges und Friedens zu.

§11. Der Reichsgewalt steht die gesamte bewaffnete Macht Deutschlands zur Verfügung ...

§33. Das deutsche Reich soll ein Zoll- und Handelsgebiet bilden, umgeben von gemeinschaftlicher Zollgrenze, mit Wegfall aller Binnengrenzzölle...

Abschnitt III. Das Reichsoberhaupt.

§68. Die Würde des Reichsoberhauptes wird einem der regierenden deutschen Fürsten übertragen.

§69. Diese Würde ist erblich im Hause des Fürsten, dem sie übertragen worden. Sie vererbt im Mannesstamm nach dem Rechte der Erstgeburt.

§70. Das Reichsoberhaupt führt den Titel: Kaiser der Deutschen ...

§73. Die Person des Kaisers ist unverletzlich. Der Kaiser übt die ihm übertragene Gewalt durch verantwortliche von ihm ernannte Minister aus ...

Abschnitt IV. Der Reichstag.

§85. Der Reichstag besteht aus zwei Häusern, dem Staatenhaus und dem Volkshaus.

§86. Das Staatenhaus wird gebildet aus den Vertretern der deutschen Staaten ...

§93. Das Volkshaus besteht aus den Abgeordneten des deutschen Volkes ...

Abschnitt V. Das Reichsgericht.

§125. Die dem Reiche zustehende Gerichtsbarkeit wird durch ein Reichsgericht ausgeübt.

Abschnitt VI. Die Grundrechte des deutschen Volkes.

§130. Dem deutschen Volke sollen die nachstehenden Grundrechte gewährleistet sein. Sie sollen den Verfassungen der deutschen Einzelstaaten zur Norm dienen, und keine Verfassung oder Gesetzgebung eines deutschen Einzelstaates soll dieselben je aufheben oder beschränken können.

§131. Das deutsche Volk besteht aus den Angehörigen der Staaten, welche das deutsche Reich bilden.

§132. Jeder Deutsche hat das deutsche Reichsbürgerrecht. Die ihm kraft dessen zustehenden Rechte kann er in jedem deutschen Lande ausüben. Über das Recht, zur deutschen Reichsversammlung zu wählen, verfügt das Reichswahlgesetz.

§133. Jeder Deutsche hat das Recht, an jedem Ort des Reichsgebietes seinen Aufenthalt und Wohnsitz zu nehmen, Liegenschaften jeder Art zu erwerben und darüber zu verfügen, jeden Nahrungszweig zu betreiben, das Gemeindebürgerrecht zu gewinnen...

§134. Kein deutscher Staat darf zwischen seinen Angehörigen und anderen Deutschen einen Unterschied im bürgerlichen, peinlichen und Prozess-rechte machen, welcher die letzteren als Ausländer zurücksetzt.

§135. Die Strafe des bürgerlichen Todes soll nicht stattfinden, und da, wo sie bereits ausgesprochen ist, in ihren Wirkungen aufhören, soweit nicht hierdurch erworbene Privatrechte verletzt werden.

§136. Die Auswanderungsfreiheit ist von Staats wegen nicht beschränkt; Abzugsgelder dürfen nicht erhoben werden. Die Auswanderungsangelegenheit steht unter dem Schutze und der Fürsorge des Reiches.

§137. Vor dem Gesetze gilt kein Unterschied der Stände. Der Adel als Stand ist aufgehoben.

Alle Standesvorrechte sind abgeschafft.

Die Deutschen sind vor dem Gesetze gleich.

Alle Titel, soweit sie nicht mit einem Amte verbunden sind, sind aufgehoben und dürfen nie wieder eingeführt werden.

Kein Staatsbürger darf von einem auswärtigen Staate einen Orden annehmen.

Die öffentlichen Ämter sind für alle Befähigten gleich zugänglich.

Die Wehrpflicht ist für Alle gleich; Stellvertretung bei derselben findet nicht statt.

§138. Die Freiheit der Person ist unverletzlich ...

§139. Die Todesstrafe, ausgenommen wo das Kriegsgericht sie vorschreibt, oder das Seerecht im Falle von Meutereien sie zulässt, sowie die Strafen des Prangers, der Brandmarkung und der körperlichen Züchtigung sind abgeschafft.

§140. Die Wohnung ist unverletzlich ...

§141. Die Beschlagnahme von Briefen und Papieren darf, außer bei einer Verhaftung oder Haussuchung, nur in Kraft eines richterlichen, mit Gründen versehenen Befehls vorgenommen werden, welcher sofort oder innerhalb der nächsten vierundzwanzig Stunden den Beteiligten zugestellt werden soll.

§142. Das Briefgeheimnis ist gewährleistet.

§143. Jeder Deutsche hat das Recht, durch Wort, Schrift, Druck und bildliche Darstellung seine Meinung frei zu äußern.

Die Pressfreiheit darf unter keinen Umständen und in keiner Weise durch vorbeugende Maßnahmen, namentlich Zensur, Koncessionen, Sicherheitsbestellungen, Staatsauflagen, Beschränkungen der Druckereien oder des Buchhandels, Postverbote oder andere Hemmungen des freien Verkehrs beschränkt, suspendiert oder aufgehoben werden ...

§144. Jeder Deutsche hat volle Glaubens- und Gewissensfreiheit ...

§152. Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei.

§153. Das Unterrichts- und Erziehungswesen steht unter der Oberaufsicht des Staates, und ist, abgesehen vom Religionsunterricht, der Beaufsichtigung der Geistlichkeit als solcher enthoben ...

§158. Es steht einem Jeden frei, seinen Beruf zu wählen und sich für denselben auszubilden, wie und wo er will.

§159. Jeder Deutsche hat das Recht, sich mit Bitten und Beschwerden schriftlich an die Behörden, an die Volksvertretungen und an den Reichstag zu wenden ...

§161. Die Deutschen haben das Recht, sich friedlich und ohne Waffen zu versammeln; einer besonderen Erlaubnis dazu bedarf es nicht ...

§164. Das Eigentum ist unverletzlich. Eine Enteignung kann nur aus Rücksichten des gemeinen Besten, nur auf Grund eines Gesetzes und gegen gerechte Entschädigung vorgenommen werden ...

§174. Alle Gerichtsbarkeit geht vom Staate aus. Es sollen keine Patrimonialgerichte bestehen ...

§177. Kein Richter darf, außer durch Urteil und Recht, von seinem Amte entfernt, oder an Rang und Gehalt beeinträchtigt werden ...

§188. Den nicht deutsch redenden Volksstämmen Deutschlands ist ihre volkstümliche Entwicklung gewährleistet, namentlich die Gleichberechtigung ihrer Sprachen, so weit deren Gebiete reichen, in dem Kirchenwesen, dem Unterrichte, der inneren Verwaltung und der Rechtspflege.

§189. Jeder deutsche Staatsbürger steht unter dem Schutze des Reiches ...

Ehe diese Verfassung am 28. März 1849 vom Präsidenten der Nationalversammlung ausgefertigt und im Reichsgesetzblatt verkündet wurde, erfolgte am selben Tage in der Paulskirche mit 290 Stimmen bei 240 Enthaltungen die Wahl König Friedrich Wilhelms IV. von Preußen zum Deutschen Kaiser. Mit dieser Wahl und der Annahme der Verfassung und der Kaiserwürde durch den preußischen König sollte das Werk der Paulskirchen-Versammlung seine staatspolitische Verwirklichung und Krönung erfahren.

REAKTION UND BISMARCKZEIT

20. März-29. April 1850	Erfurter Unionsparlament
1. Sept. 1850	Wiedereröffnung des Frankfurter Bundestages
29. Nov. 1850	Olmützer Punktation
31. Dez. 1851	Silvesterpatent ("Neoabsolutismus" in Österreich)
1853/54-1856	Krimkrieg
1858-1861	Regentschaft Wilhelms (I.) von Preußen ("Neue Ära")
1859	Sardinisch-Französisch-Österreichischer Krieg
1861-1888	König Wilhelm I. von Preußen
1861	Gründung der Deutschen Fortschrittspartei
23. Sept. 1862	Bismarck wird preußischer Ministerpräsident
1862-1866	preußischer Verfassungskonflikt
1863	Gründung des Allgemeinen Deutschen Arbeitervereins
16. Aug. 1863	Frankfurter Fürstentag
1. Febr.-1. Aug. 1864	2. Deutsch-Dänischer Krieg
30. Okt. 1864	Friede von Wien
14. Aug. 1865	Gasteiner Konvention
15. Juni-26. Juli 1866	Deutscher Krieg
3. Juli 1866	Schlacht bei Königgrätz
23. Aug. 1866	Friede von Prag (Auflösung des Deutschen Bundes)
3. Sept. 1866	Annahme der Indemnitätsvorlage
20. Sept. 1866	preußische Annexionen (Hannover, Kurhessen, Nassau, Frankfurt)
1867	Gründung der Nationalliberalen Partei
1867	österreichisch-ungarischer Ausgleich
17. April 1867	Verfassung des Norddeutschen Bundes angenommen
1869	Gründung der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei
13. Juli 1870	Emser Depesche
19.07.1870- 26.02.1871	Deutsch-Französischer Krieg
2. Sept. 1870	Schlacht bei Sedan
18. Jan. 1871	Kaiserproklamation Wilhelms I. in Versailles
16. April 1871	Verfassung des Deutschen Reiches
10. Mai 1871	Friede von Frankfurt am Main
1873	Wirtschaftskrise ("Gründerkrach")
1875	Gründung der Sozialistischen Arbeiterpartei Deutschlands

13. Juni-13. Juli 1878	Berliner Kongress
21. Okt. 1878	Sozialistengesetz
7. Okt. 1879	Zweibund
18. Juni 1881	Dreikaiserabkommen
20. Mai 1882	Dreibund
1883	Krankenversicherungsgesetz
1884	Unfallversicherungsgesetz
18. Juni 1887	Rückversicherungsvertrag
9. März-15. Juni 1888	Kaiser Friedrich
1888-1918	Kaiser Wilhelm II.
1889	Alters- und Invaliditätsversicherungsgesetz
20. März 1890	Entlassung Bismarcks

Die Jahre nach dem Scheitern der Revolution von 1848 werden als "Reaktionszeit" bezeichnet, d.h. als eine Phase, die durch starres Festhalten an überholten politischen und gesellschaftlichen Verhältnissen geprägt ist. Tatsächlich schien es so, als ob das vorrevolutionäre Deutschland wiederhergestellt wäre: Die deutsche Nationalbewegung hatte mit der Erneuerung des Deutschen Bundes unter der Führung Österreichs eine schwere Schlappe erlitten; die liberale und demokratische Bewegung war mit der Beseitigung der Frankfurter Reichsverfassung und der Verfolgung aller, die revolutionärer Umtriebe verdächtig waren, mundtot gemacht. Dennoch hatte die Revolution tiefe Spuren hinterlassen. Selbst in Preußen gab es jetzt eine Verfassung und eine Volksvertretung, wenngleich die politische Ordnung und das Dreiklassen-Wahlrecht keineswegs demokratischen Vorstellungen entsprachen. Als 1858 Prinz Wilhelm von Preußen die Regentschaft für seinen nicht mehr regierungsfähigen Bruder Friedrich Wilhelm IV. übernahm, erwarteten die Liberalen eine "Neue Ära". Wilhelm berief wirklich ein liberaleres Ministerium, und der innenpolitische Druck der Verfolgungen ließ nach. Weitergehende Hoffnungen erwiesen sich allerdings als unbegründet. Das zeigte sich in dem Verfassungskonflikt zwischen der Krone und der liberalen Mehrheit des Abgeordnetenhauses um eine Heeresreform. Im Verlauf dieser Auseinandersetzung wurde 1862 der Konservative Otto von Bismarck zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt. Bismarck war in den 50er Jahren als preußischer Gesandter am Bundestag in Frankfurt am Main mit den Schwierigkeiten eines friedlichen Dualismus zwischen Preußen und Österreich vertraut geworden. Nachdem der Versuch Preußens, auf antirevolutionärem Wege eine Union deutscher Staaten unter preußischer Führung zustande zu bringen, mit der Olmützer Punktation von 1850 fehlgeschlagen war, hatte sich ein offener politischer und militärischer Gegensatz zwischen den beiden deutschen Großmächten herausgebildet. Bismarck, der ursprünglich die Part-

nerschaft mit Österreich aus monarchisch-absolutistischer Tradition als ein selbstverständliches Erbe ansah, entwickelte sich im diplomatischen Kampf um die Gleichberechtigung Preußens in der Führung des Deutschen Bundes zum entschiedenen Verfechter des preußisch-kleindeutschen Nationalstaatsgedankens, also einer Einigung Deutschlands unter Ausschluss des Vielvölkerstaats Österreich. Der preußisch-österreichische Gegensatz geriet in Bewegung, als Österreich 1859 Krieg gegen Piemont-Sardinien und Frankreich führte. Während der französische Kaiser Napoleon III. als Vorkämpfer der nationalen Einheit Italiens auftrat, verteidigte Österreich in Oberitalien nichtnationale und damit vielfach als überlebt empfundene Interessen. Trotzdem gab es viele Befürworter einer militärischen Unterstützung Österreichs durch den Deutschen Bund. Aber obwohl das österreichische Heer bei Magenta und Solferino (4. und 24. Juni 1859) blutige Niederlagen erlitt, kam es nicht zu einer positiven Entscheidung, vor allem weil Preußen aus Sorge vor einer gesamteuropäischen Ausweitung des Krieges zögerte.

Für die italienischen Staaten bildete der Krieg den Auftakt zur Entstehung des Königreichs Italien. Dieser Erfolg gab auch der deutschen Nationalbewegung Auftrieb. In Österreich führte die Niederlage zu einer verfassungsmäßigen Neuordnung: Das zentralistische und innenpolitisch reaktionäre "Silvesterpatent" von 1851 wurde schrittweise durch eine liberalere Verfassung abgelöst, die auch den nichtdeutschen Nationalitäten Mitspracherechte einräumte. Nach der Niederlage Österreichs gegen Preußen kam es 1867 zur staatsrechtlichen Umwandlung der Habsburgermonarchie, die dann bis 1918/19 Österreich-Ungarn hieß.

In Preußen gab der Krieg von 1859 Anstoß zu den Heeresreformplänen, die zum Verfassungskonflikt und zum Ende der Neuen Ära führten. Bismarck rückte seit seiner Ernennung zum Ministerpräsidenten ganz in das Zentrum der preußischen wie der deutschen Politik, so dass man die von ihm geprägte Epoche als "Bismarckzeit" bezeichnet. Wenn es auch immer etwas fragwürdig ist, einen bestimmten Zeitabschnitt nach einer einzelnen geschichtlichen Persönlichkeit zu benennen, so erscheint dies im Falle Bismarcks doch als gerechtfertigt: Er gilt nicht nur mit Recht als der eigentliche Gründer des Deutschen Reiches, dessen Verfassung mit der starken Stellung des Reichskanzlers ganz auf ihn zugeschnitten war, sondern er übte auch auf die Entwicklung der Kräfte und Strömungen seiner Zeit, denen er innerlich völlig fern stand, beträchtlichen Einfluss aus. So bediente er sich geschickt der Unterstützung des rechten Flügels der Liberalen, der sich 1867 in der Nationalliberalen Partei zusammenschloss, bei der Einigung Deutschlands "von oben", d.h. durch die Machtmittel des preußischen Staates, wobei das eigentliche liberale Ziel, der freiheitliche Rechtsstaat, zumindest teilweise in den Hintergrund trat. Das deutsche Kaiserreich entstand durch drei Kriege unter preußischer Führung: 1864 - noch gemeinsam mit Österreich - gegen Dänemark

um Schleswig-Holstein, 1866 gegen Österreich - woraufhin als Vorläufer des Deutschen Reiches der Norddeutsche Bund gegründet wurde - und 1870/71 gegen Frankreich. Als entscheidender Akt der Reichsgründung galt die Proklamation Wilhelms I. von Preußen zum Deutschen Kaiser am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Versailler Schlosses. Nicht nur die führende Rolle Preußens bei der Reichsgründung und die Verklammerung von preußischer und deutscher Regierungsspitze, sondern auch das gebiets- und bevölkerungsmäßige Übergewicht Preußens machten dieses zum tonangebenden Bundesmitglied. Man hat - vor allem im Hinblick auf die zunehmende Verbreitung der auffallendsten preußischen Tradition, der Überbewertung militärischer Tugenden auch im zivilen Bereich - von einer "Verpreußung" Deutschlands gesprochen. Andererseits ist nicht zu verkennen, dass die Herrschaft Preußens über das Reich sein allmähliches Aufgehen im Reich einleitete. War das Deutsche Reich auch ein Bund souveräner Fürsten, kein Zusammenschluss des deutschen Volkes, so wurde die Reichsgründung doch von der überwältigenden Mehrheit der Deutschen begrüßt. Die nationale Begeisterung ließ nur allzu leicht vergessen, dass die Machtzusammenballung in der Mitte Europas den Nachbarstaaten als Gefahr für das Mächtegleichgewicht erscheinen musste. Bismarck war sich dieser Tatsache stets bewusst, und er versuchte daher, durch eine betont maßvolle Außenpolitik und ein kunstvolles Bündnissystem das auf Revanche bedachte Frankreich zu isolieren und die europäischen Interessengegensätze nach außen, besonders in die koloniale Rivalität abzuleiten. Dem von der Öffentlichkeit geforderten Erwerb deutscher Kolonien stand er lange ablehnend gegenüber. Als ihm keine andere Wahl blieb, versuchte er die Errichtung deutscher "Schutzgebiete" durch eine Verständigung mit Großbritannien abzusichern. In der Innenpolitik führte Bismarck weitaus weniger souverän und erfolgreich Regie. Vermutete er zuerst in der neuentstandenen katholischen Zentrumspartei den Hauptgegner des preußisch-protestantischen Kaiserreichs, den er durch den "Kulturkampf" in die Knie zwingen wollte, so war später die Sozialdemokratie mit ihren internationalen Verflechtungen der "Reichsfeind", den er mit dem Sozialistengesetz (1878) bekämpfte. In beiden Fällen ist Bismarck gescheitert; Zentrum und sozialdemokratische Partei wurden zu tragenden Elementen der deutschen Politik. Angesichts der sozialistenfeindlichen Politik konnte es auch der weithin als vorbildlich gerühmten Sozialgesetzgebung der 80er Jahre nicht gelingen, die Arbeiterschaft für den Bismarckstaat zu gewinnen.

Bad Ems

König Wilhelm saß ganz heiter jüngst zu Ems, dacht gar nicht weiter an die Händel dieser Welt. Friedlich, wie er war gesonnen, trank er seinen Kränchenbrunnen als ein König und ein Held.

Da trat in sein Kabinette eines Morgens Benedetti, den gesandt Napoleon. Der fing zornig an zu kollern, weil ein Prinz von Hohenzollern sollt' auf Spaniens Königsthron.

Nicht im „Kabinette“, sondern am Römerbrunnen auf der Kurpromenade fand die folgenschwere Unterredung zwischen dem preußischen König und dem französischen Botschafter Graf Benedetti statt, deren negativer Ausgang eine Woche später zum Deutsch-Französischen Krieg führte. Ein Gedenkstein an der Stätte des kurzen Wortwechsels gibt die genaue Zeit an: „13. Juli 1870, 9 Uhr 10 Min. morgens“. Am 1. Juli war die „spanische Bombe“ geplatzt: Erbprinz Leopold von Hohenzollern-Sigmaringen hatte sich nach langem Zögern bereit erklärt, den seit 1866 verwaisten spanischen Thron zu besteigen. Am 6. Juli drohte der französische Außenminister Gramont in der Kammer, Frankreich werde nicht dulden, dass „eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls V. setzt“. Daraufhin zog Leopold seine Kandidatur zurück. Benedettis Versuch, König Wilhelm zu weitergehenden Zugeständnissen zu nötigen, wurde von diesem zurückgewiesen. Das Telegramm des Vortragenden Rats Abeken über die Unterredung wurde von Bismarck in propagandistisch höchst wirksamer Weise redigiert und am 14. Juli als „Emser Depesche“ veröffentlicht. Die französische Regierung sah hierin einen Affront und erklärte am 19. Juli den Krieg.

Die Emser Depesche

Doch Frankreich mochte sich mit dem Rückzug Prinz Leopolds nicht begnügen, sondern verlangte darüber hinaus eine Garantie, dass es auch in Zukunft keine Kandidatur eines Hohenzollern für den spanischen Thron geben werde. In diesem Sinne verhandelte der französische Botschafter Graf Benedetti, den Bismarck in seinem Bericht erwähnt, mit König Wilhelm in Bad Ems, wo dieser sich zur Kur befand. Wilhelm lehnte ab, höflich, aber bestimmt, und weigerte sich, Benedetti ein weiteres Mal zu empfangen, da er die Angelegenheit als erledigt betrachtete. Anschließend schrieb er einen Vermerk für den Geheimrat Heinrich Abeken, der den König während seines Kuraufenthalts als Vertreter des Auswärtigen Amtes begleitete und der nun seinerseits auf der Grundlage dieses Vermerks Seiner Majestät am Nachmittag des 13. Juli, kurz vor 16 Uhr, an Bismarck telegraphierte:

Se. Majestät schreibt mir: „Graf Benedetti fing mich auf der Promenade ab, um auf zuletzt sehr zudringliche Art von mir zu verlangen, ich sollte ihn

autorisieren, sofort zu telegraphiren, dass ich für alle Zukunft mich verpflichtete, niemals wieder meine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur zurückkämen. Ich wies ihn zuletzt etwas ernst zurück, da man à tout jamais dergleichen Engagements nicht nehmen dürfe noch könne. Natürlich sagte ich ihm, dass ich noch nichts erhalten hätte und, da er über Paris und Madrid früher benachrichtigt sei als ich, er wohl einsähe, dass mein Gouvernement wiederum außer Spiel sei." Seine Majestät hat seitdem ein Schreiben des Fürsten bekommen. Da Seine Majestät dem Grafen Benedetti gesagt, dass er Nachricht vom Fürsten erwarte, hat Allerhöchstderselbe, mit Rücksicht auf die obige Zumuthung, auf des Grafen Eulenburg und meinen Vortrag beschlossen, den Grafen Benedetti nicht mehr zu empfangen, sondern ihm nur durch einen Adjutanten sagen zu lassen: dass Seine Majestät jetzt vom Fürsten die Bestätigung der Nachricht erhalten, die Benedetti aus Paris schon gehabt, und dem Botschafter nichts weiter zu sagen habe. Seine Majestät stellt Eurer Excellenz anheim, ob nicht die neue Forderung Benedetti's und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als in der Presse mitgetheilt werden sollte.

Bismarck, Moltke und Roon saßen noch beisammen, als die Depesche gut zwei Stunden später, um 18.09 Uhr, in Berlin eintraf. Bismarck berichtet, wiederum in seinen Gedanken und Erinnerungen.

Während der Unterhaltung wurde mir gemeldet, dass ein Ziffertelegramm, wenn ich mich recht erinnere, von ungefähr 200 Gruppen, aus Ems, von dem Geheimrath Abeken unterzeichnet, in der Übersetzung begriffen sei. Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, dass Abeken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigirt und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor, deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, dass sie Speise und Trank verschmähten. Bei wiederholter Prüfung des Actenstücks verweilte ich bei der einen Auftrag involvirenden Ermächtigung Seiner Majestät, die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unsern Gesandten als in der Presse mitzutheilen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in Bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unsrer Rüstungen, respective auf die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden. Er antwortete, dass er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Ausbruchs keinen Vortheil für uns erwarte ...

In dieser Überzeugung machte ich von der mir durch Abeken übermittelten königlichen Ermächtigung Gebrauch, den Inhalt des Telegramms zu veröffentlichen, und reducirte in Gegenwart meiner beiden Tischgäste das Telegramm durch Streichungen, ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern ...

Die Bismarcksche Fassung des Abekenschen Textes lautete:

Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der kaiserlich französischen Regierung von der königlich spanischen amtlich

mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Seine Majestät den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, dass er nach Paris telegraphire, dass Seine Majestät der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten. Seine Majestät der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, dass Seine Majestät dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe.

Die beiden anderen, die am Nachmittag dieses 13. Juli die Redaktion Bismarcks mit ansahen, spürten sofort, dass hier etwas Unerhörtes geschehen war. Bismarck selbst berichtete später darüber:

Der Unterschied in der Wirkung des gekürzten Textes der Emser Depesche im Vergleich mit der, welche das Original hervorgerufen hätte, war kein Ergebnis stärkerer Worte, sondern der Form, welche diese Kundgebung als eine abschließende erscheinen ließ, während die Redaction Abekens nur als ein Bruchstück einer schwebenden und in Berlin fortzusetzenden Verhandlung erschienen sein würde.

Nachdem ich meinen beiden Gästen die concentrirte Redaction vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: "So hat das einen ändern Klang, vorher klang es wie Chamade, jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." Ich erläuterte: "Wenn ich diesen Text, welcher keine Aenderungen und keinen Zusatz des Telegramms enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrags sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsre Gesandtschaften mittheile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des rothen Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und Ändern ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, dass wir die Angegriffenen seien, und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, so weit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, dass wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgentreten."

Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte. Sie hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune. Roon sagte: "Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen." Moltke trat so weit aus seiner gleichmüthigen Passivität heraus, dass er sich, mit freudigem Blick gegen die Zimmerdecke und mit Verzicht auf seine sonstige Gemessenheit in Worten, mit der Hand vor die Brust schlug und sagte: "Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere

Heere zu führen, so mag gleich nachher ‚die alte Carcasse‘ der Teufel holen.“ Er war damals hinfälliger als später und hatte Zweifel, ob er die Strapazen des Feldzugs überleben werde.

Kaiserproklamation in Versailles

Noch bevor es dazu kam, fand am 18. Januar 1871 im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles die Proklamation des Königs von Preußen zum Deutschen Kaiser statt. Durch die Tatsache, dass man für dieses deutsche Ereignis das geschichtsträchtige französische Versailles als Veranstaltungsort gewählt hatte, konnten sich die Franzosen jedoch keineswegs geschmeichelt fühlen. Die Ortswahl war ein Affront und Beweis für das Aufeinandertreffen gegensätzlicher französischer und deutscher Interessen in der Frage der deutschen Einheit. Von hier aus nahm die deutsch-französische „Erbfeindschaft“ ihren Ausgang.

Der gemeinsame Krieg der Deutschen gegen die Franzosen hatte den letzten Anstoß für die staatliche Einigung gegeben, die nun auf dem Boden des geschlagenen Gegners verkündet und gefeiert wurde. Bismarck hatte schon nach den ersten Siegen über diese Einigung mit den süddeutschen Staaten verhandelt und Einvernehmen erzielt, so dass man nun, obwohl der Krieg noch andauerte, bereits zur Kaiserproklamation schreiten konnte.

Vor den in Versailles anwesenden deutschen Fürsten wurde in einer „Proklamation an das deutsche Volk“, die Bismarck verlas, die Annahme der deutschen Kaiserwürde durch den König von Preußen verkündet:

Kaiserproklamation im Spiegelsaal des Schlosses von Versailles am 18. Januar 1871. Nach einem Gemälde von Lenbach, der übrigens die Uniform von Bismarck in weißer Farbe malte, um den Kanzler, der in Wirklichkeit eine blaue Uniform getragen hatte, besonders hervorzuheben. Tatsächlich gab es in Preußen gar keine weißen Uniformen.

Wir Wilhelm, von Gottes Gnaden König von Preußen, nachdem die deutschen Fürsten und freien Städte den einmütigen Ruf an Uns gerichtet haben, mit Herstellung des Deutschen Reichs die seit mehr denn sechzig Jahren ruhende deutsche Kaiserwürde zu erneuern und zu übernehmen, und nachdem in der Verfassung des Deutschen Bundes die entsprechenden Bestimmungen vorgesehen sind, bekunden hiermit, dass Wir es als eine Pflicht gegen das gemeinsame Vaterland betrachtet haben, diesem Ruf der verbündeten deutschen Fürsten und Städte Folge zu leisten und die deutsche Kaiserwürde anzunehmen. Demgemäß werden Wir und Unsere Nachfolger an der Krone Preußens fortan den kaiserlichen Titel in allen Unseren Beziehungen und Angelegenheiten des Deutschen Reiches führen, und hoffen zu Gott, dass es der deutschen Nation gegeben sein werde, unter dem Wahrzeichen ihrer alten Herrlichkeit das Vaterland einer segensreichen Zukunft entgegenzuführen. Wir übernehmen die

kaiserliche Würde in dem Bewusstsein der Pflicht, in deutscher Treue die Rechte des Reiches und seiner Glieder zu schützen, den Frieden zu wahren, die Unabhängigkeit Deutschlands, gestützt auf die geeinte Kraft seines Volkes, zu verteidigen. Wir nehmen sie an in der Hoffnung, dass dem deutschen Volke vergönnt sein wird, den Lohn seiner heißen und opfermutigen Kämpfe in dauerndem Frieden und innerhalb der Grenzen zu genießen, welche dem Vaterlande die seit Jahrhunderten entbehrte Sicherung gegen erneute Angriffe Frankreichs gewähren. Uns aber und Unseren Nachfolgern an der Kaiserkrone wolle Gott verleihen, allezeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein, nicht an siegreichen Eroberungen, sondern an den Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung.

Gegeben Hauptquartier Versailles, den 17. Januar 1871. Wilhelm

WILHELMINISCHES ZEITALTER UND ERSTER WELTKRIEG

27.März 1890	Nichtverlängerung des Rückversicherungsvertrages
1.Juli 1890	Helgoland-Sansibar-Vertrag
1890/1891	Arbeiterschutzgesetze
1890-1894	Reichskanzler Leo von Caprivi
1891	Gründung des Alldeutschen Verbandes (Name ab 1894)
21.Okt.1891	Erfurter Programm der SPD
17.Aug.1892	französisch-russische Militärkonvention
1894-1900	Reichskanzler Chlodwig Fürst zu Hohenlohe-Schillingsfürst
3.Jan. 1896	Krügerdepesche Wilhelms II.
1897	Kiautschou deutsche Kolonie
1898	Gründung des Deutschen Flottenvereins
1998/1900	Flottengesetze
18.Mai-29.Juli 1900	1. Haager Friedenskonferenz
1.Jan.1900	Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs
1900-1909	Reichskanzler Bernhard Fürst von Bülow
27.Juli 1900	“Hunnenrede” Wilhelms II. / Boxeraufstand
8.April 1904	britisch-französische Entente cordiale
31.März 1905	Besuch Wilhelms II. in Tanger/l. Marokkokrise
15.Juni-18.Okt. 1907	2. Haager Friedenskonferenz
31.Aug.1907	britisch-russischer Interessenausgleich
1908	österreichische Annexion von Bosnien und Herzegowina
28.Okt.1908	Daily-Telegraph-Affäre
1909-1917	Reichskanzler Theobald von Bethmann Hollweg
1.Juli 1911	“Panthersprung” nach Agadir / 2. Marokkokrise
12.Jan.1912	Reichstagswahlen (SPD erstmals stärkste Fraktion)
8.-11.Febr.1912	Mission Haldanes in Berlin
1912/1913	Balkankriege
28.Juni 1914	Attentat von Sarajewo
23.Juli 1914	österreichisches Ultimatum an Serbien
1./3.Aug.1914	deutsche Kriegserklärung an Rußland und Frankreich
23-31.Aug.1914	Schlacht bei Tannenberg
6.-9.Sept.1914	Marneschlacht
7.Mai 1915	Versenkung der “Lusitania”
21.Febr.- Dez.1916	Schlacht von Verdun
29.Aug.1916	3.OHL
1.Febr.1917	uneingeschränkter U-Boot-Krieg

6.April	Kriegseintritt der USA
19.Juli 1917	Friedensresolution des Reichstages
7.Nov.1917	Ausbruch der Oktoberrevolution in Russland
8.Jan.1918	Wilson's Vierzehn Punkte
3.März 1918	Friede von Brest-Litowsk
21.märz 1918	Beginn der deutschen Frühjahrsoffensiven
3./4.Okt.1918	Prinz Max von Baden wird Reichskanzler; deutsches Waffenstillstandsangebot
26.Okt.1918	Oktoberverfassung; Entlassung Ludendorffs
21.März 1918	Beginn der Matrosenaufstände
9.Nov.1918	Abdankung des Kaisers / Ausrufung der Republik
11.Nov.1918	Waffenstillstand

Der Zeitabschnitt von 1890, dem Jahr der Entlassung Bismarcks, bis zum Ende des Ersten Weltkrieges 1918 wird in den Geschichtsbüchern das "Zeitalter des Imperialismus" genannt. Daneben findet sich auch die Bezeichnung "Wilhelminisches Zeitalter". Welche Formulierung man für zutreffender hält, hängt allein vom Standpunkt des Betrachters ab. Der Imperialismusbegriff erscheint aus weltgeschichtlicher Sicht zweifellos angebrachter. Er deutet auf das diese Epoche charakterisierende Streben der europäischen und der neuen, außereuropäischen Großmächte (USA, Japan) hin, im Wettlauf miteinander sich durch den Erwerb überseeischer Kolonien eine Weltmachtposition aufzubauen. Aus deutscher Sicht ist auch die mit dem Namen des Kaisers verbundene Bezeichnung gerechtfertigt.

Der letzte deutsche Kaiser, Wilhelm II., war sicher nicht die überragende Persönlichkeit wie der souverän die politische Szene beherrschende große Kanzler, der der vorhergehenden Epoche seinen Stempel aufgedrückt hatte. Aber der Lebensstil, den der Kaiser in seiner romantisch-altmodischen, spätabolutistischen Auffassung vom Amt des Herrschers entwickelte und in seinem Auftreten, seinem Gebaren und seinen Äußerungen praktizierte, war zugleich der Lebensstil der Gesellschaft in diesem kaiserlichen Deutschland der Jahrzehnte um die Jahrhundertwende. Die Gesellschaft, das waren die alten und neuen Machteliten, die Großagrarier, Bankiers und Großindustriellen, natürlich das Offizierskorps und die höhere Beamtenschaft sowie die Mehrzahl der Hochschulprofessoren. Dazu gehörte auch die überwiegende Mehrheit des durch Wirtschaftswachstum und industrielle Entwicklung zu Wohlstand gelangten Bürgertums. Glanz und Gloria, Garderegimenter und Kaisermanöver, Stapelläufe und Flottenparaden, Galauniformen bei jedem gesellschaftlichen Ereignis: der Nimbus deutscher Weltmachtstellung und Weltgeltung lag über allem, erzeugte ein bisher nie gekanntes Wertgefühl. Wahrhaftig, einen Aufstieg ohnegleichen hatte das Deutsche Reich in den knapp fünfundzwanzig Jahren

seit seiner Gründung vollzogen! Ein Hauch dieses neuen deutschen Wertgefühls war bis in die kleinbürgerlichen Wohnstuben in den entferntesten Provinzstädten spürbar; wo das Kaiserbild den bevorzugten Platz über dem Sofa einnahm, gleich neben den, Erinnerungsfotos aus der Militärzeit des Familienoberhauptes. Überhaupt beherrschte das vom Kaiser so bevorzugte Militär das Leben im damaligen Deutschland. Ebenso wie der Kaiser trugen auch die hochrangigen Beamten, alle Reichskanzler und Minister, obwohl sie Zivilisten waren, im Reichstag und bei öffentlichen Anlässen Uniform. Jeder Zivilist in gehobener Stellung, ob Beamter oder Rechtsanwalt, ob Apotheker, Lehrer oder Geschäftsmann, war in der Gesellschaft ein angesehenener Mann erst, wenn er "gedient" hatte und als Reserveoffizier in das Zivilleben zurückgekehrt war. Diese Haltung führte zu grotesken und oftmals peinlichen Situationen. Der Glaube an den Kaiser, an durch Amt oder Uniform verliehene Autorität war im Preußen-Deutschland des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts so ausgeprägt wie nie zuvor.

Der Kaiser selbst, der gern sein eigener Kanzler sein wollte, war nicht die Persönlichkeit, um die Lücke auszufüllen, die mit dem Abgang Bismarcks von der politischen Bühne in der Reichsführung entstanden war. Er war oberflächlich und sprunghaft in seinen Entscheidungen. Im Grunde unsicher, ließ er sich oft von Meinungen seiner Berater und Freunde beeinflussen und zu plötzlichen und unausgereiften Entschlüssen hinreißen. Das "persönliche Regiment" des Monarchen war in Wirklichkeit eine Herrschaftsform, in der verschiedene, oft miteinander rivalisierende Mächtigkeitsgruppen und Kräfte auf den Kaiser einwirkten und den Kurs der Politik bestimmten, Vertreter einflussreicher Interessenverbände oder auch einzelne starke Persönlichkeiten wie der Marinestaatssekretär von Tirpitz oder später - im Kriege - der Generalstabschef Ludendorff. Die Politik der Reichsregierung bekam auf diese Weise einen unstillen Zug, der keine klare Linie erkennen ließ, zumal auch die Kanzler der Zeit nicht das Format besaßen, um souverän gegenüber dem Monarchen einen geraden Regierungskurs zu steuern. Am Anfang sah es so aus, als könnte der Kaiser in der Innenpolitik mit dem propagierten "Neuen Kurs" tatsächlich neue Akzente setzen, indem er das brennendste Problem der Zeit, die soziale Frage, aufgriff. Aber als sich zeigte, dass die Arbeiterschaft nicht so einfach für die Regierung zu gewinnen und von der Sozialdemokratischen Partei zu trennen war, ließ er rasch seine Reformpläne fallen und kehrte zu der verhärteten Politik Bismarckscher Prägung zurück. Das böse Wort von den "vaterlandslosen Gesellen" fiel, es machte seine wahre Einstellung zur Arbeiterfrage offenkundig. Er besaß in Wirklichkeit kein Gespür für die drängenden sozialen Probleme der Arbeiterschaft, wie er auch den unaufhaltsam sich vollziehenden gesellschaftlichen Wandlungsprozess, den der Übergang vom Agrar- zum Industriestaat in Gang gesetzt hatte, kaum zur Kenntnis genommen hat. Der Aufstieg der Sozialdemokratie zur stärksten Reichstagsfraktion 1912 trotz aller

Beeinträchtigungen durch den Staatsapparat, durch Polizei und Bürokratie, beunruhigte die Machteliten zutiefst und bestärkte sie in ihrem Vorhaben, durch eine betont aggressive Außenpolitik sichtbare außenpolitische Erfolge einzubringen. Auf diese Weise wollte man die innenpolitische Opposition zum Schweigen bringen, so wie seinerzeit Bismarck in der Situation des Verfassungskonflikts mit dem Erfolg seiner Einigungskriege die oppositionellen Kräfte überwunden hatte. Die Außenpolitik des Reiches in den letzten Vorkriegsjahrzehnten war weitgehend von dieser Haltung durchdrungen; die Risikobereitschaft maßgeblicher Führungskräfte in der Julikrise 1914 entstammte dieser Einstellung. "Der Lotse verlässt das Schiff", so hatte vieldeutig die britische Zeitung "Punch" den Sturz Bismarcks in einer berühmten Karikatur kommentiert. Die Kündigung des von Bismarck mit Russland geschlossenen Rückversicherungsvertrages und der fast gleichzeitige Abschluss des Helgoland-Sansibar-Tauschgeschäftes mit Großbritannien 1890 ließen vermuten, dass das Reich auch in der Außenpolitik neue Wege zu gehen entschlossen war. Logisch wäre es nun für die Reichspolitik gewesen, sich intensiv um eine feste Verbindung mit Großbritannien zu bemühen, um die verhängnisvollen Folgen der Vertragsaufkündigung auszugleichen; denn prompt erfolgte die Annäherung der über die deutsche Haltung enttäuschten Russen an Frankreich. Die von Bismarck stets befürchtete, aber mit seinem kunstvollen Bündnissystem geschickt verhinderte Entwicklung war Wirklichkeit geworden. Das auf Revanche sinnende, bisher isolierte Frankreich gewann einen Bündnispartner, die Gefahr eines Zweifrontenkrieges war für das Reich nun nicht mehr auszuschließen.

Aber weder der Kaiser noch die Reichsregierung trafen Anstalten, nun auf die britische Karte zu setzen. Von der eigenen Machtposition überzeugt, glaubte man abwarten zu können; Großbritannien müsse seiner schwerwiegenden Differenzen in Übersee mit Frankreich und Russland wegen eines Tages selbst die Anlehnung an die stärkste Kontinentalmacht, das Deutsche Reich, suchen. Aber nun setzte der forcierte Ausbau der Flotte ein, vehement von Wirtschaft, Industrie und nationalen Verbänden gefordert zur Absicherung des überseeischen Besitzes; er musste die führende Seemacht Großbritannien tief beunruhigen. Wäre diese Flottenpolitik diplomatisch vorbereitet worden und im Einvernehmen mit den Briten unter Einhaltung gewisser Beschränkungen erfolgt, hätte die Trübung des Verhältnisses zu den Vettern jenseits des Kanals durchaus vermieden werden können.

DEUTSCHE HERRSCHER (Zeittafel)

911-918 Konrad I.

Ottonen

919-936 Heinrich I.

936-973 Otto I., der Große

973-983 Otto II.

983-1002 Otto III.

1002-1024 Heinrich II.

Salier

1024-1039 Konrad II.

1039-1056 Heinrich III.

1056-1106 Heinrich IV.

1077-1080 Rudolf von Rheinfelden

Gegenkönige Heinrichs IV.

1081-1088 Hermann von Salm

1106-1125 Heinrich V.

1125-1137 Lothar III. von Supplinburg (Sachse)

Staufer

1138-1152 Konrad III.

1152-1190 Friedrich I. Barbarossa

1190-1197 Heinrich VI.

1198-1208 Philipp von Schwaben

Doppelwahl

1198-1218 Otto IV. (Welfe)

1212-1250 Friedrich II.

1246/47 Heinrich Raspe von Thüringen

Gegenkönige Friedrichs II.

1247-1256 Wilhelm von Holland

1250-1254 Konrad IV.

Interregnum

1257-1275 Alfons X. von Kastilien

1257-1272 Richard von Cornwall

Hausmachtkönigtum

- 1273-1291 Rudolf I. von Habsburg
- 1292-1298 Adolf von Nassau
- 1298-1308 Albrecht I. von Österreich (Habsburger)
- 1308-1313 Heinrich VII. von Luxemburg
- 1314-1347 Ludwig IV., der Bayer (Wittelsbacher)
(Doppelwahl)
- 1314-1330 Friedrich der Schöne von Österreich (Habsburger)
- 1346-1378 Karl IV. (Luxemburger)
- Gegenkönig Karls IV. 1349 Günther von Schwarzburg
- 1378-1400 Wenzel von Böhmen (Luxemburger)
- 1400-1410 Ruprecht von der Pfalz (Wittelsbacher)
- 1410-1437 Sigismund (Luxemburger)
- 1410/11 Jobst von Mähren (Luxemburger; Gegenkönig)

Habsburger

- 1438/39 Albrecht II.
- 1440-1493 Friedrich III.
- 1493-1519 Maximilian I.
- 1519-1556 Karl V.
- 1556-1564 Ferdinand I.
- 1564-1576 Maximilian II.
- 1576-1612 Rudolf II.
- 1612-1619 Matthias
- 1619-1637 Ferdinand II.
- 1637-1657 Ferdinand III.
- 1658-1705 Leopold I.
- 1705-1711 Joseph I.
- 1711-1740 Karl VI.

- 1742-1745 Karl VII. von Bayern (Wittelsbacher)

Habsburg-Lothringen

- 1745-1765 Franz I.
- 1765-1790 Joseph II.
- 1790-1792 Leopold II.
- 1792-1806 Franz II.

Hohenzollern

1871-1888 Wilhelm I.

1888 Friedrich III.

1888-1918 Wilhelm II.

Staatsoberhäupter

1919-1925 Reichspräsident Friedrich Ebert

1925-1934 Reichspräsident Paul von Hindenburg

1934-1945 „Führer und Reichskanzler“ Adolf Hitler

1945 „Reichspräsident“ Karl Dönitz

QUELLENNACHWEIS

1. Das Biedermeier. Kultur zwischen Wiener Kongress und Märzrevolution. Hermes Handlexikon. Von M. Bernhard. Düsseldorf: ECON, 1983
2. Der Spiegel. Nr. 44 / 1996
3. Deutsche Geschichte in Schlaglichtern. Mannheim, Wien, Zürich: Meyers Lexikonverlag, 1990
4. Deutsche Könige und Kaiser des Mittelalters. Leipzig, Jena, Berlin: Urania, 1990
5. Görtemaker M. Deutschland im 19. Jahrhundert. Entwicklungslinien. Opladen: Leske+Budrich, 1989
6. Kaiser-König-Kardinal: deutsche Fürsten 1500-1800. Leipzig, Jena, Berlin: Urania, 1991
7. Gerd Roth in: Nordwest Zeitung. Oldenburg, 26.8.1991
8. <http://www.germanische-mythologie.de>

Печатается в авторской редакции
Компьютерная верстка макет Н.П.Баринаова, О.Ю.Максимов

Лицензия ИД.№ 06178 от 01.11.2001. Подписано в печать 22.04.03. Формат 60x84/16.

Бумага офсетная. Печать офсетная. Усл.-печ. л. 8,6; уч.-изд. л.9,25.

Тираж 100 экз. Заказ № 39

Издательство «Самарский университет», 443011, г. Самара, ул. Акад. Павлова, 1.

Отпечатано ООО «Универс-групп».